This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

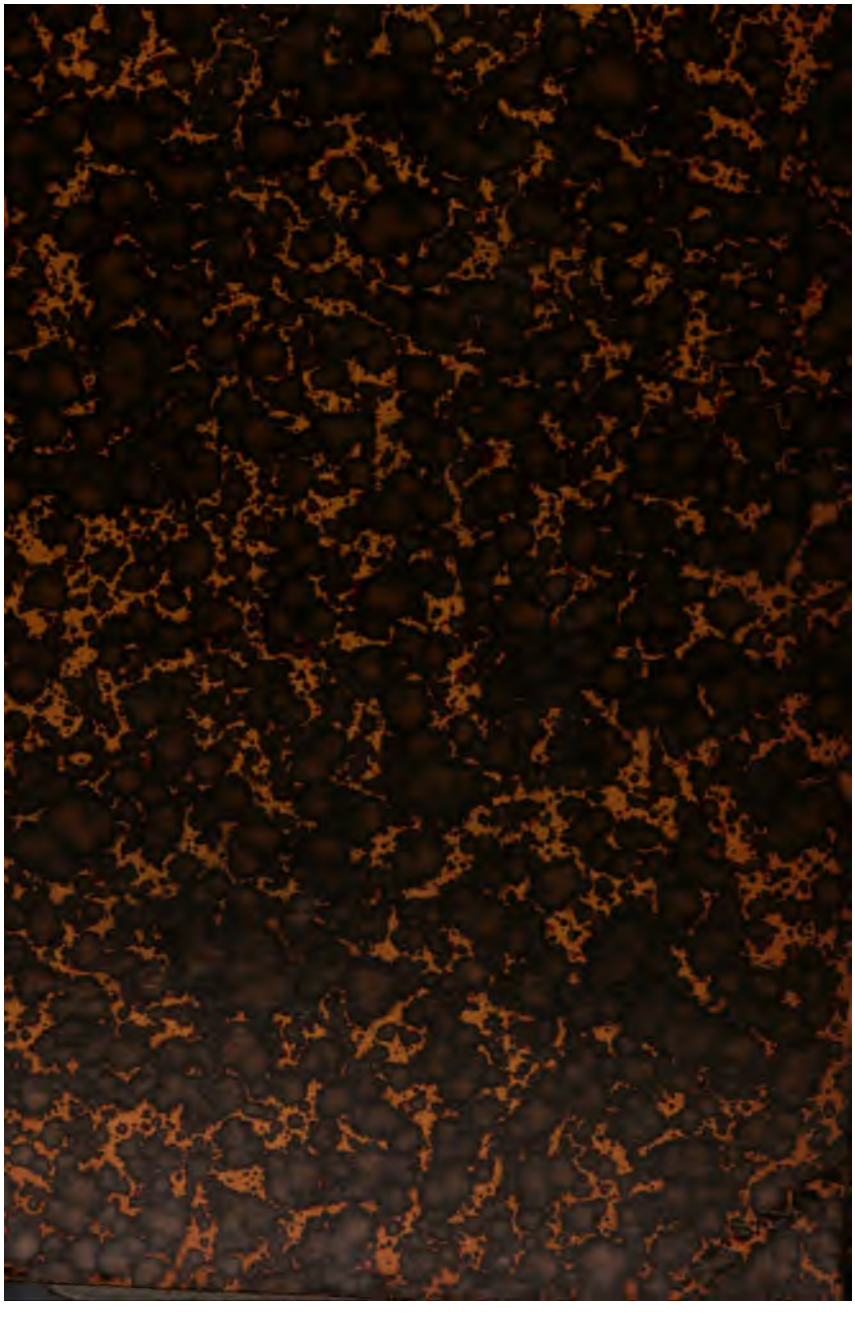
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



LSoc1711.15

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

OF LAWRENCE, MASS.

(Class of 1862)

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Erste Vereinsschrift für 1900.

Bernhard Duhr S. J., Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen.

Köln, 1900.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Schriften der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Jahresberichte und Vereinsgaben.

Commissions-Verlag von J. P. Bachem in Köln.

1876. **Jahresbericht.** 48 Seiten.

Vereinsschrift. 1. **Zur Einführung.** 2. **Prof. Dr. J. Hergenröther, Der heilige Athanasius der Große.** 3. **Prof. Dr. Franz Kaulen, Assyrien u. Babylonien nach den neuesten Entdeckungen.** 186 S. geh. M. 3.—. (Vergriffen.)

1877. I. **Prof. Dr. Th. Simar, Der Aberglaube.** II. Aufl. 80 S. geh. M. 1.20.

II. **C. Berthold, Die Herrschaft der Zweckmäßigkeit in der Natur.** 98 S. geh. M. 1.60. (Vergriffen.)

III. **A. Baumstark, Die spanische National-Litteratur im Zeitalter der habsburgischen Könige.** 110 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 60 Seiten.

Bericht über die Verhandlungen der Section für Philosophie 29. 8. 1877. 100 Seiten. (Vergriffen.)

1878. I. **Dr. P. Haffner, Eine Studie über G. E. Lessing.** 2. Aufl. 112 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Friedr. Kayser, Eine Nilfahrt.** 104 Seiten. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

III. **Dr. J. B. Heinrich, Clemens Brentano.** 112 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 156 Seiten.

1879. I. **Fr. Hettinger, Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri** in ihren Grundzügen. 142 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. Franz Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche, zunächst in Deutschland bis zum Jahre 1520.** 112 S. geh. M. 1.80.

III. **Heinrich Rodenstein, Bau u. Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt.** 104 Seiten. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 64 Seiten.

1880. I. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** I. Theil. 112 Seiten. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

II. **Dr. P. Norrenberg, Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit.** 112 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** II. Theil. 132 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 58 Seiten.

1881. I. **Leopold Kaufmann, Albrecht Dürer.** 120 Seiten. geh. M. 1.80.

II. u. III. **Dr. Baudri, Weihbischof, Der Erzbischof von Köln, Johannes Cardinal von Geissel und seine Zeit.** 336 S. geh. M. 5.—. (Vergriffen.)

Jahresbericht. 32 Seiten.

1882. I. **Prof. Dr. Const. Gutberlet. Der Spiritismus.** 104 S. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

1882. II. **Karl Unkel, Berthold von Regensburg.** 124 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Prof. Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, Philipp van Marnix, Heer van Sanct-Aldegonde.** Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. 68 Seiten. geh. M. 1.20.

Jahresbericht. 40 Seiten.

1883. I. **Dr. Jos. Pohle, P. Angelo Secchi.** Ein Lebens- und Culturbild. 164 Seiten. geh. M 2.50.

II. **Dr. Karl Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen.** 108 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. Herm. Cardauns, Der Sturz Maria Stuart's.** 116 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 44 Seiten.

1884. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts.** Franciscaner, Dominicaner und andere Missionare. 122 S. geh. M. 1.80.

II. **Prof. Dr. Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung.** 104 S. geh. M. 1.80.

III. **Prof. Dr. Joseph Pohle, Die Sternwelten u. ihre Bewohner.** I. Theil. 128 S. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

Jahresbericht. 52 Seiten.

Anhang: Verzeichniß d. Mitglieder und Theilnehmer der Görres-Gesellschaft. 40 Seiten.

1885. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs v. Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland.** Deutsche Angelegenheiten, Friedens-Verhandlungen zw. Papst u. Kaiser 1703—1709. 132 S. geh. M. 1.80.

II. u. III. **Prof. Dr. Jos. Pohle, Die Sternwelten und ihre Bewohner.** II. Theil. Schluß. 220 S. geh. M. 3.60.

Jahresbericht. 12 Seiten.

1886. I. **Dr. W. Pingsmann, Santa Teresa de Jesus.** Eine Studie über das Leben und die Schriften der hl. Theresia. 116 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Anton Pieper, Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im siebenzehnten Jahrhundert.** 116 S. geh. M. 1,80.

III. **Fr. Wilh. Woker, Agostino Steffani, Bischof von Spiga i. p. i., apostolischer Vicar von Norddeutschland. 1709—1728.** 144 Seiten. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 28 Seiten.

1887. I. **Aurel Adeodatus, Die Philosophie und Cultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino. — Prof. Dr. Dittrich, Die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen.** 106 S. geh. M. 1.80.

(Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags.)

Die Stellung der Jesuiten

in den

deutschen Hexenprozessen.

Von

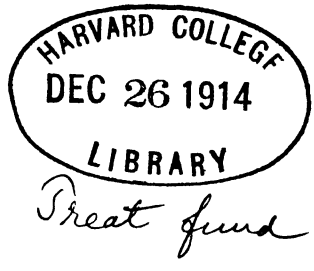
Bernhard Duhr S. J.

Köln, 1900.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

15620

LSoc 1711.15



Vorwort.

Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen ist bald in einseitig apologetischem Interesse zu glänzend, bald in einseitig gegnerischer Tendenz zu schwarz gezeichnet worden. Auf den folgenden Blättern soll ein Versuch gemacht werden, ohne Tendenz nach der einen oder anderen Richtung hin die wahre Sachlage zu schildern. Wie anderwärts, soll man sich auch in dieser Frage nicht scheuen, die Wahrheit voll und ganz zu sagen und auch hier den Satz Ciceros zu befolgen, den Leo XIII. in seinem bekannten Schreiben vom 18. August 1883 allen katholischen Historikern zur Richtschnur gegeben: Der Historiker soll nicht wagen, die Unwahrheit zu sagen, und nicht fürchten, die Wahrheit zu offenbaren (De oratore II, 15: Nam quis nescit primam esse historiae legem ne quid falsi dicere audeat, deinde ne quid veri non audeat?). Nur die Wahrheit wirkt befreiend, und nur die wahre Geschichte wird als Leuchte der Wahrheit zugleich zur Lehrmeisterin für das Leben. Wie manche irrige Auffassungen schleppen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert, weil man in einen Spiegel gesehen, der die Bilder der Vergangenheit in falschem Lichte und verzerrter Stellung wiedergegeben hat! Wenn dann solche Auffassungen noch einschneidende Bedeutung für das praktische Leben haben, kann die Verhüllung oder Vertuschung der Wahrheit von sehr bösen Folgen begleitet sein. Das sehen wir so recht klar in unserer Frage. Hätte man sich allgemein zu einer der Wahrheit entsprechenden kritischen Geschichtsbetrachtung der Hexenprozesse früher durchgerungen, so wären wohl zahlreiche Justizmorde verhütet worden. In dieser Beziehung dürften die folgenden Ausführungen eine sehr eindringliche Predigt gegen Leichtgläubigkeit und Kritiklosigkeit enthalten.

Die vorliegende Arbeit ist, wie gesagt, ein Versuch: das Material wird noch vielfach zu ergänzen sein, aber auch in ihrer Unvollkommenheit kann sie der Wahrheit dienen. Das ist der aufrichtige Wunsch des Verfassers.

Exaeten bei Roermond, 31. März 1900.

B. Duhr S. J.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	3
1.	Die Schuldfrage im allgemeinen	7
2.	Die ersten Jesuiten in Deutschland und P. Scherer in Wien	22
3.	Die Trierer Vorgänge	29
4.	Gregor von Valenzia und Martin Delrio	35
5.	Adam Tanner und Paul Laymann	45
6.	Die Cautio criminalis des P. Spe	59
7.	Hofbeichtväter und Hofprediger	66
8.	Hexenprozesse und Gegenreformation	74
9.	Die Paderborner Besessenen	78
10.	Wiederauflodern der Hexenbrände im 18. Jahrhundert	84
	Schlußwort	95

1. Die Schuldfrage im allgemeinen.

Hexen und Zauberer, die in besonderer Verbindung mit dem Teufel stehen, kennen alle Zeiten und alle Völker. Zeiten großer Not und tiefgehender Verwilderung sind Blüteperioden für Hexenwahn und Hexenverfolgung. In Deutschland können als solche Zeiten besonders das ausgehende 16. Jahrhundert und die Periode des dreißigjährigen Krieges bezeichnet werden. Der Wahn des vielfach unwissenden und vernachlässigten Volkes witterte überall Hexerei und Zauberei, und engherzige, kritiklose, unpraktische Gelehrte, Laien und Geistliche, Juristen und Theologen gaben dem Volkswahn nach, anstatt ihm zu widerstehen. So entfachte der Wahn im Bunde mit Rachsucht und Habgier, unterstützt und endlos erweitert von einer fast wahnsinnig zu nennenden Anwendung der Folter die entsetzliche Periode der Hexenbrände, dieser Schmach für unser deutsches Vaterland wie für den christlichen Namen.

Was man auch immer von grauenhaften Verbrechen der Hexen in einzelnen Fällen behaupten und beweisen mag, soviel steht heute historisch fest, daß in den deutschen Hexenprozessen Tausende unschuldig gefoltert, verurteilt und verbrannt worden sind. Dafür haben wir außer den im Verlauf unserer Untersuchung anzuführenden Belegen das ganz unanfechtbare Zeugnis des P. Spe, der als einer der zuverlässigsten Kenner der deutschen Hexenprozesse allgemein anerkannt ist. P. Spe versichert unter einem Eidschwur: ich habe bis jetzt keine Hexe zum Scheiterhaufen geführt, die ich in Anbetracht aller Umstände mit Klugheit als schuldig erklären könnte. Dasselbe habe ich von zwei anderen wohl zusehenden Theologen gehört, und doch habe ich alle Mühe aufgewandt, um die Wahrheit zu ergründen [1]).

[1]) Cautio criminalis, Dub. 30, docum. 19 (p. 240), die Seitenzahlen nach der zweiten Ausgabe Francofurti 1632.

Ganz allgemein erklärt die Kongregation der Inquisition in ihrer Instruktion vom Jahre 1657, daß kaum ein Prozeß gegen die Hexen richtig geführt worden sei.

Hätten wir aber auch solche und ähnliche Zeugnisse nicht, so genügte allein die Erwägung, wie die Prozesse geführt wurden, um zu dem sicheren Urteile zu gelangen: In diesen Prozessen müssen viele Unschuldige verurteilt worden sein, denn in den meisten Prozessen war ein Entrinnen auch für die unschuldigsten Angeklagten einfach unmöglich. Die Folter in ihrer Anwendung bei den Hexenprozessen ist mit Recht „das fast unfehlbare, schreckliche Werkzeug des Justizmordes" genannt worden [1]).

Der Hexenwahn war bei den meisten Inquisitoren und Richtern so zur fixen Idee geworden, daß sie von vornherein von der Schuld der Angeklagten überzeugt waren, und es nun für ihre Pflicht hielten, durch fortgesetztes Foltern auch das Geständnis zu erpressen. Trat ihnen das Gesetz entgegen, welches der Wiederholung der Folter bestimmte Schranken setzte, so halfen sie sich mit der unwürdigen Unterscheidung, daß sie die Wiederholung der Folter nur Fortsetzung nannten.

P. Spe hat in gerechtem Eifer dies Verfahren gegeißelt. Nachdem er die Worte des Hexenhammers angeführt, auf die man sich berief, schreibt er: Ich weiß nicht, was ich sagen soll, daß Religiosen (Ordensleute) und Priester so sprechen und in einer so bitteren Sache mit Worten spielen können. Fürwahr, das scheint mir eine irreligiöse Grausamkeit, und ich beginne zu fürchten, ja ich habe schon oft vorher gefürchtet, daß die genannten Inquisitoren (Sprenger und Institoris) diese ganze Menge der Hexen zuerst nach Deutschland importiert haben durch ihre so indiskreten oder vielmehr durch die in Wahrheit diskreten und geteilten Folterungen [2]).

---

[1]) Riezler, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern (Stuttgart 1896), S. 277.

[2]) Torturis suis tam indiscretis, imo inquam verissime discretis et divisis. Dub. 23. praetextus 5 (p. 172). Wenn einer den Hexenhammer nicht kennt, könnte er versucht sein, das Citat Spes für falsch zu halten, aber es steht genau so an der von Spe citierten Stelle, Pars 3, qu. 14: Quarto stat actus in isto, quod si quaestionatus decenter noluerit fateri veritatem, ponantur alia tormentorum genera coram eo, dicendo, quod oporteat eum haec sustinere, nisi fateatur veritatem. Quod si nec sic poterit ad terrorem vel etiam ad veritatem induci, tunc (tum) pro secunda aut tertia die quaestionanda (quaestionandum erit) a,d continuandum tormenta, non ad iterandum: quia iterari non debent nisi nova supervenissent indicia. Feretur coram eo sententia in modum qui sequitur. Et nos praefati Judex (et assessores) assignamus tibi tali diem talem ad quaestiones continuandum, ut a tuo ore proprio veritas audiatur et totum ponatur in processu a notario. Malleus maleficarum maleficas et earum haeresim framea conterens. (Lugduni 1620), p. 372 s.

Wie im einzelnen die Folter ihres grauenhaften Amtes waltete, dafür haben wir unter vielen besonders ein Zeugnis, das zu den hervorragendsten Dokumenten in der Geschichte der Hexenprozesse gezählt werden muß.

Johannes Junius war seit 1614 mehrfach einer der Bürgermeister von Bamberg gewesen, zuletzt 1624—1628. Im Jahre 1628 wurde er der Hexerei angeklagt, trat anfänglich seinen Richtern beherzt entgegen, wurde dann aber so lange gefoltert, bis er alles gestand, was die Richter haben wollten. Wie seine Frau schon vorher, so wurde auch er nach unsäglichen Qualen dem Tode überliefert. Von diesem Bürgermeister Junius befindet sich auf der kgl. Bibliothek zu Bamberg ein mit bebender Hand geschriebener Brief vom 24. Juli 1628 an seine Tochter, in dem er das Vorgehen gegen ihn eingehend schildert. Der Brief wiegt ganze Bände von Hexenprozessen auf; er zeigt, was von all den Hexengeständnissen zu halten ist, und bildet eine schauerlich deutliche Illustration zu den Ausführungen des P. Spe. Obgleich der Brief etwas lang ist, lassen wir ihn doch wegen seiner ganz besonderen charakteristischen Bedeutung seinem Wortlaut nach folgen, wie er von Leitschuh veröffentlicht wurde [1]).

„Zu viel hundert tausend guter nacht hertzliebe dochter Veronica. Vnschuldig bin ich in das gefengnus kommen, vnschuldig bin ich gemarttert worden, vnschuldig muß ich sterben. Denn wer in das haus [2]) kompt, der muß ein Drutner (Zauberer) werden oder wird so lange gemarttert, biß das er etwas auß seinem Kopff erdachte weiß, vnd sich erst, daß got erbarme, vf etwas bedencke. Wil dir erzehlen, wie es mir ergangen ist. Alß ich das erste mahl bin vf die Frag gestemt worden, war Doctor Braun, Doctor Kötzendörffer und die zween frembde Doctor [3]) da.

Da fragt mich Doctor Braun zu Abtswert: Schwager, wie kompt ir daher. Ich antwortt: durch die valsheit, vnglück. Hört, Ir, sagt er, Ir seyt ein Drutner, wolt Ir es gutwillig gestehen, wo nit, so wird man euch Zeug herstellen vnd den Hencker an die seyten. Ich sogt, ich bin kein Drutner, ich hab ein reines gewissen in der sach, wan gleich taussent zeug weren, so besorg ich mich gar nicht, doch wil ich gern die Zeug hören. Nun wurdt mir des Cantzlers Sohn [4]) vorgestelt, so fragt ich Ihn, Her Doctor, waß wißet Ir von mir. Ich hab die Zeit meines lebens weder in gueten noch bössen nie noch (mit Euch) zu thun gehabt; so gab er mir die Antwort, Herr Collega, wegen des landtgerichts. Ich bit euch umb der Zeugen. In der hoffhaltung habe ich euch gesehen. Ja, wie aber? Er wißt nicht. So bat ich die herrn Commissarios, man soll ihn beeydig und recht examiniren. Sagt Doctor Braun, man werd es nicht mach, wie Ihr es haben wolt, es ist genug, daß er euch gesehen hat. Gehet hin herr doctor. Ich sagt: so, herr, was ist das für ein Zeug? Wann es also gehet, so seyt ir so wenig sicher, alß ich oder sonsten ein ander ehrlicher

[1]) Beiträge zur Geschichte des Hexenwahns in Franken. (Bamberg 1883), S. 49—55.

[2]) Lochhaus.

[3]) Die Doktoren beider Rechte: Schwartzcontz und Herrnberger.

[4]) Dr. Haan. Der Kanzler Dr. Haan und dessen Sohn wurden hingerichtet. Vgl. Archiv für kathol. Kirchenrecht, Bd. 50, S. 192 f.

man. Da war kein gehör. Darnach kommt der Cantzler[1]), sagt wie sein sohn; hette mich auch gesehen, hat mir aber nicht vf die Füß gesehen, waß ich war. Darnach die hoppfen Elß[2]). Sie hette mich im haupts mohr[3]) dantzen seh. Ich fragt noch, wie sie sah. Sie sagt, sie wüßte es nicht. Ich bat die herrn um gottswillen, sie hörten, daß es lauter falsche zeug weren, man sollte sie doch beeydig vnd sicher examinieren, es hat aber nicht sein wollen, sondern gesagt, ich sollte es guttwillig bekennen oder der hencker sollte mich wohl zwing. Ich gab zur antwort: ich hab got niemal verleugnet, so wollt ich es auch nicht thun, gott soll mich auch gnedig dafür behueten. Ich wollt eher darüeber außstehen, was ich sole. Vnd da kam leider, Gott erbarm es in höchstem himmel der hencker und hat mir den Daumenstock angelegt, bede hende zusamen gebunden, daß das blut zu den negeln herauß=gangen vnd allenthalben daß ich die hendt in 4 wochen niht brauch koennen, wie du da auß dem schreiben seh kannst. So hab ich mich Gott in sein heilige funff wunden befohlen vnd gesagt, weyl es Gottes ehr vnd nahmen anlang, den ich niht verleugnet hab, so will ich mein vnschuld vnd alle diese marter vnd pein in seine 5 wunden leg, er wirt mir mein schmertz lindern, daß ich solche schmertz ausstehn kann. Darnach hat man mich erst außge=zogen, die hendt vf den Rücken gebunden vnd vf die höhe in der fulter gezogen. Da dachte ich, himmel vnd erden ging vnder, haben mich achtmahl auffgezogen vnd wieder fallen lassen, daß ich ein vnselig schmerzen empfan.

Und dieses ist alles fasel nackent geschehen, dan sie haben mich fasel nacket ausziehen lassen. Als mir nun unser hergot geholfen, hab ich zu Ihnen gesagt: Verzeihe euch Got, daß ir ein ehrlich man also vnschuldig angreift, wollt ihn nicht allein vmb leib vnd seel, sondern vmb hab vnd guet bring. Sagt Doctor Braun, du bist ein schelm. Ich sagt, ich bin kein schelm, noch solcher man vnd bin so ehrlich, als Ir alle seyt, allein weyle es also zugehet, so wirdt kein ehrlicher man in Bamberg sicher sein, Ir so wenig als ich oder ein ander. Sagt Doctor, er wer nit vom Teuffel angefochten; ich sagt: ich auch niht, aber euer falsche Zeugen, das sen die Teuffel, eure scharffe marter. Dann ihr laßt kein hinweg und wenn er gleich alle Marter ausstehet.

Vnd dieses ist den Freytag, den 30. Juny, geschehen, hab ich mit Gott die Marter ausstehn müß. Hab mich also die gantze Zeit niht anzieh noch die hendt brauch können ohne die andern schmerzen die ich ganz vnschuldig leiden muß. Als nun der Hencker mich wieder hinwegführt in das gefengnus, sagt er zu mir: Herr, ich bit euch vmb gotteswillen, be=kennt etwas, es sey gleich war oder nit. Erdenket etwas, dan ir könnt die marter nicht ausstehen, die man euch anthut, und wann ir sie gleich alle ausstehet, so kompt ir doch niht hinaus, wann Ir gleich ein graff weret, sondern fangt ein marter wider auf die andre an, bis ir saget, ir seyt ein Truttner, vnd sagt, eher niht dann leit man euch zu=frieden, wie denn auß allen iren vrtheylen zu sehen, daß eins wie das ander gehet. Dar=nach kam der Georg vnd sagt, die Kommissarii hetten gesagt, mein herr[4]) wolle ein solches Exempel an mir statuiren, daß man darüber staun solt; so hetten die hencker alleweyl zu=sammen geäußert vnd wolten mich wieder peinigen, er bette mich vmb gotteswillen, ich sollte etwas erdenken vnd wan ich gleich gantz vnschuldig wer, so keme ich doch niht wieder hinaus; es sagt mir es der Candelgießer, Newdecker vnd andere.

So hab ich gebetten, ich sei gar übel auf, man solte mir einen tag bedenck zeit geb vnd ein Priester. Der Priester war mir abgeschlagen, aber die zeit zu bedencken war mir geben. Nun hertzliebe dochter, was meinstu in was für eine gefahr ich gestanden und stehe. Ich sollt sag, ich sey ein truttner, vnd bin es niht, soll gott erst verleugnen vnd hab es zuvor niht gethan. Hab tag vnd nacht mich hoh bekümmert, endlich kam mir indem noch ein Rat vor. Ich sollte vnbekümmert sein, weyle ich keinen priester hab bekommen, mit dem

[1]) Dr. Georg Haan. — [2]) Eine Taglöhnerin. — [3]) Hauptsmorwald. — [4]) Der Bischof Johann Georg II.

ich mich berathen könne, solte ich etwas gedencken vnd es also sag. Es wer ja besser, ich sagt es nur mit dem mauhl vnd worten, vnd hette es aber im werck niht gethan, sollte es danach beychten vnd es die verantworten lassen, die mich dazu nötigen. Darauf ich dann den Pater prior im prediger Closter begert hab, — ihn aber niht bekommen können. Vnd dann ist dieses mein Aussag, wie folgt, aber alle erlogen.

Nun folgt, hertzliebes kindt, was ich hab außgesagt, daß ich der großen marter vnd harten tortur bin entgangen, welche mir vnmöglich lenger also auszustehen geweßen were. Nemblich alß ich anno 1624 oder 1625 ein commission von Rottweyl gehab, hab ich dem Doctor vf die Commission in meiner Rottweylisch Rechtfertigung vf die 600 fl. geben müß, also daß ich viel ehrliche leut angesprochen, die mir ausgeholfen. Das ist alles war. Itzunder volgt mein außag mit lauter lügen, die ich auf befragung der noch großen marter sag muß vnd darauf sterben muß.

Nach dießem sey ich vf mein Feldt bey dem Friedrichsprunnen gangen gantz bekummert, hab mich daselbsten niedergesetzet, do sey ein graßmedlein zu mir kommen vnd gsagt: herr, was macht ir, wie seyt ir so trawrig. Ich drauf gesagt: Ich wißte es nicht, also hat sie sich neher zu mir gemacht. Sobalt solches geschah, ist sie zu einem geißbock worden vnd zu mir gesagt: siehe, itzunder siehstu, mit wem du zu thun hast; hat mir an die gurgel gegriffen vnd gesagt, du mußt mein sein oder ich will dich umbbring. Do hob ich gesagt, behüt mich got darfür. Also ist er verschwunden vnd balt wieder komen vnd zwey weyber vnd drey menner bracht. Ich (solle) gott verleugnen, so helt ich es gethan; Gott vnd das himmlische heer verleugnet; darauf hette er mich getauft vnd waren die zwey weiber die tauf dotten [1]); hetten mir ein ducaten eingebunden, were aber ein scherben gewesen.

Nun vermeint ich, ich wer gar forüber, da stellt man mir erst den Hencker an die seyten, wo ich vf dentze gewesen, da wust ich niht, wo auß oder ein; besann mich, daß der Cantzler vnd sein sohn vnd die hopffen Else alte hofhaltung, rahtstube und haubtsmohr genenet hetten, vnd was ich sonsten bey den derartige vorlesen gehört hab, nennet ich solche ort auch. Darnach soll ich sag, was ich für leut alda gesehen hette. Ich sage, ich hette sie niht gekennet. — „Du alter Schelm, ich muß Dir den hencker übern hals schicken. Sag . . ., ist der Cantzler niht da gewest?“ So sagt ich ja. „Wer mer?“ Ich hette niemandt gekennet. So sagt (er): „Nehme ein gaß nach der andern; fahr erstlich den marck heraus vnd wieder hinein.“ Da habe ich etliche personn müssen nennen — darnach die lange gasse. Ich wuste niemand. Hab acht personn daselbsten müssen nennen — darnach den Zinkenwert — auch ein personn; darnach vf die ober prucken biß zum Georgthor vf beden seyten. Wuste auch niemandt. Ob ich nichts in der Burg wüst, es sey wer es (wolle), solle es ohne scheu sag. Vnd so fortan haben sie mich vf alle gassen gefragt, so hab ich nichts mer sag wollen noch können. So haben sie mich dem hencker geben, soll mich auszieh, die haar abschneid vnd vf die Tortur zieh. „Der schelm weiß ein vfm marck, gehet täglich mit im vmb vnd will ihn niht nennen.“ So haben sie den Dietmeyer genennet; also hab ich ihn auch nennen müssen. Darnach solt ich sag, was ich for vebel gestifft hab. Ich sagt nichts.

Het mich wohl angesonnen [2]), allein weyle ich es niht thun wolln, het er mich geschlagen. „Ziehet den schelm auf!“ — So hab ich gesagt, ich hette mein Kinder [3]) umbbring sollen, so hette ich ein pferdt dargegen vmbbracht. — Es hat niht helfen wollen, — Ich hette auch ein hostien genohmen vnd die eingegraben. — Wie dieses geredt, so haben sie mich zufride gelassen. Nun, hertzliebes kindt, da hastu alle meine Aussag vnd verlauf, darauf ich sterben muß, vnd seint lautter lüg vnd erdichte sach, so war mir gott helff. Dann dieses hab ich alles auß forcht der ferner angetrohenen marter vber die schon zuvor

---

[1]) Taufpathen. — [2]) Der Teufel nämlich.

[3]) Sein jüngster Sohn Hans Georg, seine Töchter Veronica und Anna Maria.

außgestandene Martter sag müß. Denn sie lassen niht mit den martern nach, biß man etwas sagt; er sey so fromm als er wolle, so muß er ein trudener sein. Kompt auch keiner herauß, wenn er gleich ein graf wär. Vnd wenn gott kein Mittel schickt, daß die sach recht an tag kompt, so wirdt die ganze Schwegerschafft verbrendt. Dan es muß ein jedes erst laut bekennen, was man gleich niht von einem weiß, wie das ich thun muß. Nun weiß gott im himmel, daß ich das geringste niht kann noch weiß. Sterbe also vnschuldig vnd wie ein martirer.

Hertzliebes Kindt, ich weiß, daß du so fromm bist, als ich. So hastu eben so wohl schon etliche pein vnd wann ich dir rahten soll, so sollstu von gelt vnd briefen, was du hast, nehmen vnd dich etwa ein halb Jahr vf ein walfahrt begeben oder wo du dich ein zeit lang auß dem stifft mach kannst, da rahte ich Dir, biß man siehet, wo es hinaus will. Mancher ehrlich man vnd ehrlich weib gehet zu Bamberg in die Kirchen vnd in seine andern geschefften, weiß niht böß, hat ein gut gewissen; wie ich auch bishero wie du weißt . . . .

Nichts desto weniger wird er in dem Trudenhause angeben. Wenn er nur seine Stimme (?) hat, muß er fort, er sei gerecht oder niht. Es hat der Newdecker[1]), Cantzler sein sohn, der Candelgiesser, wolff hofmeister dochter[2]) alle vf mich bekennt vnd die hopffen Else, alle vf ein mahl. Ich hab warlich hineingemüst; also gehet es gar vilen vnd wirdt noch vielen also ergehen, wo got kein mittel schickt. — Liebes kindt, dieses schreiben halt verborgen, damit es nicht vnter die Leut kompt, sonsten werde ich dermassen gemartert, daß es zu erbarmen, vnd es würden die wechter geköpffet. Also hoh ist es verboten. Herr vetter Stamer kannstu es wohl doch vertraulich ein wenig rasch lesen lassen. Bey im ist es verschwiegen. Liebes kindt, verehr diesem man 1 Reichsthaler . . . . — Ich hab etliche tag an dem schreiben geschrieben; es seint meine hendt alle lam. Ich bin halten gar übel zugericht. Ich bitte dich vmb des jüngsten gerichtes willen, halt dies schreiben in guter hut vnd bet für mich als dein vatter für ein rechten merterer nach meinem tode . . . . . Doch hütt dich, daß du das schreiben nicht lautbar macheft. Lass die Anna Maria[3]) auch für mich bet. Das darfst künlich für mich schwören, daß ich kein trudner, sondern ein mertirer bin vnd sterb hiemit gefast.

Guter nacht, denn dein vatter Johannes Junius sieht dich nimmermehr. 24. July ao. 1628."

Auf dem Rande des Briefes steht:

„Liebes Kindt 6 haben auf einmahl auf mich bekennt als: der Cantzler, sein sohn, Neudecker, Zaner, Hoffmaisters Ursel vnd Hopffen Els alle falsch auß zwang wie sie alle

---

[1]) Zweifelsohne der Bürgermeister Georg Neudecker, welcher ununterbrochen von 1612 bis zu seiner am 28. April 1628 erfolgten Verhaftung einer der vier Bürgermeister der Stadt war.

[2]) Die Tochter des Fürstbisch. Bamb. Zahlmeisters Wolfgang Hofmeister mit Namen Ursula.

[3]) Anna Maria, seine Tochter, Nonne im hl. Grab zu Bamberg. — Diese Nonne schreibt in ihrer Chronik zum Jahre 1627: „Als nun solches (das Trudenhaus) ausgebaut gewesen, hat man allhier am Tage der unschuldigen Kindlein die Kanzlerin, ihre Tochter, auch zwei Bürgermeisterweiber zum Ersten ins Trudenhaus geführt, nach diesen sind fast die allerstattlichsten u. fürnehmsten Leut allhie ins Trudenhaus geführt worden, endlich zum schwarzen Kreuz geführt, allda sind etlich hundert gerichtet und verbrennt worden. Darunter sind viele fürnehme, schöne Jungfrauen u. junge Gesellen gewesen. Ob nun allen Recht geschehen, ist allein Gott bewußt." So bei Haas, Geschichte der Pfarrei St. Martin zu Bamberg. (Bamberg 1845) S. 266.

gesagt, vnd mir vmb Gottes Willen eher sie gerichtet abgebetten . . . Sie wissen nichts alß liebs vnd guts von mir. Sie hetten es sag müß, wie ich selbsten erfahren werde.

Kann kein Priester hab, darumb seh dich wohl für, was ich dir geschrieben hab, nimb das schreiben wohl in acht."

Die Richter, welche diesen Prozeß führten und diesen wie so viele andere Justizmorde durch rechtswidrige Mittel herbeiführten, waren weltliche Juristen, und damit ist schon eine Andeutung gegeben, daß die Schuld an den Hexenprozessen durchaus nicht ausschließlich auf kirchliche Personen geschoben werden darf. Es waren weltliche Juristen, die nicht allein im 16. Jahrhundert, wie Remigius, Bodin, Hartwig von Dassel und im 17. Jahrhundert, wie Carpzov, Brunnemann, Goehausen, Ostermann, sondern auch noch im 18. Jahrhundert, wie Leyser, Frölich, Heineccius und Kreittmayr, eine widerrechtliche Praxis theoretisch verteidigten und praktisch ausübten.

Benedict Carpzov in Leipzig († 1666), dessen Aussprüche, wie K. A. Menzel sagt, im kirchlichen und peinlichen Rechte soviel galten, daß man ihn den Gesetzgeber Sachsens nannte, und „dessen Aussprüchen auch außerhalb Sachsens die Praktiker wie einem Orakel folgten" [1]), behauptete in der Praxis criminalis (I q. 48, n. 12), daß nicht allein die Zauberei, sondern auch die Leugnung der Wirklichkeit teuflischer Bündnisse schwer bestraft werden müsse [2]), und ein Professor an der Universität Jena ließ daselbst 1689 eine Schrift drucken: De nefando lamiarum cum diabolo coitu [3]).

Die Schriften, welche der gelehrte Jurist Joh. Christ. Frölich († 1729) erscheinen ließ, stehen im wesentlichen auf dem Standpunkt des Hexenhammers [4]). Diejenigen, welche Hexenflug und Hexentänze leugnen, gelten demselben Juristen als „Hexenpatrone", die durch Theologen und Juristen längst widerlegt sind. Nichtssagende Indicien, wie das Volksgeschrei, genügen zum Einschreiten; überall vertritt Frölich das schärfste Vorgehen. Auch wenn die Hexen, die mit dem Teufel einen Pakt geschlossen, keinen Schaden zugefügt, sind sie zu verbrennen. Er beruft sich dafür auf seinen Kollegen Carpzov [5]). Kinder, die das 14. Jahr erreicht

---

[1]) So Muther in der Allg. Deutschen Biogr.

[2]) Wer auch nur ein Fünkchen von Frömmigkeit und gesunder Vernunft habe, müsse es billigen, wenn die Obrigkeit gegen die Hexen schärfer vorgehe, quod meo judicio nemo non dexteritatis amans affirmabit rejectis rationibus Joan. Wieri aliorumque. Practica nova P. 1, q. 48, n. 49 (p. 272).

[3]) K. A. Menzel IV², 182. — [4]) Riezler 272.

[5]) Nicht allein Carpzov, sondern auch die Juristen von Jena und die Schöffen zu Leipzig gingen nach dieser Meinung voran. Carpzov schreibt in seiner Practica nova (P. 1, q. 48, n. 49): Pactionis expressae cum diabolo initae poena est ignis: qua afficiuntur magi qui scienter se ad daemones convertunt, cum ipsis foedus

haben, sind mit der nämlichen Strafe wie Erwachsene zu bestrafen, obwohl P. Haunold meint, man sollte bis auf das 16. Jahr warten, da sie in so früher Jugend die Schwere ihrer Vergehen nicht ermessen könnten[1]).

Der kurbayerische Jurist und Gesetzgeber Kreittmayr setzt in dem Strafgesetzbuch von 1751 auf Teufelsbündnis die Strafe des lebendigen Verbrennens. Den öffentlichen Teufelsbund bei versammeltem Hexentanz beschreibt Kreitmayr nach Frölich. Die Tortur soll zwar nicht über dreimal wiederholt werden; aber bei einem Widerruf des Bekenntnisses greift sie stets und so oft, als der Widerruf geschieht, von neuem Platz. Auch das Rasieren des ganzen Leibes erscheint noch bei Kreittmayr, um das Maleficium taciturnitatis zu brechen[2]).

Man darf wohl kühn behaupten, daß die Theorieen der Theologen nicht entfernt solchen Schaden angerichtet hätten, wenn die Juristen ihre Schuldigkeit als Richter gethan hätten. Aber „zu den Voraussetzungen des Greuels gehörte ein Richterstand" — so schreibt Riezler — „der im Zusammenhange mit der Rezeption eines fremden Rechtes das natürliche Rechtsgefühl verloren hatte und stumpfsinnig die Vernichtung des Rechtes durch die Legalität vollzog .... Ob ein Richter, der außerhalb des gerichtlichen Verfahrens die Ueberzeugung von der Unschuld eines Angeklagten gewonnen habe, seine Ueberzeugung gegenüber den Akten geltend machen dürfe — diese Frage war nicht nur ernstlich erwogen, sondern von mehreren juristischen Autoritäten entschieden verneint .... Wir finden die Richter, die in juristischen Subtilitäten zu Hause sind, ohne Verständnis für den einfachsten Kausalzusammenhang, daß die Geständnisse eines gequälten Weibes der Preis sind, um den es sich von unerträg-

---

ineunt, ipsorum opem et consilium implorant seque vicissim eis obstringunt et se ipsis mancipant. De quibus ita loquitur Const. El., 2 P. 4 ... So jemands in Vergessung seines Christl. Glaubens mit dem Teufel ein Verbündniß aufrichtet, umgehet oder zu schaffen hat, ob sie gleich mit Zauberey Niemands Schaden zugefüget, mit dem Feuer vom Leben zum Tode gerichtet und gestrafft werden soll. Sed et eadem poena (ignis) magis cum daemone paciscentibus imponenda est si nemini prorsus nocuerint, sed vel solum conventibus diabolicis in monte Bructerorum interfuerint vel cum daemone commercii quid habuerint aut tantummodo ejus auxilio confiderint nil prorsus praeterea efficientes (p. 278). Carpzov citiert hier einen anderen Juristen Petr. Theod. in colleg. crim. disp. 7. th. 6., ubi etiam a Jenensibus M. Aug. anno 1609 ita responsum fuisse refert. In diesem Sinne seien auch von den Leipziger Schöffen oft Urteile gefällt worden.

[1]) Ausführlich bei Rapp, Die Hexenprozesse und ihre Gegner aus Tirol. Innsbruck 1874, S. 29 ff. — Der hier genannte P. Haunold ist Jesuit. Er gab ein sechsbändiges Werk heraus: Controversiae de justitia et jure privatorum, Ingolstadii 1671—74, dessen letzter Band den Criminalprozeß behandelt.

[2]) Riezler 273 f.

licher Pein loskauft; wir vermissen bei ihrer Untersuchung da, wo das Geständnis auf einen Thatbestand hinweist, fast stets den Versuch, dessen Uebereinstimmung mit dem Geständnis festzustellen“ [1]).

Wenn wir ferner die Reihen derjenigen mustern, welche gegen die Ungerechtigkeiten in den Hexenprozessen aufgetreten sind, so haben die Theologen hier ein größeres Kontingent gestellt, als die zunächst dazu berufenen Juristen. Es sei nur erinnert an Loos, Tanner, Laymann, Jordanaeus, Spe, Sterzinger, Tartarotti, Muratori. In dem großen „Hexenkrieg“ in Bayern traten besonders Ordensgeistliche als Gegner der Hexenprozesse auf, während „die Juristen, welche die Sache doch auch etwas anging, sich fast durchaus schweigsam verhielten“ [2]).

Damit soll die Schuld mancher Theologen durchaus nicht geleugnet werden, insbesondere nicht ihre Kritiklosigkeit und ihr übel angebrachter Eifer in Anspornung der Hexenverfolger zu den Prozessen. P. Spe stellt besonders vier Klassen auf, welche die Obrigkeiten zu den Prozessen hetzen: 1. Theologen und Prälaten, die, ihren Spekulationen hingegeben, ohne Kenntnis des praktischen Lebens, gar nicht wissen, was in den Gefängnissen und bei der Folter vorgeht. Dazu kommen fromme und heilige Männer, die alle Richter und Inquisitoren für Heilige halten und es für ein Verbrechen erachten, deren Urteile anzutasten. Hören diese guten Leute Altweibergeschichten über die Hexen oder von deren auf der Folter erpreßten Geständnissen, so halten sie das alles gleich für ein Evangelium, lassen sich mehr von Eifer als von der Einsicht leiten und schreien: so ein Verbrechen dürfe nicht geduldet werden, alles sei voll von Hexen, dagegen müsse mit aller Macht eingeschritten werden. 2. Juristen, die aus den Hexenprozessen ein gewinnreiches Geschäft machen. 3. Der Pöbel, der Feindschaft, Neid und Rachsucht durch Angebereien und Aufhetzen zu befriedigen sucht. 4. Solche, die selbst als Hexen dem Teufel verfallen, die Obrigkeit aufhetzen, um von sich den Verdacht abzulenken.

Schwere Anklagen sind auch gegen die katholische Kirche als solche erhoben worden [3]). Besonders hat man die Bulle Innocenz' VIII. Summis desiderantes vom 5. Dez. 1484 [4]) als die Quelle der Hexenprozesse bezeichnet.

---

[1]) Riezler 153. — Weitere Einzelheiten über das Schuldkonto der Juristen und der juristischen Fakultäten bei Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse (Stuttgart 1880) 2, 209 ff., 259 ff.

[2]) Riezler 311. Riezler fügt hier bei, wie die Juristen dadurch noch einmal der Welt zum Bewußtsein brachten, daß sie in diesen Gewässern stets im Schlepptau der Theologen fuhren; aber selbst dann hätten die Juristen damals doch wenigstens teilweise auf die Seite der Kämpfer gegen die Ungerechtigkeit treten müssen; für die *größere Schuld* der Theologen ist damit in keinem Falle etwas bewiesen.

[3]) Ueber die Stellung der Kirche gegen den Aberglauben überhaupt s. Simar, Der Aberglaube (Köln 1877) S. 52 ff. — [4]) Bull. Rom. Ed. Luxemburg. 1727 I, 429.

Letzteres ist schon deshalb unrichtig, weil der Hexenbulle bereits viele Hexenprozesse vorausgingen und dieselbe den Inhalt der Berichte aus bereits geführten Prozessen wiedergiebt. Diese Bulle enthält in keiner Weise eine unfehlbare Kathedralentscheidung, verkündet durchaus nicht eine allgemein zu glaubende Lehre[1]). Man muß einräumen, daß der Papst von leichtgläubigen, kritiklosen Inquisitoren schlecht berichtet war und durch seine Bulle Ungerechtigkeiten Vorschub geleistet hat, indem sich die Hexenbrenner auf die Autorität einer päpstlichen Bulle berufen konnten. Auch hätten die deutschen Bischöfe den hl. Stuhl über den wahren Charakter der Prozesse aufklären und das Einschreiten Roms veranlassen müssen. Aber die meisten, wenn nicht gar alle Bischöfe waren selbst in dem allgemeinen Wahn befangen und zum Teil an dem Hexenbrennen als weltliche Herrscher beteiligt. Gewiß wäre es eine Ehre und ein Ruhm für den hl. Stuhl gewesen, wenn er seine warnende und verbietende Stimme eher erhoben hätte.

Wie die Bulle Summis desiderantes neben dem Berichte der Inquisitoren im wesentlichen nichts anderes enthält als eine Verwaltungsmaßregel, d. h. die Bestätigung und Ausdehnung der Gewalt der Inquisitoren, so besagen auch die beiden Breven von Leo X. (15. Febr. 1521) an die Inquisitoren in Venedig, und von Hadrian VI. (22. Juli 1522) an den Inquisitor von Como, neben Aufzählung der Verbrechen wie Gottesleugnung, Kindesmord, Verunehrung des Kreuzes, Schädigung von

[1]) Dies giebt auch Hinschius zu (System des kathol. Kirchenrechtes VI. Berlin 1897, S. 402): „Zu weit geht allerdings Döllinger, Die spanische und römische Inquisition (kleine Schriften, herausg. von Reusch, Stuttgart 1890), S. 387, wenn er anscheinend die Bulle als ex cathedra erlassen bezeichnet, denn so schwankend auch dieser Begriff ist, so ergiebt weder ihr Inhalt noch der Anlaß, aus welchem sie ergangen ist, daß der Papst eine Definition in betreff des Glaubens hat erlassen und zur Verbindlichmachung der Kirche durch diese seine Erklärung von seiner obersten Gesetzgebungsgewalt Gebrauch machen wollen, da er nur den Inquisitoren die ihnen bestrittene Kompetenz in betreff der von diesen bezeichneten, den Thatbestand der Hexerei erfüllenden Vergehen beilegt." Nicht angebracht ist die Polemik von Hinschius gegen Janssen und Pastor (Päpste 3, 250), weil sie behaupten, niemand sei verpflichtet zu glauben, was über das Hexenwesen nach den dem Papste gewordenen Berichte in der Bulle enthalten ist. Was der Papst in einer Bulle, die nicht Kathedralentscheidung ist, voraussetzt oder billigt, ist damit noch nicht Glaubenslehre für die Katholiken. Die Teufelsbuhlschaft z. B., die der Papst in der Bulle anführt, wird von, katholischen Theologen, wie Oswald (Angelologie, Paderborn 1883, S. 207), als unmöglich zurückgewiesen. Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu vom Jahre 1586 bestimmt, daß die Frage über Möglichkeit der Teufelsbuhlschaft von dem Dogmatikprofessor nicht zu behandeln sei: Relinquatur interpreti Scripturae illa quaestio, utrum daemones possint coire cum foeminis: quamvis in materia de angelis aliquid ea de re possit attingi. Monumenta Germ. Paedagogica Bd. V (Berlin 1887) S. 92. Neuere Jesuitendogmatiker, z. B. P. Christian Pesch (Praelectiones dogmaticae, Freiburg 1900, 9 vol.) berühren auch in dem Tractatus de angelis die Frage mit keinem Worte.

Flur und Vieh, nichts weiter als eine Bestätigung bezw. Beschränkung oder Ausdehnung der Befugnisse der Inquisitoren[1]).

Hundert Jahre später, am 20. März 1623 erließ Gregor XV. ein Breve (Omnipotentis Dei), in welchem er bedauert, daß einige sich soweit vergäßen, daß sie einen Pakt mit dem Teufel eingingen. Dieselben müßten bestraft werden, und zwar sollten diejenigen, welche durch ihre Zaubereien eine oder mehrere Personen tödlich beschädigen, zur Bestrafung dem weltlichen Arm übergeben, diejenigen aber, welche nur Krankheiten und Schaden an Vieh oder Aeckern hervorgerufen, mit Gefängnis bestraft werden[2]). Wäre nach dieser Norm in Deutschland verfahren worden, so hätten viele „Hexen" den Scheiterhaufen nicht bestiegen.

Ein besonderes Verdienst hat sich die römische Kongregation der Inquisition durch ihre Instruktion von 1657 erworben; nur ist zu bedauern, daß diese Instruktion nicht früher erlassen und überall zur Verpflichtung gemacht wurde. Sie enthält eine scharfe Verurteilung der bisherigen Hexenprozesse, bei denen man mit so großem Leichtsinn und solcher Härte verfahren, so daß kaum ein einziger richtig geführt worden sei. Ohne Beweise für das Corpus delicti, ohne Zuziehung der Aerzte zur Entscheidung, ob es sich nur um natürliche Krankheiten handele, auf allgemeine, so oft gar nichts beweisende Gerüchte hin, sei man vorangegangen. Bei Zauberei hätten die Richter gleich allgemein Teufelsbündnis angenommen, obgleich doch Zauberei auch ohne formelles Teufelsbündnis möglich sei. Durch die Folter habe man es dahin gebracht, daß die Weiber endlich Dinge gestanden hätten, an die sie nie gedacht. Ein Verteidiger müsse in allen Fällen gestattet oder von Amts wegen gestellt werden. Das Abscheeren der Haare wird verboten. Der Mangel an Thränen beweise gar nichts. Bei Bekenntnissen über Umgang mit dem Teufel sei zu erforschen, ob alle näheren Umstände zuträfen; seien sie unwahr, so müsse das ganze Geständnis verworfen werden usw.[3]).

---

[1]) Die beiden Breven im Bull. Rom. I, 617. 625.

[2]) Bull. Rom. III, 498.

[3]) Der lateinische Wortlaut u. a. bei Horst, Zauberbibliothek (Mainz 1822), 3. Bd. 115—127. Die Instruktion sagt in der Einleitung: Experientia rerum magistra aperte docet gravissimos quotidie comitti errores in formandis processibus contra striges . . . ita ut in S. R. et Univers. Inquisitionis adversus haereticam pravitatem Generali Congregatione longo tempore observatum fuerit, vix unquam repertum fuisse aliquem processum similem recte et juridice formatum, imo plerumque necesse fuisse quamplures iudices reprehendere ob indebitas vexationes . . . . Error principalis et peculiaris omnium fere iudicum in hac materia est devenire nedum ad inquisitionem

Die Instruktion atmet den Geist der Vernunft, der Milde und Gerechtigkeit und zeigt uns die römische Inquisition in einem viel günstigeren Lichte, als die meisten damaligen weltlichen Gerichte erscheinen. Hinschius urteilt: Die Instruktion von 1657 stellt sich dar „als eine scharfe und abfällige Kritik des Gebarens der geistlichen Hexenrichter und damit auch der Grundlage ihres Vorgehens, des Hexenhammers ... Zweifellos ist die Instruktion von einem gerechten und verständigen Sinne eingegeben und zeigt das ernste Bemühen, gerade die schwersten Mißstände, welche sich bei der Hexenverfolgung gebildet hatten, durch möglichste Beseitigung der von den Richtern geübten Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten abzustellen. Wäre sie von vornherein, beim Beginn der Hexenverfolgungen, gegeben worden, so hätte sie viele Unmenschlichkeiten und Gräuel verhindern können“ [1]).

Wie wenig die geistlichen Behörden *als solche* besonders in Deutschland an der Hexenverfolgung beteiligt sind, zeigen die Ausführungen bei Hinschius: „In denjenigen Territorien, in welchen die Ketzerinquisition keinen Boden mehr findet und im Laufe des 15. Jahrhunderts erlischt, vor allem in Deutschland und in Frankreich, wären nunmehr nach dem geistlichen Rechte die ordentlichen geistlichen, also namentlich die bischöflichen Gerichte ... zur Prozessierung der Hexen berufen gewesen. Aber wie sich dieselben schon beim Beginne der Hexenverfolgungen gegen Ende des 15. Jahrhunderts zurückhaltend gezeigt haben, so sind sie auch später in ihrer Eigenschaft als geistliche Richter sehr selten in solchen Sachen vorgegangen. Der Grund dafür lag ... in dem Verhalten der welt-

---

et carcerationem, sed saepe etiam ad *torturam* contra aliquam mulierem de maleficio imputatam, quamvis non constet de corpore delicti sive maleficii ... Ideo oportet exquisitas diligentias iudiciales adhibere, examinare medicos ... Nec sint faciles iudices ad firmiter credendum aliqua reperta, prout oleum in vasculis, pinguedo, pulveres et similia, esse aptata ad maleficium, sed faciant illa considerari a peritis ad effectum, ut dignoscatur an deservire possint ad alium finem quam maleficii. Die weiteren Einzelheiten zeigen, wieviele Thorheiten auch bei den Exorcismen mit Befragen des Teufels usw. vorkamen; die Kongregation verurteilt diese Fragen und das darauf gebaute Verfahren gegen die Hexen in scharfer Weise. Auch das Geschrei „das ist eine Hexe“ entstehe so leicht, „praecipue quando est vetula et turpis forma“, und beweise gar nichts. — Cäsar Carena hat dem Abdruck der Instruktion einen Commentar beigefügt in seinem Werke Tractatus de officio sanctissimae Inquisitionis, Bononiae 1668, p. 447 sq.

[1]) Kirchenrecht VI, 423. — Die Instruktion war eine Bestätigung und Erweiterung früherer Vorschriften. Dies geht aus dem 1639 in Rom erschienenen Buche hervor: Sacro Arsenale overo Prattica dell' Officio della S. Inquisitione ampliata. Roma 1639. Bei Binz, Joh. Weyer, 2. Aufl., S. 81 finden sich mehrere Stellen aus diesem Buche angeführt. Auch andere Inquisitionsschriftsteller berufen sich wiederholt auf frühere Instruktionen.

lichen Behörden. Die Zauberei und Hexerei war von der weltlichen Gesetzgebung schon seit dem 13. Jahrhundert unter Strafe gestellt und gehörte insoweit ebenfalls zur Kompetenz der weltlichen Gerichte . . . Endlich greift mit dem 16. Jahrhundert auch die weltliche Gesetzgebung, welche gerade in dieser Zeit eine ausgedehnte Thätigkeit entwickelt, insofern ein, als sie die Zauberei von neuem unter Strafe stellt und sie, wenn dadurch einem anderen Schaden oder Nachteil zugefügt wird, mit dem Tode bedroht." Im einzelnen führt Hinschius an die Gesetze in Bayern 1514, 1516, 1553, die Bambergensis von 1507 (Art. 131) und die Brandenburgensis von 1516 (Art. 115); nach diesen sagt die Carolina von 1532 (Art. 109): „Item so jemandt den leuten durch zauberey schaden und nachtheyl zufügt, soll man straffen vom leben zum todt, und man soll solche straff (nur in der Bambergensis steht der Zusatz „gleich der ketzerei") mit dem fewer thun. Wo aber jemandt zauberey gebraucht und damit niemant schaden gethan hatt, soll sunst gestrafft werden nach gelegenheit der sach, darinnen die urtheyler radt gebrauchen sollen" [1]).

Dasjenige Strafgesetz, welches zum ersten Male über die Strafbestimmungen der Carolina hinausging, indem auf Tod auch dann erkannt wurde, wenn durch die Zauberei kein Schaden zugefügt wurde, ist wiederum kein kirchliches, sondern die kursächsische Kriminalordnung von 1572 [2]). Dieser folgte dann zunächst das kurpfälzische Landrecht von 1582 [3]).

Um die Schuld der Kirche zu erweisen, wurde in jüngster Zeit folgendes geltend gemacht: „Für die Juristen bildeten stets die dogmatischen Entscheidungen der Theologen die Voraussetzung ihres Eingreifens . . . Der Hexenwahn spielte auf dem Boden der christlichen Glaubenslehre. Für die Frage, ob und wieweit Teufel durch Menschen oder Menschen durch Teufel wirken können, war entscheidend, wie sich die kirchliche Autorität dazu stellte. Verdammte sie diesen Glauben, so mochte derselbe vielleicht trotzdem in niedrigen Volksschichten ein dunkles Dasein fristen, mochte sogar hie und da zu einem wilden Akt barbarischer Volksjustiz führen, aber von einer großen öffentlichen Gefahr dieses Wahnes, von massenhaften und epidemischen Hexenprozessen konnte dann nicht die Rede sein. Daß Fürsten, hohe und niedere Gerichte, juristische und theologische Autoritäten und Fakultäten die Lehren des Hexenglaubens vertraten, wäre in katholischen Ländern unmöglich gewesen, wenn er nicht der Lehre der römischen Kirche, in protestantischen, wenn er nicht der Lehre der Reformatoren und Prädikanten entsprochen hätte" [4]).

[1]) Hinschius, Kirchenrecht VI, 405—7. — [2]) Wortlaut s. oben S. 14 Anm.
[3]) Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse, 1, 411 f.
[4]) So Riezler in der Hist. Zeitschr. 1900, 1, 245 und Geschichte der Hexenprozesse, S. 8.

Es liegt nahe, gegenüber dieser Beweisführung auf P. Spe hinzuweisen. Er stand gewiß ganz und voll auf dem Boden der kirchlichen Lehre, und doch wären — das muß jeder zugeben, der seine Cautio criminalis gelesen hat — die Hexenbrände bald erloschen, wenn man sich an seine Vorschläge gehalten hätte[1]).

Die Beweisführung krankt aber auch an einem inneren, grundsätzlichen Gebrechen: sie verwechselt Lehren von Theologen mit dogmatischen Entscheidungen und Lehren der katholischen Kirche. Zur Quintessenz fast aller Hexenprozesse gehören z. B. Hexenflug, Hexentanz und Teufelsbuhlschaft, und doch sind diese Dinge nie Dogmen der katholischen Kirche gewesen. Hexenflug und Hexentanz kommen in keiner päpstlichen Bulle vor, und auch wenn sie in einer solchen ständen, wären sie dadurch noch nicht kirchliche Lehre, ebensowenig wie die Teufelsbuhlschaft, obgleich dieselbe in der Bulle Summis desiderantes unter den von den Inquisitoren in Deutschland berichteten Verbrechen aufgezählt wird[2]).

Richtig ist, daß manche Theologen vorsichtiger nnd kritischer hätten zu Werke gehen müssen; dasselbe gilt aber ebenso sehr oder noch mehr von den Juristen.

Man hat weiter eingewendet: „Das Obsiegen des wahnwitzigen Systems wäre nicht zu erklären, wenn dasselbe nicht von autoritativer, hier also von der kirchlichen Seite gehegt und gepflegt worden wäre. Diese historische Thatsache drängt sich dem Betrachter mit so zwingender Gewalt auf, daß sie längst allgemein anerkannt wäre, sträubte sich dagegen nicht Pietät gegen die Kirche. Darf aber diese soweit getrieben werden, wissenschaftliche Wahrheiten zu unterdrücken? Im Leben ist es eine Tugend, über Fehler und Schwächen von Menschen hinwegzusehen, an welche uns Liebe, Verehrung und Dankbarkeit knüpfen; der Geschichte aber raubt man ihre Hoheit und ihren bildenden Wert, wenn das gleiche Verfahren, sei es in Bezug auf Institutionen oder auf Menschen, auf

---

[1]) „Unter seinen (Spe's) Händen schmilzt der Hexenglaube so sehr zusammen und erhält das Verfahren eine so vollkommene Umgestaltung, daß bei gewissenhafter Durchführung seiner Grundsätze Deutschland schwerlich wieder einen einzigen Hexenbrand gesehen hätte." So Soldan-Heppe 2, 190.

[2]) Daß die Teufelsbuhlschaft zum Inventar fast aller Hexenprozesse gehört, erklärt sich einfach aus der Thatsache, daß die Angeklagten auf der Folter darnach gefragt und so lange gefoltert wurden, bis sie auch dies eingestanden. Der Hexenhammer giebt dem Richter die ausdrückliche Weisung, stets nach der Teufelsbuhlschaft zu fragen. Et advertat judex, quod post confessionem nocumentorum hominibus aut jumentis illatorum inquirat, quot annis incubum daemonem habuerit et a quanto tempore fidem abnegarit. Quia sicut de iis nunquam fatentur nisi prius alia fuerint fassae, ita etiam omnino in fine sunt interrogandae. Malleus malefic. Pars 3, qu. 16 (p. 381).

sie übertragen wird. Auch schon vor der ausdrücklichen päpstlichen Approbation kann man den Hexenwahn der Inquisitoren nicht anders als einen kirchlichen bezeichnen. Denn die Päpste haben ihn sowie die schauerliche Anwendung, welche die Inquisitoren in ihren Hexenprozessen davon machten, nie mißbilligt. Soweit sie aber Lehre und Treiben ihrer Inquisitoren nicht mißbilligten, hat man selbstverständlich anzunehmen, daß sie es stillschweigend guthießen“ [1]).

Das Wahre, was in dieser Ausführung liegt, soll durchaus nicht geleugnet werden. Aber, wenn schon im allgemeinen „nicht mißbilligen“ und „stillschweigend gutheißen“ doch noch sehr verschiedene Begriffe sind, so muß man insbesondere den kirchlichen Geschäftsgang, wie er nun einmal ist und in jener Zeit war, schlecht kennen, wenn man als selbstverständlich annimmt, daß „nicht mißbilligen“ gleichbedeutend mit „stillschweigend gutheißen“ ist. Zudem, welchen Eindruck konnten Inquisitoren und päpstliche Schreiben auf die Reformatoren machen, für die alle päpstlichen Schreiben keinerlei Autorität besaßen oder gar als teuflische Aeußerungen erschienen? Und doch, welche Ausdehnung und Ausbildung haben Hexenwahn und Hexenprozeß nicht durch die eifrige Mitförderung der Führer des kirchlichen Abfalles gerade auf protestantischen Gebieten genommen!

Sehen wir ab von den entsetzlichen Hexenbränden in Bern und Genf (in Genf wurden innerhalb vier Jahren, 1542—1546, über 800 Hexen verhaftet und viele verbrannt); bleiben wir bei Deutschland im engeren Sinne.

Kein Territorium des Deutschen Reiches ist von dieser Seuche freigeblieben; sie überschreitet jeden Kordon, bei den Neugläubigen, die sich ihrer Aufklärung und ihres Sieges über den „Antichrist in Rom“ rühmen, wie bei den Katholiken, die treu zur Kirche stehen, allüberall richtet sie ihre Verheerungen an. Wo mehr gebrannt wurde, bei den Katholiken oder bei den Protestanten, bleibt noch zu entscheiden. Die „geistlichen“ Städte Trier, Würzburg, Bamberg stehen im Hexenbrennen den protestantischen Städten Nördlingen, Wolfenbüttel und Göttingen ziemlich gleich. Wohl kein katholischer Jurist hat soviel Hexen zu Tode verurteilt, als der Protestant Benedikt Carpzov [2]). Jedenfalls hat der

[1]) Riezler, Gesch. der Hexenprozesse, 48.

[2]) Muther bemerkt über die Tadler Carpzovs in der Allgem. deutschen Biographie (IV, 14): „Diese Kritiker vom Standpunkt modernen Zeitbewußtseins messen nicht mit billigem Maßstab.“ Das Wahre an diesem Satz darf auch den einseitigen Tadlern der Theologen zu Gemüte geführt werden. Uebrigens ist für die so oft wiederholte Behauptung, daß Bened. Carpzov 20 000 Todesurteile in Hexenprozessen gefällt, kein Beweis erbracht. Muther schreibt: „In der That sagt der Urheber der Mythe, Ph. Andr. Oldenburger (Thesaur. rer. publ., tom. IV, 1676, p. 816), nur, daß Carpzov gegen 20 000 Todesurteile »veranlaßt« habe, was wenigstens in der Quelle Oldenburgers sicherlich so zu ver-

Hexenhammer mit seinen Ammenmärchen nicht mehr Unheil angerichtet, als Luthers und seiner Prediger Brandreden und Brandschriften gegen die Hexen. Unsinnige Teufelslitteratur und aufreizende Hexenpredigten wiegen bei den Protestanten ganz entschieden vor [1]). Selbst der Hexenhammer verdankt, nach einem Stillleben in Deutschland von etwa 60 Jahren, nächst den Venetianer Ausgaben in den siebziger Jahren eine neue Blüteperiode seit 1580 protestantischen deutschen Verlegern und Herausgebern [2]).

2. Die ersten Jesuiten in Deutschland und P. Scherer in Wien.

Es wäre geradezu unbegreiflich, wenn eine religiöse Genossenschaft in Deutschland, die mitten in dem Volkswahne und der Hinrichtungswut lebte, nicht gleich der Masse der katholischen und protestantischen Gebildeten von denselben Ideen wäre beeinflußt worden. Ein solches Wunder darf man auch bei den Jesuiten nicht suchen.

Die Jesuiten sind und waren Kinder ihrer Zeit, und als solche den herrschenden Irrtümern ausgesetzt und unterworfen. Trotzdem haben sich manche zu einer Bekämpfung des Irrtums durchgerungen, und das darf in gewissem Sinne dem Orden gutgeschrieben werden. Nicht als ob er dies direkt befohlen, sondern weil es seine Mitglieder waren, die in folgerechter Anwendung der Prinzipien des Evangeliums, der christlichen Liebe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, in denen sie erzogen waren, sich zu diesem Standpunkt emporgearbeitet haben.

Der Orden als solcher hat nie zu den Hexenprozessen Stellung genommen. Weder in den eigentlichen Konstitutionen im strengeren

---

stehen ist, daß die Härte der von C. in seiner Practica rer. criminal. verteidigten Strafsätze (z. B. beim einfachen Diebstahl über 5 Dukaten Tod) die Ursache von mehr denn 20000 Todesurteilen gewesen sei." — Dies dürfte nicht übertrieben sein, wenn man bedenkt, daß der mächtige Foliant bis zum Jahre 1709 zehn Auflagen erlebte. Auch in dieser zehnten Auflage wird die Cautio criminalis nicht erwähnt. Carpzov wird sogar von Kommentatoren der Inquisition citiert.

[1]) „Abgesehen von den Schriften über Teufelsaustreibungen ist die ganze Teufelslitteratur (s. Goedecke, Grundriß II², 479 f.), die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts mit unheimlicher Ueppigkeit aufschießt, eine Frucht des theologischen Eifers auf protestantischer Seite". Riezler 160. Vgl. Janssen-Pastor, Gesch. des deutschen Volkes, 8, 609.

[2]) Janssen-Pastor, 8, 601. Die erste Ausgabe des Malleus erschien 1487, in der Zeit von 1521—1573 keine Ausgabe, dann wieder 1574 und 1576 zu Venedig, 1580 bis 1620 mehrere zu Frankfurt, Straßburg und Lyon. Die Nachweise bei Hansen in der Westdeutsch. Zeitschrift 1898 (XVII), S. 122 ff. In der Zeit nach 1520 ist keine einzige Ausgabe bei einem der großen katholischen Verleger in Deutschland erschienen.

Sinne, noch in den Dekreten der General-Kongregationen, noch in den allgemeinen Verfügungen der Generäle kommt auch nur das Wort Hexe oder Zauberer vor. Nicht einmal Besessenheit oder Exorcismus wird genannt. In Bezug auf die Inquisition erwirkte der Orden eigene päpstliche Privilegien, daß man die Ordensmitglieder nicht zu Aemtern der Inquisition zwingen könne[1]); er betrachtete das Amt der Inquisition als dem Geiste seiner Satzungen nicht entsprechend.

Dieser Richtung folgend handelte der erste Jesuit, der den deutschen Boden betrat: P. Peter Faber. Als er hörte, daß ein Jesuit in Löwen sich mit Teufelsaustreibungen abgebe, schrieb er am 9. Juli 1545: Diese Teufelsaustreibungen kann ich durchaus nicht billigen. Der Pater soll wissen, daß dabei viele Täuschung unterläuft. Er möge die Teufel, wie es Sache der Priester sei, aus den Seelen austreiben, und den Exorcisten überlassen, ihr Amt auszuüben [2]).

Nicht so entschieden war Fabers Schüler, Peter Canisius, der in seiner Jugend sich vielfach mit Mystik und Mystikern beschäftigt hatte.

„Ueberall," schrieb Canisius am 20. November 1563 aus Augsburg an Laynez, „bestraft man die Hexen, welche merkwürdig sich mehren. Ihre Frevelhaten sind entsetzlich. Sie beneiden die Kinder um die Gnade der Taufe und berauben sie derselben. Kindesmörderinnen finden sich unter ihnen in großer Anzahl. Ja, von einigen Kindern haben sie das Fleisch aufgezehrt, wie sie eingestehen. Man sah früher niemals in Deutschland die Leute so sehr dem Teufel ergeben und verschrieben. Unglaublich ist die Gottlosigkeit, Unkeuschheit, Grausamkeit, welche unter Satans Anleitung diese verworfenen Weiber offen und insgeheim getrieben haben. Das sind die Schandthaten, welche die Obrigkeit aus ihren Geständnissen[3]) in den Gefängnissen zu veröffentlichen wagt. An vielen Orten verbrennt man diese verderblichen Unholdinnen des Menschengeschlechtes und ganz besonderen Feindinnen des christlichen Namens. Sie schaffen viele durch ihre Teufelskünste aus der Welt und erregen Stürme und bringen furchtbares Unheil über Landleute und andere Christen; nichts scheint gesichert zu sein gegen ihre entsetzlichen Künste und Kräfte. Der gerechte Gott läßt das zu wegen der schweren Vergehen des Volkes, welche man durch keine Buße sühnt"[4]).

In der Antwort auf diesen Brief, welche Polanco im Namen des Generals P. Laynez (Trient, 29. Nov. 1563) Canisius zukommen ließ, wird diese Mitteilung nur kurz gestreift als „eine schreckliche Sache",

[1]) Gregor XIII. 10. Sept. 1584. Bullar. S. J. (Ed. Florentiae 1892) p. 99.
[2]) Cartas y otros escritos del B. P. Fabro. Bilbao 1894, I, 387.
[3]) Folter!
[4]) Janssen-Pastor 8, 652 f.

die Gott wie die übrigen Heimsuchungen zum Besten Deutschlands wenden möge [1]).

In einem Briefe aus demselben Jahre (3. August 1563) an den Rektor von München legt Polanco, der Sekretär des P. Laynez, in Bezug auf ähnliche Erscheinungen eine kühle Auffassung an den Tag: Was den Novizen betrifft, dem der Teufel in Gestalt eines Crucifixus und der Jungfrau Maria erschienen ist, so verdient ja seine Standhaftigkeit und sein Gehorsam Lob, aber weil häufig diese Illusionen nicht von außen kommen, sondern von der eigenen Einbildung, wenn der Kopf durch zu vieles Wachen oder andere Ursachen geschwächt ist, so muß man auf die körperliche Beschaffenheit des Betreffenden acht haben und ihn so stimmen, daß er auf ähnliche Dinge wenig Gewicht legt [2]).

In Bezug auf den Exorcismus neigte Canisius zu der Richtung, die Faber durchaus mißbilligt hatte. Deshalb schrieb der Vice-Provinzialobere der oberdeutschen Provinz P. Hoffaeus am 22. Jan. 1569 an den General P. Franz Borgia: P. Canisius muß gemahnt werden, daß er in der Sache der Besessenen sich nicht zuviel einläßt und uns Beschwerden verursacht. Es wird viel Zeit verloren und man geht nicht nach unserer Art voran [3]). P. Hoffaeus war in diesen Dingen sehr resolut. Am 2. April 1569 hatte ihn Borgia zum Provinzial der oberdeutschen Provinz ernannt. Als solcher schrieb er am 2. Juli 1569 an den General, daß Mitglieder der Familie Fugger zwei besessene Jungfrauen aus ihrem Gefolge mit nach Rom und Loretto nehmen wollten, um für dieselben dort Heilung zu finden. Die Fugger verlangten, daß P. Wendelin Volk als Begleiter mitgehe, aber der General möge dies um keinen Preis erlauben, denn bei alledem sei viel Leichtgläubigkeit. In der Nachschrift fügt er bei: Man sagt, Herr Johannes und Frau Ursula (Fugger) hätten aus einer Offenbarung oder einer Aussage des Teufels erfahren, daß derjenige körperlich schwer gezüchtigt werde, der die Begleitung verhindere. Ich würde für mich nichts fürchten [4]). — Canisius gab sich im folgenden Jahre doch wieder mit einer Teufelsaustreibung ab, wie er des Näheren am 8. April 1570 an den General berichtet. Der General ließ es an der Mahnung im Sinne des P. Hoffaeus nicht fehlen [5]). Am 7. März 1570 sandte P. Borgia an P. Hoffaeus eine Instruktion über die Besessenen, die im Sinne des

---

[1]) *Cop. Ad var. Prov. 1563/64. Handschrift im Ordensbesitz. Dies gilt auch für das Folgende, wo bei Handschriften kein Fundort genannt wird. [2]) *Cop. l. c.

[3]) *Orig. G. Ep. X, 93.

[4]) Vergl. Duhr, Paulus Hoffaeus. Ein Charakterbild aus der Geschichte der deutschen Jesuiten. Zeitschrift für kathol. Theologie (Innsbruck) 1899, S. 629.

[5]) Rieß, Der sel. Petrus Canisius (Freiburg 1865), S. 389 f.

P. Hoffaeus gehalten war, mit dem Auftrag, sie dem P. Canisius mitzuteilen[1]). An Canisius selbst erging am 18. März 1570 von Rom die Mahnung, keine Stunde mit den Besessenen zu verlieren, da eine solche Beschäftigung dem Institute nicht entspreche und andere nützlichere Arbeiten verhindern könnte[2]).

* * *

Im Jahre 1583 machte in Wien eine Teufelsaustreibung großes Aufsehen. Ueber die Veranlassung schreiben die handschriftlichen Berichte des Wiener Collegs zum Jahre 1583: Der Kaiser habe ein besessenes Mädchen auf Bitten seines Vaters nach Wien kommen und ihm im Krankenhaus Wohnung anweisen lassen. Weder der Bischof noch die Jesuiten kümmerten sich um sie. Der Kaiser befahl darauf dem Bischof, er möge den Exorcismus durch geeignete Personen an dem Mädchen vornehmen lassen. Der Bischof kam also mit dem Brief des Kaisers zu dem Oberen der Jesuiten, indem er nicht allein bat, sondern auch soweit er konnte befahl, daß die Jesuiten die Austreibung übernehmen sollten. Endlich willigte der Obere, wenn auch sehr ungern, ein. Am 17. Juni begann dann in der Kapelle der hl. Barbara die Austreibung, bei der sich mehrere beteiligten[3]). Die Arbeit nahm, wie wir von P. Scherer hören, acht Wochen in Anspruch.

Von dieser Austreibung wurden „durch unsere Widersacher soviel und mancherlei Reden hin und wieder ausgesprengt", daß P. Scherer sich veranlaßt sah, eine besondere Predigt darüber zu halten: „Christliche Erinnerung bei der Historien von jüngst geschehener Erledigung einer Jungfrauen, die mit 12652 Teufeln besessen gewesen. Gepredigt zu Wien anno 1583 am 13. Sonntag nach Pfingsten"[4]).

---

[1]) *Cop. Ad. Germ. Gall. 1569/72.

[2]) *Cop. l. c. Quanto alla persona di V. R. non converra perda hora alcuna in tale occupatione, quale no'è propria del nostro instituto, et potrebbe impedire altre molto migliori et più utili al ben commune.

[3]) *Orig. G. Ep. 24, 165.

[4]) R. P. Georgii Scherers Opera, München 1614, 2, 179–196. — Ueber diese Austreibung u. die Predigt Scherers ist viel geschrieben worden. Sacchini erzählt den ganzen Hergang in der Historia Soc. Jesu Pars V. lib. III. (Romae 1661 p. 125) und betont dabei, daß der Rektor fast gezwungen worden sei. „Qui (Rector) quanquam opus Societatis norat ab animis magis quam a corporibus exterminare daemones, tamen ne superbissimae belluae atque haeretici gloriarentur subterfugi metu certamen ... negotium aggrediendum fidenter existimavit." Ueber die Geständnisse und Aussagen von Mutter und Tochter drückt Sacchini kein Bedenken aus. Vergl. auch Soldan-Heppe, 1, 493 f. Schlager, Wiener Skizzen, 2, 65 ff.

„Zum aller ersten," sagt Scherer, „soll und muß dieser gute Grund gelegt und wohl bedacht werden, daß nämlich in der christl. Kirchen zu allen Zeiten der Gewalt gewesen, die höllischen Geister aus den Besessenen durch und in dem Namen Jesu Christi des Gekreuzigten auszutreiben." Er setzt dann das Verhalten Christi, der Apostel und der hl. Väter in Bezug auf die Teufelsaustreibung auseinander und fährt fort: „Durch diesen Gewalt hat auch der hochw. Herr Johann Kaspar Bischof und Ordinarius allhie zu Wien neben andern Priestern in einer Capellen unsers Collegii St. Barbara eine Jungfrau mit Namen Anna Schlutterbäurin burtig von Manck in Oesterreich unter der Ens von allen bösen Feinden, damit sie besessen gewesen, erlöst . . . . Christus fragte, wie jener Teufel hieß, und er antwortet »Legio«. Unsere Exorcisten fragten auch und ihnen wird eben die Antwort gegeben »Legio«.

„Das Unheil kam über das Mägdlein durch eine alte Zauberin, die sich unterstanden, dieses ihr eigen Fleisch und Blut, ihr Kindskind dem Teufel mit Leib und Seel zu verkuppeln und verheiraten. Hat derwegen ein Kreis gemacht, sich samt dem Mägdlein darein gestellt, aus einem Glas ein Fliegen gelassen, die zu einem zottenden Mann geworden, mit einem zerrissenen Mantel umgeben und alsdann zum Dirnlein gesagt: Siehe, das ist dein Bräutigam. Daß aber die Sachen also und nit anders beschaffen, bezeugt nit allein das arme Dirnlein, sonder die alt Zauberin, die der Zeit im Amthaus und Kerker der Malefizpersonen liegt, bekennt es selber, sowohl in gütiger als strenger Frag und Aussag [1]).

„Bei unsern Zeiten werden ihr viel gefunden, die zwar den hochw. Namen und Titel der Christen führen, aber in ihrem Herzen rechte Saduceer sein; lassen sich bedunken, es sei weder Engel noch Teufel noch einiger Geist; meinen die Sag oder das Geschrei vom Teufel sei aufkommen, die Leut damit zu schrecken, wie man dann die kleinen Kinder pflegt mit dem Pöpelmann zu schrecken und zu stillen. Was thut aber der fromme Gott, der jederzeit auf alle Mittel und Weg gedacht ist, den Sünder und Gottlosen zur Buß zu locken? Er nimmt unter andern auch dieses Mittel für sich, daß er zuweilen die Leut mit dem Teufel wahrhaftig laßt besessen werden und nit allein mit einem, sondern mit vielen, ja ganzen Regimentern und Legionen von Teufeln, die die Menschen ohne Unterlaß plagen und aus ihnen kenntlich genug reden und schreien, auf daß man augenscheinlich sehen, hören, greifen und mit allen fünf Sinnen vernehmen soll, daß Teufel sein und derselbigen mehr als zuviel, wie denn aus dem Beispiel des nunmehr erlösten Mägdlein deutlich abzunehmen.

---

[1]) Die alte Mutter wurde stark gefoltert.

„Das Mägdlein hat in ihrem Leib 12652 böse Geister gehabt, vermög und laut ihrer der bösen Geister eigenen, doch unwilligen, genöthigten Bekenntniß. Das war eine starke und wohl besetzte Legion. Denn sonst ist die gemein Rechnung, daß ein Legio 6666 in sich halten soll. Aber die alten lateinischen Scribenten geben einer Legion zu 12500 .... Die Engel im Himmel haben ihre Legiones .... also theilen sich auch die Teufel in Legiones aus und wir wissen gleichfalls nicht, wieviel ein Legion haltet, ohn Zweifel wird eine größer dann die andere sein .... Wieviel tausend stark ist wohl die Legion gewesen, die Christus ausgetrieben? Zwar der Evangelist schreibt, daß ihrer nicht wenig, sondern viel gewesen, wie sie dann darnach in die Säu gefahren und deren in die 2000 in das Meer gestürzt haben."

Daran knüpft P. Scherer die Mahnung: „Sei nit sicher oder sorglos, als ob kein Feind vorhanden, sondern wache und bete .... Denn wir haben nit zu kämpfen mit Fleisch und Blut, sonder mit Fürsten und Gewaltigen .... Ergreife den Harnisch Gottes, stehe umgürtet um deine Lenden mit der Wahrheit, angezogen mit dem Panzer der Gerechtigkeit. In allen Dingen ergreif den Schild des Glaubens, mit welchem du kannst alle feuerige Pfeil des Bösewichts auslöschen, setze auf den Helm des Heils und nimm das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Summa arbeite und halte dich ritterlich, wie ein Kriegsmann Jesu Christi. Wir sollen tief zu Herzen nehmen, wie bös es der Satan mit uns Armen meine .... Gehet der Teufel mit den Besessenen so grausam um, wie wird er mit den Verdammten in der Hölle spielen? .... Ach, du gutherziger Christ, bedenke das bei Zeiten, richte dein Leben und Wandel dermaßen an, damit du in seine höllische spitzige scharpfe Klauen, Tatzen und Pratzen nit kommest." Dann schildert der Prediger die Gewalt Gottes über den Satan; der Satan sei ein Feind Christi und aller Guten, aber ohne Zulassung Gottes vermöge er nichts. Gebet und Fasten seien starke Mittel wider die Teufel.

In der Widmung dieser Predigt an Bürgermeister und Rat der Stadt Wien fordert P. Scherer zur Bestrafung der Zauberer auf: „Damit Ew. Herrlichkeit als weltlicher Magistrat aus dieser Predigt desto mehr Ursach nehmen, über die hochschädlichen Zauberer und Zauberin Inquisition zu halten und mit gebührlicher Straf gegen sie zu verfahren. Denn wie annehmlich bei unserm Herrn sei mit der Justitie gegen solche Leute zu procediren, hat der Augenschein mit dieser besessenen Person geben. Sobald die alt Zauberin, welche die Teufel in das arme Mensch gezaubert, aus Befehl der Röm. Kais. Majestät dem Stadtgerichte überliefert worden, ist Gott dem Mägdlein desto fürderlicher und schleuniger

zu Hilf kommen. Denn sein Will ist ut tollatur malum de medio, daß das Uebel gestraft und keineswegs verstattet werde."

Mit dieser Predigt Scherers waren nicht alle Jesuiten einverstanden. Der Provinzial der oberdeutschen Provinz, P. Bader, schrieb am 8. Nov. 1583 an den General Aquaviva: Aus Oesterreich ist an einen Buchhändler in Augsburg eine deutsche Predigt des P. Georg Scherer über die Austreibung von 12000 und mehr Teufeln geschickt worden. Zugleich wurde an die Unserigen geschrieben, daß sie dieselbe verbessern und ihre Drucklegung besorgen sollen. Die Unserigen, welche die Predigt auf mein Geheiß gelesen, sind der Meinung, daß sie kaum den Namen der Gesellschaft tragen könne. Deshalb habe ich nach ihrer Meinung den Auftrag gegeben, die Predigt dem Buchhändler zurückzustellen und demselben zwar nicht die Drucklegung zu verbieten, wenn er wolle, aber auch nicht darauf zu drängen. Ich weiß nämlich nicht, was es heißen soll, wenn so unreife Erzeugnisse veröffentlicht werden[1]).

Auch in einer seiner Fastenpredigten „thut" Scherer „eine christliche Vermahnung wider die Zauberer, Teufelskünstler, Wahrsager und Wahrsagerin, die jetzt mit Gewalt einreißen und überhand nehmen wollen". Er schärft ein, man solle „kein Verbündnis mit dem Teufel machen, ihn nicht rathfragen, nichts Zukünftiges von ihm zu wissen begehren, ihn nicht in ein Glas oder Krystall oder Ring einsperren wollen". „Siehe, Gott hält die Zauberer . . . . nicht werth, daß sie der Erdboden tragen sollt. Befiehlt deshalb, daß man sie alsbald, sie seien nun Manns oder Weibsbilder, hinrichten und versteinigen sollt." Und an die Worte des Propheten Micheas (5) anknüpfend, ruft er aus: „Da höreſt du, wenn die Obrigkeit nicht dazu thut und alle Zauberei ausreutet, so kommt Gott in das Mittel und vertilget Land und Leut, und machet also mit der Zauberei ein End." Scherer schließt diese Predigt mit den Worten: „So will auch der Obrigkeit amtshalber gebühren, alle Zauberer, Wahrsager und Schwarzkünstler, wo sie betreten werden, gefänglich einzuziehen und nach aller Nothdurft zu strafen . . . . die Obrigkeit kann es auch weder vor Gott noch vor der Welt verantworten, wenn sie gegen solche Leute keinen Ernst braucht. Der allmächtige Gott zerstöre die Werke des Teufels und errette uns von allen seinen Anfechtungen. Amen"[2]).

---

[1]) *Orig. G. Ep. 24, 238.

[2]) R. P. Georgii Scherer, Postill der sonntägl. Evangelien, 3. Ausg., München 1608, S. 430–35. — P. Scherer ist übrigens einer der eifrigsten und besten Prediger des 16. Jahrhunderts. Seine Predigten bilden in sprachlicher und kulturhistorischer Beziehung eine wahre Fundgrube, die erst zum kleinsten Teil ausgebeutet ist. In einem Briefe vom 26. Aug. 1580 spricht der General P. Mercurian dem Provinzial der öster-

3. Die Trierer Vorgänge.

Furchtbar wüteten die Hexenprozesse in dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts im Trierischen. „Da unter dem Volke," schreibt ein Augenzeuge, der Trierer Kanonikus Johann Linden, „geglaubt wurde, die durch viele Jahre andauernde Unfruchtbarkeit werde mit teuflischer Bosheit von Hexen und Zauberern verursacht, so erhob sich das ganze Erzstift zur Ausrottung der Hexen. Diese Erhebung wurde von manchen Beamten unterstützt, indem sie aus den Verfolgungen Reichtum zu gewinnen hofften" [1]). Ueberall loderten die Scheiterhaufen auf. Magistratspersonen, Kanoniker, Pfarrer und Kapläne wurden nicht geschont. Wehe dem Priester, der sich der Angeschuldigten annahm: kein augenscheinlicherer Beweis konnte für seine Mitschuld gefunden werden! [2]) Wie der Hexenhammer durch seine Leichtgläubigkeit und Kritiklosigkeit gegen Ende des 15. Jahrhunderts dem Hexenprozesse Nahrung und Vorwand geboten, so leistete dieselbe Aufgabe besonders für das Trierische, aber auch für ganz Deutschland eine Schrift des übrigens frommen und gelehrten Trierer Weihbischofs und Generalvikars Peter Binsfeld, eines Zöglings des Germanicums [3]).

Wegen der vielfachen Beziehungen Binsfelds zu den Jesuiten müssen wir bei diesem Werke einen Augenblick verweilen. Der „Traktat" über die Bekenntnisse der Zauberer und Hexen, ob und wieviel denselben zu glauben sei, erschien zuerst in Trier im Jahre 1589, dann in zweiter vermehrter Auflage bereits 1591. Die letztere ist den beiden jungen bayerischen Herzogen Philipp, Bischof von Regensburg, und Ferdinand, dem Propst von Straßburg, gewidmet. In dieser Widmung sagt Binsfeld: „Da dies Uebel tagtäglich mehr um sich greift und zwar um so gefährlicher, je verborgener, und weil es nicht an Advokaten gefehlt und noch fehlt, welche einem solchen Verbrechen ihren Schutz leihen, so wollte ich nach Möglichkeit mich der Heilung dieser Krankheit widmen

reichischen Ordensprovinz, P. Blyßem, seine Freude über die Erfolge des P. Scherer aus, und daß die Bemühungen der Feinde, ihn aus Wien zu entfernen, gescheitert seien. Dann aber fügt er die Mahnung bei: Bonum tamen fuerit si Rev. Vestra eum si opus esse iudicaverit admoneat, ut in dicendo prudenter et modeste se gerat, ut simul et negotium suum agat pro iuvandis catholicis et adversarii nullam ansam ad calumniandum arripere possint. *Cop. Rom, Bibl. Vittor. Em. 3514.

[1]) Gesta Trevirorum 3, 53; bei Janssen-Pastor 8, 636.

[2]) Vgl. Hennen, Ein Hexenprozeß aus dem Jahre 1572, St. Wendel 1887, S. 11; bei Janssen-Pastor 8, 637.

[3]) 1570—1576, Weihbischof 1580. Er starb im Jahre 1598 an der Pest, die er sich bei einem Krankenbesuch geholt hatte. Steinhuber, Gesch. des Collegium Germanicum Hungaricum (Freiburg 1895) 1, 211 ff.

und dem Irrtum entgegenstellen und in der Sache Gottes die Rolle des Anwaltes gegen die Tyrannei des Teufels übernehmen. Denn die Schlechten schalten lassen, wenn man sie vernichten kann, ist nichts anderes, als sie fördern. Den Irrtum, dem man keinen Widerstand leistet, billigt man. Und wer die Wahrheit nicht verteidigt, unterdrückt sie. Deshalb gilts, zu kämpfen für die Ehre Gottes, die durch solche Verbrechen in der schwersten Weise geschädigt wird . . . Die Zauberer sind nirgends zu dulden, sondern gänzlich auszurotten, so will es Gott."

Wie Binsfeld, wenn auch in gutem Glauben, durch Folgerungen a priori und die kritiklose Hinnahme der den Gefolterten erpreßten Geständnisse zu seinem Eifer gegen die Hexen gekommen, und sich dabei als den Advokaten Gottes betrachtet, so hält er diejenigen, welche die Albernheiten nicht glauben wollen, für Advokaten des Teufels. Seine Aufstellungen und Schlußfolgerungen im einzelnen mögen einige Beispiele beleuchten:

Das Bekenntnis des Zauberers gegen einen Genossen giebt ein Indicium zur Tortur, denn die Denunziationen der Hexen sind entweder fast immer oder immer wahr, wie die Erfahrung der Richter und die Prozesse zeigen; also bildet die Angabe des Zauberers gegen den Genossen ein schweres Indicium: quia cui competit definitio, competit et definitum [1]). Dieser eine Grundsatz genügte vollauf, um die

[1]) Damit stellte sich Binsfeld in Gegensatz zu der Praxis der Inquisition. Caesar Carena sagt in seinen Erläuterungen zu der röm. Instruktion (Tractatus de officio S. Inquisitionis, p. 447), daß die Aussagen der Hexen über Genossen bei den Hexenversammlungen nie Anlaß zu juridischem Einschreiten geben könnten, ita servat et semper servabit inconcussa praxis S. Offic. fundata in decreto supr. S. Rom., de quo Farinacius de haeresi quaest. 185, n. 153; ferner citiert er dafür den Moraltheologen Diana und seine eigenen weiteren Ausführungen (p. 185), ubi dixi ob id parum curandum esse de contraria sententia Binsfeld., Martin. Del Rio et Gregor. de Valentia. An der von ihm angeführten Stelle führt Carena dies weiter aus: ex hoc sequitur quod earum depositio de visu potest esse falsa, unde absurdum esset dicere quod ex talibus depositionibus oriatur indicium sufficiens ad torturam, cum indicia ad torturam sufficientia debeant esse certa non dubia. Er erzählt, daß Inquisitoren, die anders gehandelt, bestraft und abgesetzt wurden. — Auch der berühmte Jesuit Castropolao schreibt: Ad horum capturam gravissima indicia et probationes liquidiores et clariores quam in aliis delictis requiruntur ob periculum falsitatis, quod experientia teste compertum est. Quapropter ex depositione praecisa complicum, qui de aliquo testantur adfuisse in conventu et congregatione lamiarum adorantium daemonem ibique adorasse, non capitur reus, quia saepe per illusionem daemonis aliqui probatae virtutis in hoc conventu apparere videntur, cum tamen vere non appareant. Item saepe existimant lamias corporaliter apparere, cum solum in repraesentatione adsint. Ferd. Castropolao, S. J., Opp. (Lugduni 1669) I, 400. Castropolao beruft sich auf eine Instruktion vom Jahre 1613, nach der ein solches Verfahren verboten wurde.

Scheiterhaufen am Brennen zu erhalten. Man folterte so lange, bis Genossen genannt wurden. Diese Genossen durften wieder sogleich gefoltert werden usw. Unter die Indicien, die der Hexerei verdächtig machen, gehören nach Binsfeld auch eine gewisse auffallende Frömmigkeit[1]) oder häufiges Reisen. Ueberhaupt sind die 20 Indicien der Hexerei, die Binsfeld am Ende seines Buches zusammenstellt, derart, daß sie unter Umständen jeden, auch Binsfeld selbst, auf den Scheiterhaufen bringen konnten.

Um diese Zeit hielt der Kurfürst von Trier, Johann von Schönburg, seine eigene Erkrankung im Jahre 1587 für eine Wirkung der Hexerei. Ein Knabe, der bei den Hexenversammlungen gewesen, hatte dem Erzbischof gesagt, daß einer aus seinem Gefolge ihm in einer bestimmten Nacht einen Gifttrank gereicht[2]).

Dieser Knabe spielt in den Jesuitenbriefen eine Rolle, da der Erzbischof ihn zur Heilung den Jesuiten übergab[3]). Dieselben Jahresberichte erzählen auch noch von einem anderen vom Teufel geplagten Knaben, der zu den Jesuiten gebracht worden sei, die ihn dann geheilt. Der Knabe wußte viel von dem Haß des Teufels und der Hexen gegen die Jesuiten zu berichten; einige Hexen hätten den Versuch gemacht, Jesuiten durch Gift zu töten, es sei aber nicht gelungen; dann hätten sie versucht, den Weinkeller der Jesuiten auszuleeren, aber der Name Jesu an den Fässern hätte sie daran gehindert. Von diesen Knaben ist auch mehrfach die Rede sogar in den Briefen an den General.

Am 5. September 1585 schreibt der Rektor des Trierer Jesuitenkollegiums, P. Joh. Gibbons, an den General P. Aquaviva: Hier und in der ganzen Gegend weit und breit werden keine Zauberer, die hier sehr zahlreich sind, verbrannt, ohne daß die Unserigen herbeigerufen werden, sie unterrichten und zum Glauben an Christus, den alle abschwören[4]), zurückführen. Der Erzbischof schickte zu uns einen Knaben von acht Jahren, der bei den nächtlichen Zusammenkünften der Hexen Paukenschläger war. Dieser Knabe kennt genau ihre Künste und Zaubereien, er hat viele Zauberinnen entdeckt (von denen eine vor fünf oder sechs Tagen verbrannt worden ist); er erklärt auch, wie sie Unwetter erregen, Vieh und Menschen töten, die Saaten vernichten. Als der Knabe im Palaste des hochwürdigsten Herrn im Gefängnis saß,

---

[1]) Singularitas quaedam notabilis in actibus religionis. Ed. 2, p. 629.

[2]) Litterae annuae S. J. ad an. 1586/87, p. 255. Darnach Reiffenberg, Hist. Prov. Soc. Jesu ad Rhen. inf., 1, 241. Ebenso bei Brower-Masen, Antiquitates et annales Trevirens. (Leodii 1671) 2, 423.

[3]) Litterae ann. l. c., p. 255.

[4]) Vergl. die oben S. 14 Anm. 2 angeführte Stelle aus dem Hexenhammer.

wurde er vom Teufel durch die Luft zu einem Hexenkonventikel weggeführt. Dort wurde er angeklagt und gescholten, daß er zu den Jesuiten gegangen, worauf er geantwortet, er habe nicht anders gekonnt. Seit jener Zeit blieb er bei uns, um den Hals trägt er zum Schutz ein Agnus Dei und ein Kreuz, und lernt die notwendigen Heilswahrheiten [1]).

Wohl über denselben Knaben berichtet der Rektor des Mainzer Kollegs, P. Herm. Thyraeus, am 22. August 1587 an den General: Im Kolleg zu Trier wohnt, dient und empfängt Unterricht ein sechzehnjähriger Knabe, der von den Zauberern und Hexen verführt wurde und ihnen zuweilen als Pfeifer dient und früher gedient hat. Während die Frauen die heilige Kommunion empfangen, sagt er zuweilen, diese und jene ist eine Hexe; viele auch angesehene Personen klagt er an, die verbrannt werden; auch wird er vom Magistrat gefragt, ob er diese und jene auch bei den Hexenkonventikeln gesehen. Der Knabe antwortet, und der Erzbischof hält viele gefangen. Dies kann außer anderen Uebelständen das Kolleg in einen sehr schlechten Ruf bringen. Selbst im Colleg, sagt er, seien in der Nacht zuweilen Hexen und sännen auf Uebles gegen die Unserigen. Ich habe den Rektor gemahnt, aber nicht den Provinzial, der übrigens, wie ich glaube, von dem Knaben weiß. Der Knabe wird noch zuweilen fortgeführt und vermag, wie die Hexen und Zauberer auf der Tortur sagen, „aquam conservare“ [2]).

Daraufhin ließ Aquaviva am 1. Oktober 1587 an den Provinzial Oliver Manareus die Weisung ergehen: Der Knabe darf durchaus nicht im Kolleg verbleiben; soll er noch im Katechismus unterrichtet werden, so mag er im Hause des Erzbischofs oder anderswo den Unterricht erhalten [3]).

Auch andere Jesuiten müssen sich mit Klagen über ihre Ordensgenossen in Trier an den General gewandt haben, denn am 16. März 1589 schrieb Aquaviva an den Provinzial der rheinischen Provinz, P. Jakob Ernfelder: Wir haben gehört, daß sich ebendort (im Trierer Kolleg) die Unserigen zu sehr in die Prozesse gewisser Hexen einzumischen scheinen, auf deren Bestrafung sie bei dem Fürsten dringen. Dies soll Ew. Hochwürden verbieten und folgendes verfügen: Es mag erlaubt sein, im allgemeinen dem Fürsten zu raten, daß er ein Heilmittel anwende gegen die Zaubereien, welche in jener Gegend so häufig sein sollen, und gegebenen Falles die Hexen zu ermahnen, daß sie im Gewissen verpflichtet

[1]) *Orig. G. Ep. 26, 449.

[2]) *Orig. G. Ep. 28, 374. Vielleicht ist dieses aquam conservare dasselbe, was Witekind unter das Können des Teufels rechnet: „Er kann Wasser in einem Siebe halten, daß (es) nicht auslaufe.“ Christlich Bedenken von Zauberey. Ausgabe von Binz, S. 47.

[3]) *Cop. Ad Rhen. Sup. II, 26.

sind, wenn sie vor Gericht gefragt werden, die Mitschuldigen anzugeben. Im übrigen soll man sich im forum externum nicht einmischen; ferner soll man nicht darauf dringen, daß irgendwelche bestraft werden. Endlich sollen die Hexen nicht exorzisiert werden zu dem Zwecke, daß sie ihr bereits abgelegtes Geständnis nicht widerrufen, denn dies alles ist nicht unsere Sache[1]).

In seiner Antwort an den General, datiert Mainz 23. April 1589, hebt der Provinzial hervor: In betreff der Hexen hatte ich ebendieselben Patres schon vor Empfang dieses Schreibens Ew. Paternität gemahnt, teils weil ich zu Koblenz erfuhr, daß die Patres jenes und des Trierer Kollegs Auswärtigen über jene Dinge nicht denselben Bescheid geben, teils weil die hiesige Fakultät (Mainz) auf die Sätze der Trierer keine Antwort geben wollte, selbst wenn alles inter privatos parietes bleibe. Die Sätze enthielten nämlich Dinge, welche vor die Juristen gehörten, wie über die Ursachen zur Tortur usw. Die Väter in Trier haben beide Anweisungen gehorsam aufgenommen, sie scheinen aber Ew. hochwürdige Paternität über jene Angelegenheit genauer unterrichten zu wollen. Inzwischen hat es mir nach Anhörung der Väter gutgeschienen, auch den übrigen Rektoren die Antwort Ew. Paternität mitzuteilen (weil das Uebel überall verbreitet ist), mit Auslassung dessen, was die Trierer anging in betreff der Exorzismen[2]).

Eine weitere Vorstellung der Trierer hat sich nicht vorgefunden, auch nicht eine Antwort des Generals. Jedenfalls geht aus dem Schreiben des Provinzials klar hervor, daß in der Hexensache die Jesuiten geteilter Meinung waren. Die Jesuiten des Trierer Kollegs segelten unter dem Einfluß ihres Weihbischofes und Freundes Binsfeld — wie es scheint wenigstens zum größeren Teil — ganz in dessen Fahrwasser, während die Jesuiten des Koblenzer und Mainzer Kollegs eine andere Haltung beobachteten.

Am 18. Februar 1591 hatte P. Ernfelder wieder über Trierer Vorfälle an P. Aquaviva zu berichten: In diesem Kolleg (Trier) hielt P. Johannes Macherentius Pfingsten Predigten, in welchen er etwas zu scharf über die Vernachlässigung der Gerechtigkeit gegen die Zauberer gesprochen hatte, so daß die Tribus (Zünfte) der Stadt sich bewogen fühlten, zum hochwürdigsten Herrn zu gehen und um die Pflege der Gerechtigkeit zu bitten. Die Sache hatte einen guten Ausgang, indem der hochwürdigste Herr Rechenschaft von seinem Verhalten gab. Deshalb habe

[1]) *Cop. Ad Rhen. Sup II, 44.

[2]) *Orig. G. Ep. 29, 99. Auf diese Weise ist der Erlaß Aquavivas in abgekürzter Form in das Archiv der deutschen Provinz gekommen, aus welchem ich denselben früher mitgeteilt habe. Duhr, Jesuitenfabeln, 1. Aufl., S. 809.

auch ich mit dem hochwürdigsten Herrn gesprochen und ihn zufrieden verlassen. Auch die Unserigen in Trier habe ich gemäß der Weisung Ew. Paternität über die Hexen in der Weise gemahnt, daß sie hoffentlich so etwas nicht mehr thun werden [1]).

Es ist nicht ganz klar, wie in diesem Briefe die „Vernachlässigung der Gerechtigkeit" aufzufassen ist, in milderndem oder aufreizendem Sinne, wahrscheinlich im letzteren Sinne, da die Trierer Jesuiten wegen ihrer Aufreizung ja schon beim General verklagt worden waren. Trifft dieses zu, so müssen wir das Edikt, welches der Kurfürst im selben Jahre erließ, gleichsam als eine Rechtfertigung seines milderen Verfahrens auffassen. In dem Edikte vom 18. Dez. 1591 hebt der Kurfürst hervor, die tägliche Erfahrung habe ergeben, daß viele Nullitäten und Unrichtigkeiten sowohl des Prozesses als der Exekution halber vorgegangen. Er verordnet, daß die Karolina überall als Richtschnur genommen werde, und rügt, daß manche Gemeinde-Ausschüsse bei den Prozessen zugleich Ankläger, Zeugen, ja auch bisweilen Mitrichter gewesen, „dardurch von wegen solcher Partialität die Justitia mehr zurückgesetzt als befördert und die armen Unterthanen ins äußerste Verderben geführt werden". Wenn eine Gemeinde, gestützt auf Beweise, gegen Zauberei eine Klage erhebe, solle durch einen vereidigten Notar zuerst gebührliche Inquisition geschehen. Die Beamten sollten sich die Justitia dermaßen anbefohlen sein lassen, daß sie es vor Gott und männiglich unverweislich verantworten können. Mit allem Ernste schärft der Kurfürst ein, „daß ohne vorhergehende artikulierte Indicia und darauf erfolgte Inquisition und richterliches Dekret gegen niemand weder mit Verstrickung noch peinlicher Frage oder ferner Exekution prozediert werden soll". Bei der Tortur sollen immer Zeugen zugegen sein, nicht willkürliche Fragen gestellt, die Geständnisse geheim gehalten werden; die Wasserprobe wird wegen „allerhandt Mißbräuch aufgehoben und endlich kassirt". Weil bei der bisherigen Konfusion ohne Unterschied Unschuldige mit den Schuldigen bisweilen herhalten mußten, so soll bei diesen Prozessen betreffs der Verstrickung, der Tortur und des Urteils nichts vorgenommen werden, es sei denn der Prozeß an das weltliche Gericht eingeschickt und von dort der Bescheid eingetroffen. Zum Schlusse wird nochmals auch in Bezug auf die Unkosten allen Beamten eingeschärft, „daß sie in allem die Justitiam allein vor Augen haben . . . . auch sonsten ihnen die Justitiam also angelegen lassen sein wollen, als sie es vor Gott und der Welt vertrauen zu verantworten" [2]).

---

[1]) *Orig. G. Ep. 30, 307.

[2]) Wortlaut bei Hontheim, Hist. Trev. 3, 170 f.

Trotzdem dauerten im Trierischen die Hexenprozesse, wenn auch in geringerem Maßstabe, fort. Zum Jahre 1596 berichten die Jahresbriefe der Jesuiten von einem Orte außerhalb der Stadt, der verödet war, weil die meisten Einwohner verbrannt worden seien[1]). Ein der Zauberei angeklagter Mann hatte zuerst eine Reihe von Beschuldigungen gegen die Jesuiten erhoben, dann nannte er fast sämtliche Richter als Hexen. Darob großes Geschrei: jeder beteuerte seine Unschuld. Der öffentliche Ankläger ließ an Stelle der verdächtigen Richter heimlich neue wählen. Jetzt sahen sich die alten Richter in großer Gefahr und setzten alles daran, ihre Unschuld zu beweisen. Es gelang, zu zeigen, daß die gegen die Jesuiten erdichteten Verbrechen erlogen waren, und so hatte man den anderen Beschuldigungen den Boden entzogen. Auf Zureden eines Jesuiten bekannte der Verleumder, daß auch die anderen Anklagen erdichtet seien. Die Richter waren aber so erbittert, daß sie trotz der Fürbitte der Jesuiten den Mann dem Scheiterhaufen überlieferten[2]).

Welch unheilvolle Folgen das ewige Hexenspüren hatte, zeigt eine Bemerkung der Jahresbriefe des Trierer Kollegs vom Jahre 1601, nach welcher schon der häufige Empfang der hl. Sakramente der Hexerei verdächtig machte, weil man meinte, die Hexen suchten durch häufige gottesräuberische Kommunion die Quälereien des Teufels zu verringern[3]).

4. Gregor von Valenzia und Martin Delrio.

Die Trierer Vorgänge gewannen auch für das übrige Deutschland eine große Bedeutung, besonders durch das Ansehen des Buches von Binsfeld. In der Widmung der zweiten Ausgabe an die bayerischen Herzoge Philipp und Ferdinand (31. August 1591) bemerkt Binsfeld, er habe von den Herzogen gehört, daß auch Bayern an dem Trierer Uebel kranke. Deshalb habe die erste Auflage seines Buches sehr hervorragenden Männern in Bayern außerordentlich gefallen, wie ihm ihr Erzieher Dr. Quirin Leoninus mitgeteilt habe. Da die erste Auflage erschöpft gewesen, sei deshalb auch eine deutsche Uebersetzung in München erschienen. Die hier genannte Uebersetzung besorgte ein Laie, Bernhard Vogel, der Assessor am Münchener Stadtgericht war.

Wie im Trierischen, so hatten auch in Bayern die Hexenprozesse in größerem Maßstabe erst in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts begonnen. Sie erreichten aber hier bei weitem nicht die Heftigkeit wie an anderen Orten, obgleich in Bayern der frömmste Fürst seiner Zeit, Wilhelm V., regierte, unter dem die Jesuiten einen großen

[1]) Reiffenberg 1, 350. — [2]) l. c. 1, 349. — [3]) Litterae annuae 1601, p. 575.

Einfluß ausübten. Die schlimmsten Hexenprozesse wüteten zudem in Gegenden, wo die Jesuiten keine Niederlassungen hatten, wie im Schongau und in der Grafschaft Werdenfels.

Vielvermögend war in der ersten Hexenzeit in Bayern Meister Jörg Abriel, der Nachrichter von Schongau. Er reiste mit drei Pferden wie ein großer Herr im Lande herum und lebte, wie seine Wirtshausrechnungen zeigen, in Saus und Braus. Er wußte aus seinen Erfahrungen im Schongau, was ein Hexenmal und was keines war, eine Kenntnis, die für die Gerichte unbezahlbar war, da die allgemeine Regel, daß die Hexenmale unempfindlich seien und beim Hineinstechen nicht bluteten, für die Praxis nicht ausreichte. Von Abriels Ausspruch über Vorhandensein und Nichtvorhandensein der Hexenmale hing es ab, ob an den Unglücklichen die Folter angewendet werden sollte[1]). Der Scharfrichter sprach sich meist bejahend aus und entschied so über Tod und Leben.

Anfang April 1590 forderte Herzog Wilhelm V. von der theologischen und juristischen Fakultät zu Ingolstadt ein Gutachten über die Ausrottung der Hexerei. Da die Hexerei auch Bayern ergreifen wolle, sei er entschlossen, alles ins Werk zu setzen zur Ausrottung dieses Lasters.

Das Gutachten der beiden Fakultäten datiert vom 28. April 1590 und besagt folgendes:

Die Richter sollen die Hexenprozesse in den Bistümern Augsburg und Eichstätt, dann den Hexenhammer und das Buch Binsfelds studieren. Da das Uebel in der Nachbarschaft so stark herrsche, sei es nicht glaublich, daß Bayern frei davon sei. Durch ein herzogliches Mandat soll bei Strafe befohlen werden, daß man jeden Verdacht auf Hexerei anzeige. Hexenmale seien Erkennungszeichen; mit der Folter dürfe man rascher bei der Hand sein als bei anderen Prozessen. Das Gutachten ist unterzeichnet von vier Juristen und vier Theologen, unter letzteren auch die Jesuiten Matthias Mairhofer und Gregor von Valenzia[2]).

Von dem berühmten Theologen Gregor von Valenzia sind uns auch anderweitige Aeußerungen über die Hexenprozesse bekannt, die seinem Rufe nicht zur Ehre gereichen.

P. Gregor (de, a Valentia, de Valenzia) war im Jahre 1551 geboren zu Medina del Campo (Alt-Castilien) und am 23. Nov. 1565 ins Noviziat zu Salamanca eingetreten. Nachdem er kurze Zeit in Rom die Philosophie vorgetragen, weilte er als Professor der Theologie

---

[1]) Riezler 172.

[2]) Das Gutachten im Münchener Reichsarch. Hexenwesen Nr. 1, hier nach Riezler 188.

24 Jahre lang teils zu Dillingen, teils in Ingolstadt. Am Hofe zu München genoß er großes Ansehen bei Herzog Wilhelm und dessen Sohn Maximilian. In den erbitterten und beängstigenden 5%-Streit in Deutschland griff er sowohl in Deutschland als auch in Rom entscheidend ein zu Gunsten der die geänderten Zeitverhältnisse berücksichtigenden Ansicht[1]). Von Clemens VIII. nach Rom berufen (1598), nahm er auch teil an den berühmten Verhandlungen über die Gnade. Er starb am 25. April 1603 in Neapel[2]). Sein großes Werk über die gesamte scholastische Theologie[3]) verschaffte ihm den Ruhm als eines der bedeutendsten Theologen des 16. Jahrhunderts.

Im dritten Bande dieses Werkes, der 1595 erschien, steht ein Kapitel: Ueber die Pflicht der Obrigkeit in betreff der Bestrafung der Zauberei[4]). P. Gregor betont diese Pflicht nachdrücklich, besonders wenn feststehe, daß die Nachbarschaft unter dem Uebel leide; die Wahrscheinlichkeit spreche dann dafür, daß auch die eigene Gegend angesteckt sei. Aus der Nachlässigkeit der Obrigkeit könne in diesem Falle ein entsetzliches Unheil entstehen. Die Richter, die sich mit der Untersuchung beschäftigen sollen, mögen einige Hexenprozesse der Nachbarschaft einsehen, um, wegen der Aehnlichkeit der Verbrechen, ein ähnliches Verfahren zu beobachten. Auch wird es von großem Nutzen sein, einige Bücher einzusehen, die hierüber gelehrt und bündig geschrieben haben, besonders den Hexenhammer und Binsfeld, über die Bekenntnisse der Hexen. Wegen der Häufigkeit und praktischen Bedeutung der Sache und weil Obrigkeit und Richter angesichts der Schwierigkeiten ängstlich seien, will P. Gregor auf einige Punkte näher eingehen:

Wenn man glaubt, das Uebel sei an einem Ort verbreitet, so soll ein Edikt veröffentlicht werden, welches unter Strafe die gerichtliche Anzeige befiehlt. Unter die Indicien, aus welchen die Schuldbarkeit einer Hexe erkannt werden kann, rechnet Gregor z. B., wenn ein Weib jemanden irgend ein Uebel angedroht hat und der Betreffende später von diesem Uebel ergriffen wird; oder wenn einige bezeugen, daß sie gesehen, wie der Angeklagte mit Gift oder Salbe Tiere bestrichen, die später verendet sind. Die Gewährsmänner sind hier außer dem Hexenhammer und Binsfeld Bodinus und Spina. Da aber die Hexereien im

[1]) Vergl. Duhr, Die deutschen Jesuiten im 5%-Streit des 16. Jahrhunderts in der Zeitschr. für kathol. Theologie (Innsbruck) 1900, S. 233 ff.

[2]) Ueber seinen Tod wurden viele Fabeln verbreitet; siehe Duhr, Jesuitenfabeln, 3. Aufl. (1899), Seite 337, und Santagata, Istoria della Provincia di Napoli III, 112 ss.

[3]) Die verschiedenen Ausgaben und die anderen Werke des P. Gregor bei Sommervogel unter Valentia VIII, 388—400.

[4]) Commentar. theol. III (Ingolst. 1595), Sp. 2002—2010.

Verborgenen geschehen, läßt sich die Schuld der Angeklagten viel leichter durch ihr Geständnis auf der Tortur und das Geständnis ihrer Mitschuldigen auf der Tortur erkennen; so kann man auch ihre Unthaten im einzelnen erfahren. Bei diesen Verbrechen können und müssen die Richter die auf der Folter Geständigen auch nach ihren Mitschuldigen fragen und deren Angaben Glauben beimessen, wie das Binsfeld sehr genau mit vielen Gründen und Zeugnissen bewiesen hat.

In betreff der Tortur sei es die gewöhnliche Meinung, daß bei solchen schwer zu beweisenden Verbrechen der Richter mit der Folter schneller bei der Hand sein könne. Schlechter Ruf, Lügen, Schwankungen, Furcht und andere Indicien, entweder zusammengenommen oder auch nicht alle zusammen, genügen für den Richter, zur Tortur zu schreiten. Wenn zwei oder drei auf der Tortur einen angeben, so genügt das, den Angezeigten zu foltern; drei oder vier, wenn es sich um Frauen handelt, wie das alles wieder ganz genau Binsfeld bewiesen hat, der auch weise bemerke, bei solchen geheimen Verbrechen seien die Denunziationen auf der Folter höher anzuschlagen als andere Indicien, da solche meist nicht vorhanden oder schwankend und ungewiß seien. Wenn hinreichende Indicien vorhanden, sei mit der Gefangennahme nicht zu zögern. Hier behauptet P. Gregor, es sei die Meinung der meisten Theologen und Juristen und zwar eine richtige Meinung, der Richter müsse den, der gerichtlich als schuldig erwiesen sei, verurteilen, obgleich der Richter durch sein privates Wissen von der Unschuld überzeugt sei [1]).

Die Strafe habe auf Tod zu lauten, und zwar in der Weise, wie es in der Nachbarschaft gebräuchlich sei; einem Widerruf nach der Verurteilung solle nicht stattgegeben werden, wie wiederum Binsfeld beweise.

Wie die häufige Berufung auf Binsfeld zeigt, ist dieser Autor dem P. Gregor in besonderer Weise verhängnisvoll geworden. Die unkritische Benutzung unkritischer Gewährsmänner, ferner eine mehr theoretische Betrachtungsweise ohne klare Anschauung der praktischen Verhältnisse und Konsequenzen, haben im Verein mit der herrschenden Hexenangst selbst einen so gelehrten Denker wie Gregor dazu gebracht, Sätze aufzustellen, die in ihrer praktischen Anwendung den Hexenbränden neue Nahrung geben und manchen Unschuldigen zuerst auf die Folter und dann auf den Scheiterhaufen bringen mußten.

P. Gregor hat ganz gewiß keine Ungerechtigkeit gewollt; wo er bei seinen Autoren eine Milderung findet, ist er bereit, dieselbe zu verteidigen. So verlangt er, daß keiner gerichtlich verhört werde, ohne daß er des Verbrechens verdächtig ist; auch muß dem Angeklagten gesagt

[1]) Sp. 2008—9, vergl. Sp. 1382.

werden, weshalb er verdächtig ist; die Tortur darf nicht erfolgen auf die Denunziation eines Einzigen, wenn nicht andere Indicien hinzutreten; auch verwirft er die Erforschung der Wahrheit durch unerlaubte Mittel, wie trügerische Vorspiegelungen oder die Wasserprobe. Er betont, in allen möglichen Fällen müßten die Aussagen auf der Folter durch Erforschung des Thatbestandes verifiziert werden. Für das Gericht fordert er kompetente Richter, einen Notar, der alles genau aufschreibe, zwei zuverlässige Zeugen, die zum Geheimnis verpflichtet seien. Endlich verlangt er dringend die Gestattung von Verteidigung und Verteidiger.

Alles das hindert aber nicht, daß seine Anweisungen für den Hexenprozeß im allgemeinen als unheilvolle bezeichnet werden müssen.

Noch unheilvoller als die Ausführungen Gregors wirkte das Buch eines zweiten spanischen Jesuiten, des P. Martin Delrio, der zwar nicht, wie Gregor, viele Jahre, aber doch vorübergehend als Professor in Deutschland wirkte. Seine traurig berühmten Disquisitiones magicae erschienen zuerst 1599 in Löwen, die zunächst folgenden Ausgaben 1600 und 1603 in Mainz. Die Ordensapprobation ist datiert Lüttich, 6. Juli 1598 und unterzeichnet von dem belgischen Provinzial Oliverius Manareus; die königliche Approbation trägt das Datum Löwen, 8. Februar 1599. Verweilen wir zuerst einen Augenblick bei dem Lebenslauf Delrios.

P. Martin Delrio wurde von spanischen Eltern 1551 zu Antwerpen geboren. Großes Talent und eiserner Fleiß brachten ihn soweit, daß er von den alten Sprachen die lateinische, griechische, hebräische und chaldäische, von den neuen das Vlämische, Spanische, Italienische, Französische und Deutsche beherrschte. Kaum 20 Jahre alt, begann er seine Schriftstellerlaufbahn mit der Ausgabe des Solinus. Bald darauf erschienen Noten und Adversarien zu Seneca, Livius, Pomponius Mela, Claudian usw. Der Philologe Justus Lipsius nennt ihn ein „miraculum nostri aevi". Sein Hauptstudium wurde dann das Civilrecht, über welches er eine Reihe von Kommentaren herausgab. Nachdem er 1574 Doktor der Rechte in Salamanca geworden, wurde er in den Regierungsrat von Brabant berufen. Hier zeichnete er sich durch Wissen und Rechtlichkeit so aus, daß er die Stelle des Vizekanzlers und Generalprokurators von Brabant erhielt. Nach höherer Vollkommenheit strebend, trat er im Alter von 29 Jahren 1580 zu Valladolid in die Gesellschaft Jesu. Nach längerem Studium der Philosophie und Theologie wurde er Professor der Philosophie in Douay. Später lehrte er Theologie zu Lüttich, Löwen, Graz usw. Während seiner Lehrthätigkeit gab er viele Werke heraus, die sich meist mit Exegese der hl. Schrift beschäftigen.

Die Auflagen seiner Disquisitiones magicae in Deutschland, Belgien, Frankreich, Italien sind sehr zahlreich [1]). Die beiden letzten erschienen zu Venedig 1745 und Köln 1755. Die große Zahl der Ausgaben ist zum Teil auch daraus zu erklären, daß ein guter Teil des Buches alles, was uns aus Altertum und Mittelalter über Aberglauben, Zauberei und Teufelsdienst aufbewahrt ist, mit erstaunlicher Belesenheit und genauer Angabe der Quellen erzählt [2]).

Die Disquisitiones magicae legen Zeugnis ab von großer und ausgebreiteter Gelehrsamkeit, aber zugleich von der damals freilich so ziemlich allgemeinen Kritiklosigkeit [3]). Insofern kann man aus dem Buche sehr viel lernen, weil man gleichsam mit Händen greift, wie ein Mann trotz großer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit zu sonderbaren, ja ungeheuerlichen und für die Praxis gefährlichen Folgerungen kommt, weil er auf leichtgläubig angenommenen Voraussetzungen fußt. Er fragt bei all den Teufels- und Zaubergeschichten nicht nach zuverlässiger Bürgschaft, sondern scheint sich mit der Erwägung zu begnügen: Ein frommer Mann hat's erzählt oder einmal geschrieben, also ist es wahr; gerade als hätte sich dieser fromme Mann nicht auch irren oder sich von unglaubwürdigen Leuten berichten lassen können, oder als sei es unmöglich, daß dieser Mann sich auch eines Mangels an kritischem Scharfblick in Auffassung oder Beurteilung schuldig gemacht hätte.

P. Spe sagt einmal in seiner Cautio criminalis, wunderbare Histörchen und die auf der Folter erpreßten Geständnisse seien das einzige Fundament für beinahe die ganze Hexenlehre der Remigius, Binsfeld

---

[1]) Delrio erlebte in 150 Jahren gegen zwanzig Auflagen, der Hexenhammer in etwa 170 Jahren (bis 1669) zehn, der an Umfang beide übertreffende Foliant von Carpzov in 70 Jahren zehn Auflagen.

[2]) Ein kurzes Leben Delrios erschien zu Antwerpen 1609 (4° 50 p). In der Historia S. J. (Romae 1710) von Juvencius (Jouvancy) werden (p. 851) die Disquisitiones magicae mit großem Lob erwähnt: Non contentus haereticos insectari Delrio veneficos etiam, illorum sobolem nequissimam, quae per Germaniam tunc et Septentrionem late grassabatur, operoso volumine debellavit; ac materiam per se obscuram, Tartareisque velut umbris obsitam, illustravit ordine pulcherrimo ac mira ornavit eruditione tum sacra tum profana . . . Operi toti nomen Disquisitionum Magicarum fecit.

[3]) Professor Binz hebt dies bei einem der hervorragendsten protestantischen Kämpfer gegen die Ausschreitungen der Hexenprozesse, dem Heidelberger Professor H. Witekind (Aug. Lerchheimer), ausdrücklich hervor: „Diese Vertrauensseligkeit auf fremde Erzählung ist der Grund zu Witekinds Vertiefung in allerlei schnurrigen und ernsten Teufelsspuk. Die Kritik des Ueberlieferten war nur äußerst dürftig entwickelt im 16. Jahrhundert; Leichtgläubigkeit beherrschte das Denken der Gelehrtenwelt wie der Massen." Aug. Lerchheimer (Straßburg 1888), S. XXIX.

und Delrio[1]). Dem ist in der That so, aber beide Umstände kommen auf einen hinaus: Kritiklosigkeit. Je verruchter die Rolle war, welche der Teufel in den Histörchen und Geständnissen spielte, umsomehr war man geneigt, auch die tollsten Geschichten ohne weitere Prüfung als ausgemacht anzunehmen. Dabei vergaß man, zu fragen, was denn ein auch noch so teuflisches Histörchen, für dessen Wahrheit unanfechtbare Zeugnisse fehlen, eigentlich beweise, und was für eine Beweiskraft Geständnissen innewohne, welche meist schwache Frauen abgelegt, die man bis zum wahnsinnigsten Schmerz gefoltert, gerade um solche Geständnisse zu erpressen. Der Zirkel, in dem man sich bewegte, ist ungefähr folgender: Die Thatsache z. B., daß die Hexen auf dem Besen aus dem Kamin ausfahren, ist unbestreitbar, denn es wird von so vielen erzählt und ist auch unzählige Male auf der Folter eingestanden worden; deshalb muß man die Hexen X Y, von denen man solches vermutet, foltern, bis sie auch selbst eingestehen, daß sie ausgefahren; also sind die Hexen X Y wirklich ausgefahren. Dieser intellektuelle Irrtum hat dann zu tausendfältigem Justizmord geführt. Das schaurige Schlußurteil lautet: also verbrennen.

P. Delrio nimmt leichtgläubig die einfältigsten Geschichten an, die Sprenger, Remigius uud ähnliche Hexenbrenner auftischen. Seine Voraussetzungen sind deshalb zuweilen von der unglaublichsten Art. So bringt er unter den Indicien, die zur Folterung des Angeklagten berechtigen können, folgendes: „Wenn einer ein Tier verwundet hätte und sich bald eine der Hexerei verdächtige Person fände, die an demselben Gliede verwundet wäre, wie das bei den Werwölfen oft geschieht und mir neulich hier in Belgien ein Mann von erprobter Glaubwürdigkeit, der Dechant von Mechlen, Vanderburcht, erzählte. Ein Soldat spazierte mit seinem Gewehr außerhalb der Stadt; da hört er auf einem Baume nahe bei dem Wege viele häßliche Raben und Elstern krächzen. Er legt an und schießt und meint, daß er einen Vogel ganz sicher getroffen und derselbe gefallen sei; er findet aber nur einen Schlüssel, wie ihn die Weiber am Gurte tragen. Er nimmt ihn mit und erzählt dies bei seiner Rückkehr einem Freunde, und fragt, ob er den Schlüssel kenne. Die Antwort war, ja, es sei der Schlüssel des Nachbarhauses N. Sie gehen zu dem Hause und finden die Thüre verschlossen, setzen den Schlüssel an und schließen auf, treten wegen ihrer Bekanntschaft mit dem Hausvater ein und finden die Hausfrau an der Seite durch eine Kugel getroffen."

„Vernimm, o Leser," so fährt Delrio fort, „eine andere ganz sichere Geschichte. Die handelt davon, wie im Jahre 1587 aus einer dunkelen Wolke am Abend plötzlich ein Weib zu den Füßen eines

[1]) Cautio, Dub. 20, ratio 14 (p. 148, vergl. p. 23. 73).

wallonischen Wachtpostens fiel, der in die Wolke geschossen hatte." Nun schließt P. Delrio: „Was sagen dazu diejenigen, welche bestreiten, daß die Hexen ausfahren? Sie werden sagen, das glaubten sie nicht. Mögen sie ungläubig bleiben, weil sie auch nicht Augenzeugen glauben werden, deren ich viele anführen könnte. Warum? Weil sie nicht gesehen, nicht gehört und einige gefragt haben, welche geantwortet, sie hätten nichts gesehen." Dann folgt eine neue Geschichte mit den Worten des Remigius [1]).

Obgleich Delrio den Ausspruch des hl. Augustinus anführt, daß durch die Folter oft ein Unschuldiger für ein unsicheres Verbrechen die sichersten Strafen erduldet, spricht er sich doch für die Folter aus; er giebt sogar zu, daß ein Verbrecher, wenn er sein auf der Folter abgelegtes Geständnis nach der Folter widerruft, ohne jedes weitere Indicium von neuem gefoltert werden dürfe. Wenn der Angeklagte bei der zweiten Tortur leugnet, ist er freizulassen, und man darf ihn nicht zum drittenmale foltern, es sei denn, die erste Tortur wäre nicht hinreichend gewesen und die Indicien sehr dringend; dann darf man ihn zum drittenmale foltern. Wenn er bei der dritten Folterung leugnet, soll durchaus Freisprechung erfolgen. Wenn er bei der dritten, wie bei der ersten, wiederum bekennt und nach der Tortur das Geständnis bekräftigt, muß er verurteilt werden; wenn er bei der dritten Tortur bekennt, nach der Tortur aber leugnet, kann er nicht zum viertenmale gefoltert werden. Aber auch beim Widerruf nach dem Geständnis bei der ersten Folter darf keine zweite Folterung stattfinden, wenn der Angeklagte sich erbietet, nachzuweisen, daß sein Bekenntnis auf der Folter unrichtig war: in diesem Falle muß ihm Gelegenheit zum Nachweise und Unterredung mit seinem Advokaten gewährt werden [2]).

Gerade bei diesem Kapitel über die Folter merkt man deutlich, daß Delrio keine Ungerechtigkeit will. Er ist aber von der „vielverbreiteten Hexerei" so überzeugt, seine Gewährsmänner Sprenger, Nider, Binsfeld erscheinen ihm als so unantastbar, daß er Fürsten und Richter ernst ermahnt, gegen die Unholde vorzugehen.

In der Widmung des dritten Teiles an den Kurfürsten von Köln, Ernst, fordert er ihn auf zu entschiedenem Kampf gegen die Zauberer, die größten Uebelthäter: ihre Verbrechen müßten jeden erbittern, sie hätten auch ihn (Delrio) entsetzt, und der Eifer für die Ehre Gottes habe ihn angetrieben, das Werk zu schreiben.

Im Verlauf dieses dritten Teiles behauptet er: Die Richter sind unter schwerer Sünde gehalten, die Hexen, die bekannt haben, zum Tode

---

[1]) Ed. Moguntiae 1603. 3,19. — [2]) 3, 43 ff.

zu verurteilen [1]); wer sich gegen die Todesstrafe ausspricht, giebt berechtigten Verdacht eines geheimen Einverständnisses [2]); wer die Richter von der Verfolgung der Hexen abzuhalten sucht, ist zu ermahnen, daß er davon ablasse, damit er sich nicht zum Mitschuldigen und Begünstiger der Verbrecher mache [3]). Ja, es ist ein Indicium der Hexerei, wenn einer die Hexen beschützt und behauptet, die Hexengeschichten, die bestimmt erzählt werden, seien leere Täuschungen, wie das Wier und Loos gethan haben. Denn so geht es eben: man flieht nicht, was man eifrig verteidigt; was man aber selbst flieht, das sucht man nicht trotz Erbitterung und Verfolgung zu verteidigen. Ferner sind auch solche Verteidiger später meist als Mitschuldige der Hexerei erfunden worden, wie Wier, Flaet und andere. Deshalb haben sich alle vor solchen Meinungen zu hüten, besonders aber die Staatsanwälte, Advokaten und Richter.

Solche Deduktionen mußten auf viele Richter den Eindruck machen, daß sie mit ihrem Wüten gegen die Hexen nicht allein auf dem richtigen Wege seien, sondern auch, daß ein Ablassen Pflichtvergessenheit und nicht ohne Gefahr für ihren Ruf sei. Ein Beispiel, wie die Richter das Buch Delrios brauchten, schreibt der Jesuit P. Kaspar Rhey Ende 1600 aus München an Delrio: „Am 27. November sind hier zu München eine Mutter mit ihrer Tochter, zwei Männer und ein zwölfjähriger Knabe auf entsetzliche Weise hingerichtet worden. Was es nur immer an Verbrechen giebt in deinem Buche über die Zauberei, das haben diese verübt. Das habe ich selbst aus dem Munde des geschworenen Richters gehört, der gegen diese Zauberer die Untersuchung geführt und dein Buch sehr sorgfältig gelesen hat" [4]). Es handelte sich um Verbrecher, die nach dem Frage-Katalog Delrios auf der Folter ausgefragt, gewiß sämtliche Verbrechen der schwarzen und der weißen Zauberei eingestanden haben werden, wenn auch nur, um von der Folter loszukommen. Damit ist denn das Vorkommen sämtlicher von Delrio aufgeführten Hexenverbrechen bewiesen!

Delrio selbst knüpft an diesen Brief die Mahnung, der Richter habe also nicht auf die größere oder geringere Schändlichkeit des Verbrechens zu achten, sondern nur darauf, ob die Hexen das, was sie gestehen, wirklich gethan haben. Wenn z. B. eine Hexe gesteht, sie habe ein Hagelwetter gegen den Acker ihres Nachbarn Titus erregt, so soll der Richter zusehen, ob dieser Acker wirklich von einem Hagelschlag betroffen, oder ob das Vieh, das sie getötet haben will, wirklich verendet sei usw. [5])

---

[1]) 3, 66. — [2]) 3, 77. — [3]) 3, 239. — [4]) Delrio 3, 73. — [5]) 3, 73.

Diese Mahnung zur anderweitigen Feststellung des ausgesagten Thatbestandes wurde damals vielfach ganz vernachlässigt, und ihre Befolgung hätte vielen Hexen das Leben retten und die Thorheit so mancher auf der Folter gemachten Aussagen an den Tag bringen können.

So bricht sich das Gerechtigkeitsgefühl Delrios wiederholt Bahn durch das Gestrüpp der Hexengeschichten, von dem er sich nicht losmachen kann. Das zeigt sich auch bei anderen Gelegenheiten, wie wenn er sich scharf gegen die Richter wendet, die durch falsche Vorspiegelungen und Lügen die Hexen zum Geständnis bringen wollen[1]), oder wenn er die Thorheit und Verwerflichkeit der Wasserprobe geißelt[2]), oder wenn er eine ganze Reihe damals geltender Indicien verwirft, wie z. B. das Indicium der Furcht oder des Zitterns[3]), des Blutens der Leiche bei der Vorführung des Mörders, das Indicium aus der Physiognomie und dem Namen[4]), aus dem Nicht-Weinen des Angeklagten[5]). Bei der Bekämpfung dieser Thorheiten hat Delrio mehrfach Protestanten zu Gegnern, wie Bodin, Godelmann, Scribonius, die also der Leichtgläubigkeit noch mehr verfallen waren als der Jesuit.

Im Gegensatz zu vielen Protestanten verteidigt Delrio auch Mäßigung im Gebrauch der Folter. Wenn man anders der Wahrheit auf die Spur kommen kann, darf der Richter die Folter nicht anwenden; in keinem Fall darf der Körper des Gefolterten, was Muskeln, Knochen und Nerven betrifft, zerrissen werden; die Folter darf nicht über eine Stunde dauern, und keine neuen, ungewohnten Qualen dürfen ersonnen werden; sie darf nie mehr als dreimal wiederholt werden, und immer muß ein Tag dazwischen liegen. Die damals übliche Praxis, eine Wiederholung der Tortur nur als Fortsetzung zu bezeichnen, nennt Delrio verschlagen und grausam. Denn was nütze es, Fortsetzung zu nennen, was in der That eine Wiederholung sei[6])?

Im allgemeinen schärft er dem Richter ein, daß ihn mehr Barmherzigkeit als Strenge empfehle[7]); er müsse stets vor Augen haben, daß

---

[1]) 3, 49.

[2]) 2, 246. — Die Hexen wurden eng gefesselt ins Wasser geworfen: wenn sie obenauf schwammen, sollte das ein Beweis ihrer Schuld sein. Sehr eifrig verteidigt diese Wasserprobe Scribonius aus Marburg: Responsio ad examen ignoti patroni veritatis de purgatione sagarum (1589) und De natura sagarum. In letzterer Schrift heißt es (p. 118 b): „An plane absurdum est quod disserui, Satanam eas in aquis retinere, etiamsi contra omnem ejus voluntatem nullae insontes submergantur?“ und (p. 127): „Quid igitur tibi Neuwalde in mentem venerit, vehementer etiam atque etiam miror, quod experimentum hoc dixeris esse superstitiosum?“ Diese Schrift ist dem Magistrat von Osnabrück gewidmet, wo in dem Zeitraum von zwei Jahren 140 Hexen der Wasserprobe unterworfen wurden (p. 112).

[3]) 3, 31. — [4]) 3, 33. — [5]) 3, 34. — [6]) 3, 42—44. — [7]) 3, 8.

er dereinſt ſelbſt vom höchſten Richter gerichtet werde[1]). „Mag auch das Verbrechen furchtbar ſein, was dann, wenn der Angeklagte es nicht begangen hat? So werden einige Schuldige der Strafe entgehen. Nun iſt es beſſer, daß zehn der Strafe entgehen, als daß ein Unſchuldiger verurteilt wird“ [2]).

Und in dem Kapitel gegen die Waſſerprobe antwortet er auf den Einwand, daß ohne Waſſerprobe die Richter die Wahrheit nicht erkennen könnten: Es iſt beſſer, hundert ſchuldige Hexen freizuſprechen, als durch eine ſolche Probe auch nur eine einzige zu verurteilen oder in Gefahr zu bringen; es iſt beſſer, daß ſie freigeſprochen werden ohne Sünde des Richters, der alle erlaubten Mittel verſucht hat, als mit einer Sünde und mit Hülfe abergläubiſcher Mittel die Wahrheit zu entdecken und das Verbrechen zu beſtrafen. Was wird es dir, Richter, nützen, wenn du deinen Gerichtsbezirk von Verbrechern gereinigt, aber deine Seele aufs Spiel geſetzt haſt? [3]).

Wenn uns manche Dinge bei Delrio entſetzlich vorkommen, ſo müſſen wir bedenken, daß die allgemeine Praxis bei Katholiken und Proteſtanten im Foltern und Brennen noch viel entſetzlicher war. Was Delrio anführt, ſind vielfach Milderungen gegen die beſtehende Praxis, wie er auch ſelbſt wiederholt betont.

So z. B., was er von der Dauer und Art der Folter ſagt. Proteſtantiſche Juriſten zu Coburg, welche wegen ihrer milden Anwendung der Folter von den Coburger proteſtantiſchen Predigern auf der Kanzel angegriffen wurden, beriefen ſich zu ihrer Verteidigung gegen die bei den Gerichten waltende Praxis von ſechs- bis zwölfſtündiger Dauer der Folter auf Delrio. Die proteſtantiſchen Prediger wollten auch nicht zugeben, daß den Hexen ein Verteidiger gegeben werde; dagegen beriefen ſich die Juriſten ebenfalls auf Delrio, der verlange, es müſſe auch den Hexen unbedingt ein Verteidiger geſtattet werden [4]).

Den beiden ſpaniſchen Jeſuiten traten bald die beiden bedeutendſten deutſchen Theologen aus demſelben Orden mit Nachdruck entgegen.

5. Adam Tanner und Paul Laymann.

Als Gegner Delrios iſt vor allem zu nennen P. Adam Tanner. Er war 1572 zu Innsbruck geboren und mit 18 Jahren in die Geſellſchaft Jeſu eingetreten; ſchon 1596 treffen wir ihn als Lehrer in In-

[1]) 3, 9. — [2]) 3, 36. — [3]) Delrio 2, 260.

[4]) Wortlaut bei Janſſen-Paſtor 8, 614 f. Ueber unbegründete Beſchuldigungen gegen Delrio ſ. Janſſen-Paſtor, S. 616 f.

golstadt, später in München, Wien und Prag. Wie er in der Einleitung zum ersten Bande seiner großen Theologia scholastica bemerkt, hatte er nicht nur die beiden letzten Jahre, seit er vom Lehramte befreit war, allen Fleiß auf dieses Werk verwendet, sondern in den 36 Jahren seines Verweilens in der Gesellschaft, mit Ausnahme der beiden Jahre des Noviziats und des letzten Jahres des philosophischen Kursus, sich stets mit der Theologie beschäftigt, lernend, lehrend und schreibend. Dabei sei stets der hl. Thomas seine vorzüglichste Stütze und Quelle gewesen. Seine öffentlichen Vorlesungen, sowohl die sechs Jahre in München, wo er Controverse und Moral gelehrt, als auch die 15 Jahre in Ingolstadt, wo er ununterbrochen die scholastische Theologie vorgetragen, hätten ihm nicht wenig genützt. Dieselbe Lehre, die er in der Schule seit langem vorgetragen, finde sich, ohne nennenswerte Aenderung seiner Meinungen, mit denselben Worten oder ausführlicher im vorliegenden Werke. Er citiere fast keinen Autor, den er nicht selbst gelesen habe. Nur die Wahrheit sei seine Richtschnur gewesen: vigeat charitas, vincat veritas.

Die Approbation des Provinzials der oberdeutschen Provinz trägt das Datum: 18. Juni 1624.

Die Widmung des ersten Bandes ist gerichtet an Kaiser Ferdinand II., den ehemaligen Schüler von Ingolstadt, der volle fünf Jahre das Lyceum, Gymnasium und Kollegium von Ingolstadt durch seine Gegenwart adelte. Das vorliegende Werk habe er 1618 in Wien mitten unter dem Waffenlärm angefangen, dann in Ingolstadt vollendet[1]). Der dritte Band, auf den es hier besonders ankommt, ist approbiert von dem Provinzial P. Mundbrot am 28. Aug. 1626. Er erschien zu Ingolstadt 1627. Die Widmung an Erzherzog Leopold von Steiermark trägt das Datum vom 2. Febr. 1627.

Schon im ersten Bande beschäftigt sich Tanner gelegentlich des Traktates über die Engel auch mit den Hexen. Er fragt, was von den Ausfahrten der Hexen zu halten sei, ob und wie sie vom Teufel an andere Orte gebracht würden[2]). Er bringt zwei Meinungen vor. Die

[1]) Ueber das Leben Tanners s. Kropf, Hist. Prov. Germaniae Sup. S. J. III (Augustae Vind. 1754) 100 ss. Dort auch seine Vorliebe für Wald und Vogelgesang. Animum ab jocis ac lusibus alienissimum prae se ferebat, sic ut vix eum vidisses aliquando ridere. . . . . Una fere, si remitteret animum, oblectatio nemus illi avicularumque garritus. Quarum quidem (ac lusciniae maxime) cantantium voces discernere quodam modo didicerat ac velut interpretari. Neque alias liquidiorem animo capiebat voluptatem, quam cum suorum iis hymnorum carminumque admodulari numeros ad communis conditoris laudem atque honorem licuisset. Man wird unwillkürlich an die Trutznachtigall des P. Spe erinnert.

[2]) Theologia schol. I, 1496 ss.

eine halte dafür, daß die Hexen überhaupt nicht in Wirklichkeit ausführen: das seien nur Einbildungen des Traumes und der Phantasie; die andere Meinung, welche bei den katholischen Theologen die verbreitetste und richtige sei, halte daran fest, daß die Hexen nicht selten in Wirklichkeit und körperlich vom Teufel zu den Hexenversammlungen gebracht würden. Die letztere Meinung werde bekräftigt durch das fortwährende und übereinstimmende Geständnis der Hexen (Folter!) und wirkliche Vorkommnisse, denen ohne Verwegenheit die Glaubwürdigkeit nicht abgesprochen werden könne.

Eine große Schwierigkeit biete freilich hier der Canon Episcopi, der ähnliche Ausfahrten für Phantasieen erkläre. Die Ausrede Delrios, daß der Kanon gar keine Autorität beanspruchen könne oder interpoliert sei, läßt Tanner nicht gelten. In Bezug auf die Ausfahrten müsse man als die Meinung des Canons annehmen, daß die Weiber sich oft täuschten, wenn sie glaubten, körperlich ausgefahren zu sein, während es doch nur in der Einbildung geschehen sei. Er teile die Meinung des Cajetan und Navarrus, daß die Einbildung das Häufigere sei. Unter anderem beweist Tanner dies aus dem Umstande, daß die Männer der Hexen nie die Abwesenheit ihrer Frauen bemerkten unter Umständen, wo sie es notwendig hätten merken müssen, ferner aus den Geständnissen der Hexen, die sich widersprächen und geradezu Widersinniges aussagten, daß sie z. B. in Katzen, Mäuse, Vögel verwandelt worden seien; (daß weder ein Engel noch ein Teufel einen Menschen wirklich in ein Tier verwandeln könne, zeigt Tanner im folgenden Dubium I, 1505 ss.). Endlich hätten fromme, kluge und gelehrte Beichtväter des öfteren erfahren, daß nicht selten reine Einbildungen vorgelegen, wo die Hexen steif und fest Wirklichkeiten behauptet hatten. Er bringt dafür u. a. ein Beispiel aus Cajetan: Ich vernahm von einem verliebten Weibe, daß der Teufel sie salbte und ihr versprach, sie zu ihrem Geliebten zu bringen. Sie kam außer sich und meinte, sie sei bei ihrem Geliebten. Als sie wieder zu sich kam, war sie so erschöpft, daß sie einer Stärkung bedurfte. Und wenn ich ihr nicht erklärt hätte, das Ganze sei eine Einbildung gewesen, und die Einbildung habe sie so angegriffen, wüßte sie vielleicht bis heute noch nicht, daß es keine Wirklichkeit gewesen [1]).

Trotz alledem, meint Tanner, sei es moralisch gewiß, daß die Hexen zuweilen zu den Zusammenkünften vom Teufel getragen würden, und dies könne von unseren Hexen, wie sie seit 150 Jahren öffentlich bekannt seien, durchaus nicht geleugnet werden. Das streite nicht gegen den Canon Episcopi, der nicht das Ausfahren selbst, sondern die Art und

[1]) Theol. schol. I, 1503. Die Stelle bei Cajetan 2. 2, qu. 95. a. 3.

Weise des Ausfahrens, wie die Weiber es damals aussagten, als eine Schmähung des christlichen Glaubens verwerfe, indem nicht von dem Teufel, sondern von der Göttin Diana gesprochen werde.

Ausführlich behandelt Tanner die Hexenprozesse bei der Abhandlung über die Gerechtigkeit[1]). Er stellt vor allem fest, daß im Verbrechen der Hexerei viele andere Verbrechen enthalten seien, Verbrechen gegen Gott und die Menschen und deshalb auf das Laster der Zauberei mit Recht Todesstrafe gesetzt sei, und die Hexen nach Möglichkeit ausgerottet werden müßten. Die Obrigkeit, die sich um dieses Verbrechen nicht kümmere, obgleich sich dasselbe wiederholt durch ganz offenbare Zeichen kundgegeben, könne von einer sehr schweren Sünde nicht freigesprochen werden. Aber wenn es sich auch um eines der schwersten Verbrechen handele, bei dem ein außergewöhnliches gerichtliches Verfahren Platz greifen könne und müsse, so hätten die Richter doch auch hier so vorzugehen, daß aus ihrem Verfahren nicht mit moralischer Sicherheit Gefahr für Unschuldige erwachse. Sei die Ausrottung eines Verbrechens mit moralisch sicherer Gefahr auch für Unschuldige verknüpft, so habe die Verfolgung des Verbrechens zu unterbleiben und alles sei Gott anheim zu geben.

Wenn dieser Grundsatz nun für alle Verbrechen gelte, so verdiene derselbe doch noch ganz besondere Beachtung bei den Hexenprozessen wegen der furchtbaren Folgen für die einzelnen und das Gemeinwesen. Denn bei der gesetzlosen Anwendung der Folter und der leichtsinnigen Annahme von Anklagen ist es ganz unausbleiblich, daß mit den Schuldigen auch Unschuldige in einem fast allgemeinen Brande zu Grunde gerichtet werden. Dazu kommt noch die Schmach und die Schande für die betroffenen Familien, und daran ändert nichts die Häufigkeit. Drittens gereicht es auch in gewisser Weise der katholischen Religion zur Schmach und Schande, weil so oft gut katholische Leute, die sich durch Reinheit der Sitten und häufigen Empfang der hl. Sakramente auszeichneten und anderen ein gutes Beispiel gegeben haben, den Prozessen zum Opfer gefallen sind. Deshalb bin ich der Meinung, daß, wenn in einem Kriminalprozeß unter zehn oder auch unter zwanzig Schuldigen auch nur einer unschuldig verurteilt werden muß, von dem Prozeß und selbst von der Bestrafung der Schuld abzustehen ist. Dies gilt noch ganz besonders für den Fall, wenn sich für die einmal angefangenen Prozesse kein Ende und keine Zahl absehen läßt.

Mit diesem Grundsatz sprach Tanner den damaligen Prozessen das Todesurteil. Nun geht Tanner scharf einem Einwand zu Leibe, der,

---

[1]) Theol. schol. III, 981 ss

wie es scheint, oft gemacht wurde: Man könne gar nicht annehmen, daß so viele Unschuldige in den Hexenprozessen verurteilt würden, weil Gott die Verurteilung so vieler Unschuldigen nicht zulassen werde. Bei den Christenverfolgungen, erwidert Tanner, hat Gott zugelassen, daß viele Unschuldige verurteilt, gemartert und hingerichtet wurden, ebenso bei den vielen Kriegen; ja, die Hexen selbst sagten, daß sie viele unschuldige Menschen, selbst ihre Eltern und Kinder gemordet. Nach der Erfahrung kluger und gelehrter Männer und darunter einiger Theologieprofessoren, von welchen der eine und der andere im Beichtstuhl diese Hexensachen untersucht habe, steht fest, daß sie sehr fürchteten, es geschehe bei den Prozessen vielen Unschuldigen unrecht. Ferner steht fest, daß in unserer Zeit einige Richter durchaus nicht gerecht gewesen, wie ja vor kurzem noch zwei Richter wegen illegitimer Prozedur gegen die Hexen zum Tode verurteilt und hingerichtet worden sind. Wenn man also sage, Gott lasse niemals zu, daß in den Hexenprozessen Unschuldige mit den Schuldigen dasselbe Los teilen, so ist das ein nichtiger, ja falscher Grund, der weder durch die Vernunft noch durch die Autorität gestützt wird. Falsch ist es deshalb auch, wenn Delrio mit Binsfeld behauptet, daß keine Unschuldigen in einem Prozeß genannt würden, wenn sie aber genannt worden seien, so sei durch die Vorsehung Gottes ihre Unschuld bald offenbar geworden. Uebrigens widerspricht sich Delrio hier selbst, da er an einer anderen Stelle der Furcht Ausdruck giebt, es möchten bei zu leichtgläubiger Annahme von Beschuldigungen auch Unschuldige mit den Schuldigen getroffen werden.

Nun wendet sich Tanner in einem eigenen Abschnitt gegen den Unfug, der Tausende von Unschuldigen unfehlbar ins Verderben bringen mußte, nämlich daß die Aussagen mehrerer gefolterter Hexen genügten, um die von ihnen als Mitschuldige angegebenen Personen gefangen zu nehmen und zu foltern, wenigstens dann, wenn sie nicht in einem ganz zweifellos guten Rufe stehen. Um diesen damals von Delrio, Binsfeld, Gregor von Valenzia, einem Gutachten von Freiburg[1]) und Ingolstadt[2]) und einer ganzen Reihe anderer Gelehrten verteidigten Satz in seiner Thorheit und Furchtbarkeit zu zeigen, setzt Tanner seine ganze Kraft ein. Da Delrio behauptet, daß der Richter sogar die „weniger wahrscheinliche" Meinung befolgen dürfe, es genüge für die Folterung schon die Aussage einer Hexe, so beschuldigt ihn Tanner offen einer ganz unsicheren, unerträglichen, in der Praxis sehr gefährlichen Auffassung[3]).

[1]) Anni 1601. — [2]) In scripto suo anno 1590; „quos tamen postea aliter arbitratos fuisse constat", so bemerkt T. 3, 992.

[3]) 3, 991. Der oft genannte Moralist Diana geht mit Tanner gegen Delrio vor: nunquam ob plurium sagarum denuntiationes procedendum esse ad torturam.

Unter den Beweisen, die Tanner für seine Behauptung vorführt, bringt er u. a. folgenden Cornutus. Entweder sind die, welche andere angeben, Hexen oder nicht. Sind sie es nicht, so lügen sie, da sie sich ja als Hexen bekannt haben, und zweitens können sie von den anderen, die sie auf den Zusammenkünften gesehen haben wollen, nichts wissen; sind sie aber Hexen, so ist ihnen erst recht nicht zu glauben, da die Hexen ja im Bunde mit dem Teufel stehen und Unschuldige zu verderben suchen[1]).

Bei der Ansicht der Gegner ist es ganz unausbleibbar, daß viele Unschuldige angegeben, gefoltert und verurteilt werden. Daß sich Aussagen mehrerer Hexen auf eine Person vereinigen, ist aus vielen Gründen leicht möglich, besonders da, wo nur mehr wenige Weiber übrig sind, die noch nicht verbrannt, oder wenn, wie es ja zuweilen geschieht, über diese oder jene Person ins Besondere gefragt wird. Dazu kommt noch, daß durch die Geschwätzigkeit der Gerichtsbeamten Aussagen von Hexen bekannt gegeben und so bestimmte Personen in allgemeinen Verruf gebracht werden.

Wiederum betont hier Tanner, man solle sich doch nicht auf die göttliche Vorsehung berufen, denn wenn Prozesse ihrer Natur nach zum Verderben von Unschuldigen führen, so läßt die göttliche Vorsehung dieses Uebel eben zu. Ferner steht durch die Erfahrung fest, daß unschuldige Personen von sich auf der Folter Dinge ausgesagt, die sie sich vorher absichtlich als irgendwie wahrscheinlich ausgedacht, nur um schneller von den Qualen der Folter erlöst zu werden. Liegen dann Aussagen vor, so ist es oft unmöglich, zu erkennen, ob dieselben wahr sind, da es sich manchmal nur um ein Vorhaben handelt.

Oft auch vernachlässigt man, nachzuforschen, ob denn der behauptete Schaden wirklich eingetreten. Neulich wurde aus einer Stadt am Rhein an die juristische Fakultät von Ingolstadt berichtet, daß bei öffentlicher Verlesung von Hexengeständnissen, die sich auf die Ermordung bestimmter Personen bezogen, gerade jene genannten Personen, die ermordet sein sollten, zugegen waren und so die Unwahrheit der Aussagen darthaten. Wenn man übrigens bedenkt, wie oft die Weiber etwas für wirklich

---

Bei der Inquisition sei solches nicht Brauch. Er führt außer Tanner und Laymann noch einen spanischen Theologen, Antonio de Quevedo, an, der behauptet, daß die Hexen gewöhnlich, vom Teufel getäuscht, für Wirklichkeit hielten, was nur Phantasie sei. Diana verweist die Inquisitoren nachdrücklich auf Tanner und bemerkt, gestützt auf den Inquisitor San Vincente und auf Castropolao: observant in nostro tribunali Hispanico ex depositione praecisa complicum in hoc delicto reum minime capi sed actus exteriores comprobatos requiri. Ant. Diana, Opp. omn. (Lugduni 1680) t. V, 494.

[1]) 3, 993.

halten, was nur in ihrer Phantasie vorhanden, wie ja ihre Ausfahrten häufiger nicht Wirklichkeit, sondern Phantasie sind, so ist leicht einzusehen, was von den Angaben solcher Weiber über andere zu halten ist.

Wenn die Denunziationen, für sich allein genommen, wie die Gegner zugeben, nicht zur Verurteilung genügen, so genügen sie auch nicht zur Tortur. Denn es ist fast moralisch gewiß, daß wegen der Furchtbarkeit und Häufigkeit der Folter, wie sie in diesen Prozessen angewandt wird, die Angeschuldigten durch die Folter zum Geständnis gebracht werden. Mir selbst hat ein beherzter, gelehrter, frommer und kluger Mann, der sich mit diesen Prozessen lange abgegeben, gesagt, er könne sich nicht so auf seine Kraft verlassen, daß er zur Behauptung seiner Unschuld solche Qualen aushalten werde. Häufig haben sich angegebene Personen auch dahin geäußert, sie wollten lieber sterben, als solche Qualen erdulden, zumal dieselben nicht allein furchtbar für den Körper sind, sondern auch nicht selten die natürliche Scham und Ehrbarkeit in schwerer Weise verletzen [1]).

Durch die Erfahrung steht einerseits fest, daß die Hexen durch bloße Hexenprozesse nicht ausgerottet, ja kaum vermindert werden können, andererseits werden viele Unschuldige der Gefahr ausgesetzt. Also müssen die Hexenprozesse, so notwendig sie sind, doch so geführt werden, daß wenigstens mit moralischer Sicherheit keine Gefahr für Unschuldige damit verbunden ist. Diese Gefahr wird beseitigt, wenn man auf die Aussagen von Hexen hin wenigstens keine gut beleumundeten Personen einzieht und foltert.

Nach den Lehren mancher Theologen und Juristen mußte Tanner durch diese Ausführungen in den Verdacht eines Hexenpatrons kommen. Deshalb verteidigt er sich und sagt: Dies heißt nicht, die Sache der Hexen, sondern die Sache der Unschuldigen gegen die Hexen verteidigen. Auch wird deshalb der Hexenprozeß nicht unmöglich gemacht, da hinreichend andere Mittel vorhanden sind, den Hexen beizukommen. Dabei verweist er auf Binsfeld und Delrio und einige sichere Indizien, die er aus glaubwürdigen Berichten erfahren. Auch diese Indizien würde Tanner heute teils für unglaubwürdig, teils für wenig beweiskräftig halten.

In dem folgenden Abschnitt kämpft er wieder scharf gegen Delrio, der viel zu viel dem Ermessen des Richters anheimgebe und manche Behauptungen aufstelle, die man nicht billigen könne, wie z. B. die öftere Wiederholung der Tortur wegen einer und derselben Anklage. Nehmen wir einmal an, so fragt Tanner, eine unschuldige Person sei angegeben

[1]) 3, 996.

und dann den drei Torturen von einer Stunde, die man für gesetzlich erklärt, unterworfen worden; wird dann nicht durch einen solchen Prozeß, besonders bei schwachen Weibern, die Möglichkeit, sich zu rechtfertigen, beinahe unmöglich gemacht?[1]) Tanner will die Willkür der Richter in diesen Prozessen durchaus eingeschränkt wissen, ganz besonders muß den Angeklagten ein Verteidiger gegeben werden, was selbst Delrio befürwortet[2]).

Nachdem er nochmals eingehend die Behauptung zurückgewiesen, als habe der Hexenprozeß das Privileg, daß Gott dabei die Verurteilung und Hinrichtung Unschuldiger nicht zulasse, geht er im fünften Abschnitt daran, zu untersuchen, mit welchen Mitteln die Hexerei zu beseitigen sei. Und hier macht es ihm Ehre, daß er an erster Stelle und ganz besonders die moralischen Mittel betont: Gebet, Sakramentalien, Werke der Barmherzigkeit, Einschreiten gegen die obscönen Zusammenkünfte bei Tag und bei Nacht, ferner gegen die Unzucht in allen ihren Formen, unzüchtige Gebräuche und Tänze, die Anlaß zum Schlimmsten, selbst zu Teufeleien werden.

Dann räumt er auch dem Hexenprozeß eine Stelle ein, aber nur dem von einem gerechten Richter mit gerechten Mitteln geführten gerechten Prozeß. Dieser Prozeß soll nicht von einem Fürsten, sondern von allen Fürsten der Christenheit eingeführt werden. Dazu helfen Aufpasser, die in jeder Stadt und in jedem Dorf auf alle Anzeichen der Hexerei zu achten und dieselben dem Richter anzuzeigen haben. Auch ist allen streng zu befehlen, etwaige ihnen bekannte Hexen dem Richter anzuzeigen[3]). Ja, es wird dazu dienlich sein, in der Predigt auf die Verpflichtung zur Anzeige solcher Personen, die sich noch nicht gebessert, hinzuweisen. Auch kann dazu eine allgemeine Untersuchung mit einer allgemeinen Verordnung dienen, daß unter einer bestimmten Strafe in einer bestimmten Zeit solche Dinge im gerichtlichen Wege an den Richter gebracht werden. Die Prozesse dürfen aber nicht in die Länge gezogen werden; nur die Hexen, die sich bekehrt, dürfen, und zwar erst nach erfolgter Verurteilung, über Mitschuldige befragt werden. Diejenigen, die sich außerhalb des Gerichtes wirklich bekehrten, sollen nicht gestraft werden. Auch die verurteilten Hexen sollen nicht immer nach der Strenge des Gesetzes bestraft, sondern zu öffentlichen Kirchenbußen begnadigt

---

[1]) 3, 1003. — [2]) 3, 1005.

[3]) Solche Anzeigen waren nichts Neues. In dem Buche des Calvinisten Bodin, De Daemonomia magorum, welches der Satiriker Fischart übersetzt, „gemehret und erkläret" hat (Straßburg 1581), wird S. 552 empfohlen, Hexenkommissare auszuschicken; auch solle man „einen Stock in der Kirchen haben, darein jedem freistände, ein gerollt Papierlein zu werfen, darinnen der Unholden Namen ... beschrieben sei", S. 555.

werden. Durch die Verdemütigungen bei den Kirchenbußen werde der Teufel mehr geärgert und vertrieben als durch tausend Hinrichtungen.

Nochmals schärft Tanner ein, daß alle Normen eines gerechten Prozesses einzuhalten seien. Schließlich sind die geistlichen Mittel gegen das Laster der Hexerei viel mächtiger als alles andere: Feierliche Absage an den Teufel, öffentliche Ablegung des Glaubensbekenntnisses, Gebet und heilige Messe, gute Erziehung der Kinder und Familienzucht, Aufhören des Fluchens und der schlechten Reden, Katechismus und Predigt, öffentliche Bittgänge. Alles übrige über diese Prozesse könne man bei den angeführten Schriftstellern nachsehen; die Hauptautoren seien Delrio, der Malleus maleficarum und Binsfeld [1]).

Daß sich Tanner trotz dieser Autoren und trotz seiner Zeit in so vielen Punkten zu einer vernünftigeren Anschauung durchgerungen und dieselbe trotz der damit verbundenen Gefährlichkeiten mannhaft verteidigt, wird ihm stets zu hohem Ruhme gereichen, und diesem Ruhm kann weder übertriebenes Lob noch unbillige Verkleinerung Abbruch thun [2]).

Daß sich Tanner durch seine freimütigen Aeußerungen großen Gefahren aussetzte, scheint uns heute kaum glaublich. Aber wenn wir bei Bodin, Binsfeld, Delrio, Carpzov u. a. lesen, wie ein Abmahnen von strengem Vorgehen gegen die Hexen ein Zeichen war, das der Hexerei verdächtig machte und unter Umständen zur Folterung genügte, wird man eines anderen belehrt. Kein Geringerer als Spe versichert uns wenige Jahre nach dem Erscheinen des Werkes von Tanner, zwei Inquisitoren eines angesehenen Fürsten hätten nach der Lesung Tanners gesagt, wenn sie den Mann erwischten, würden sie ihn ohne Bedenken auf die Folter spannen [3]).

Tanner hat als der berühmteste unter den deutschen Jesuitentheologen und als langjähriger Professor der Studierenden aus der deutschen und österreichischen Ordensprovinz zweifellos einen nachhaltigen Einfluß auf die Anschauungen seiner Mitbrüder ausgeübt.

Dieser Einfluß läßt sich nachweisen vor allem bei dem bedeutendsten Moralisten unter den deutschen Jesuiten, dem P. Paul Laymann [4]).

---

[1]) 3, 1022.

[2]) Vgl. z. B. Riezler a. a. O. 249 ff., und Hist. Zeitschrift 1900, I, 250. Riezler beachtet nicht hinreichend die persönliche Lage Tanners. Tanner ist ein Gegner der Hexenprozesse, wie sie damals geführt wurden. Daß die von Tanner empfohlenen Anzeiger von Hexen „die Verfolgungen in solchem Maße vermehrt haben würden, daß dadurch die Wirkung jener Vorschläge, welche eine Milderung bedeuteten, ausgeglichen wäre," ist eine Behauptung, die durch die Art und Weise, wie Tanner den Prozeß geführt haben will, hinfällig wird. — [3]) Cautio criminalis p. 37.

[4]) Die folgenden Ausführungen beruhen im wesentlichen auf meinem Aufsatz: Paul Laymann und die Hexenprozesse in der Zeitschr. für kathol. Theol. 1899, S. 736 ff.

P. Paul Laymann war geboren 1575 zu Innsbruck, trat 1594 in die Gesellschaft ein und war seit 1604 Professor in Ingolstadt, München und Dillingen. Er starb schon 1635 zu Constanz. Mit den Hexen beschäftigte er sich zuerst nur sehr kurz in der ersten Auflage seiner Theologia Moralis, die 1625 zu München erschien, und zwar besonders mit der Frage, wie sich der Beichtvater den Hexen gegenüber zu verhalten habe. U. a. meint er, der Beichtvater solle die Klagen der meist lügenhaften Weiber über die Ungerechtigkeit des Gerichtsverfahrens nicht annehmen, noch auch selbst darüber vor den Angeklagten sich tadelnd äußern, da dies nicht Sache des Beichtvaters sei. Eine Person, die unschuldig verurteilt sei, soll er damit trösten, daß ja auch die Martyrer unschuldig gelitten. Eine Hexe ist verpflichtet, ihre Mitschuldigen dem Richter anzugeben, damit die Hexerei von der Obrigkeit gehindert und ausgerottet werden kann. Hat eine Hexe Unschuldige angegeben, so ist sie streng verpflichtet, zu widerrufen, und der Richter muß ihren Widerruf annehmen. Wenn ein Weib auf der Folter unwahre Verbrechen von sich ausgesagt, soll sie widerrufen, ist aber dazu nicht verpflichtet, wenn ihre Furcht vor der neuen Folterung zu groß ist. Ein Beichtvater, der sich von der Schuldlosigkeit einer Frau überzeugt hat, die auf der Folter über ihre Schuld ausgesagt, soll den Richter nicht mahnen, da es ja nichts nützt, ferner unaufrichtige Beichten anderer veranlassen könnte, wenn dies bekannt wird, und das Beichtgeheimnis in betreff der Schuldigen in Gefahr käme.

Den Richter mahnt P. Laymann, daß er nicht zu Gefängnis und Prozeß schreite, bevor wahrscheinliche Anzeichen des Verbrechens vorhanden seien, die Anzeige infamer Personen genüge nicht. Er verwirft die Ansicht derer, die behaupten, daß man bei einem abscheulichen Verbrechen lieber ein Unrecht für einzelne, als durch Nichtverfolgung einen Schaden für das Ganze zulassen dürfe. Für die Folter fordert er große Vorsicht. Bevor der Richter zur Tortur schreite, müssen solche Indicien vorhanden sein, daß der Richter fast von der Schuld überzeugt ist, und nur noch das Eingeständnis fehlt. Die Ansicht Binsfelds, daß die Angabe mehrerer Verurteilten auf eine und dieselbe Schuldige zum Todesurteil genüge, auch wenn die Angeschuldigte selbst nicht bekennt, weist L. zurück. Wenn das Gesetz die Verbrennung befiehlt, so heißt das, bei lebendigem Leibe verbrennen, und daran muß sich der Richter, wenn er nicht der höchste Richter ist oder besondere Umstände eine Ausnahme fordern, halten. Hier macht L. aber die bei den Christen bestehende Sitte geltend, gemäß welcher die Hinrichtung nicht durch langsamen Tod vollzogen, sondern den Verurteilten ein Sack mit Pulver um die Brust gebunden wird,

durch deſſen Exploſion ſie bald erſticken; bei den Unbußfertigen brauche man aber dieſe Milderung des Geſetzes nicht anzuwenden [1]).

Die zweite Auflage der Moraltheologie erſchien ſchon 1626 und zwar unverändert. Die dritte Auflage leitet Laymann mit einer kurzen Erinnerung ein. Dieſe Vorrede trägt das Datum: München, 24. April 1630 und beſagt: „Ich habe nicht Weniges an mehreren Stellen beigefügt, beſonders aber über den Hexenprozeß, da ich glaubte, dieſe überaus wichtige Materie, bei der in Deutſchland ſowohl die Theologen als auch die Juriſten verſchiedene Meinungen aufgeſtellt, ausführlicher unterſuchen zu müſſen". Aus den Nr. 17—31 in der erſten und zweiten Auflage ſind in der dritten Auflage Nr. 21—64, alſo über das Doppelte geworden, und ganz beſonders treffen dieſe Erweiterungen die Abſchnitte, die zur Vorſicht in den Prozeſſen mahnen. U. a. will L., wenn Ausſicht auf Erfolg vorhanden, daß der Beichtvater den auch anderen bekannt gewordenen Widerruf einer verurteilten Perſon in betreff von Angaben, die ſie gegen Unſchuldige gemacht, dem Richter zur Kenntnis bringe. Eingehend verteidigt er, daß nur gewichtige Indicien den Richter zum Einſchreiten bewegen ſollen, denn es handele ſich hier um eine große Schmach für den Angeklagten, ferner ſei es für den Richter bei weniger gewichtigen Indicien zweifelhaft, ob das Verbrechen begangen worden ſei oder nicht. Im Zweifel ſei aber immer das Mildere zu wählen, und keineswegs dürfe im Zweifel das Verbrechen vorausgeſetzt und ſo ein Angeklagter zu Gefängnis und Tortur gebracht werden. Wenn das ſchon bei allen Verbrechen gelte, ſo ganz beſonders bei der Hexerei, deren Unterſuchung und Aburteilung der Täuſchung und dem Irrtum mehr unterworfen ſei. Ferner darf der Richter nie nach einer beſtimmten Perſon fragen, ob ſie mitſchuldig ſei; das heiße nicht unterſuchen, ſondern ſuggerieren, und wenn infolge deſſen eine Ausſage gemacht werde, ſo habe dieſe für nichts zu gelten. Wenn auch der Richter verpflichtet ſei, nach Mitſchuldigen zu fragen, ſo dürfe er dies doch bei manchen Hexen nicht thun, da ſie ſo unbeſtändig und leichtfertig ſeien, daß ihren Ausſagen gar kein Glauben beizumeſſen ſei. Aus ſolchen Ausſagen und Fragen ſei kein Nutzen, ſondern nur Gefahr für den guten Ruf anderer zu erwarten.

Mit Berufung auf Tanner fordert auch L., die Angeklagten dürften nicht gleich nach der Gefangennahme gefoltert oder auch nur verhört werden, denn ſie ſeien in den erſten Stunden ſo verwirrt und erſchreckt, daß Folter und Verhör nur zu ihren Ungunſten ausfallen könne:

---

[1]) Theologia Moralis. Monach. 1625. 2. 519. Riezler behauptet (S. 260), daß Laymann in dieſer Auflage „in zweifelhaften Fällen lieber die ſtrengere Auffaſſung vertritt".

man müsse ihnen wenigstens 1—2 Tage Zeit lassen, um sich zu fassen und zu überlegen. Ferner darf niemand gefoltert werden, dem man nicht vorher die Mittel zur Verteidigung gewährt hat. Auch darf die Folter nicht so hart sein, daß es gleichsam unmöglich ist, dieselbe auszuhalten, und so moralisch gesprochen zum Geständnis zwingt, sei der Gefolterte schuldig oder unschuldig. Während der Folter darf kein Geständnis angenommen und in die Akten eingetragen werden, besonders gelte das von Angaben anderer Mitschuldiger.

Nun geht Laymann an die Untersuchung einer wichtigen Prinzipienfrage, ob nämlich im allgemeinen bei dem Hexenprozeß einer milderen oder strengeren Praxis zu huldigen sei. Mit Berufung auf Tanner behauptet L., daß bei Hinneigen zu dem strengeren Verfahren die Verurteilung auch Unschuldiger unausbleiblich sei. Weitläufig weist er, wiederum gestützt auf Tanner, die Behauptung Binsfelds zurück, Gott werde die Verurteilung Unschuldiger nicht zulassen. Die Nachteile, welche aus den häufigen wenig vorsichtigen Hexenprozessen für die einzelnen und das Gemeinwesen erwachsen, zählt er fast mit den Worten Tanners auf. An einigen Orten, wo man auf Anzeigen hin, sobald sie eine bestimmte Zahl über dieselbe Person erreichten, den Prozeß begann, kam man schließlich soweit, daß jedermann einsah, wenn es lange so weiter gehe, würden ganze Dörfer, Städte und Staaten vernichtet werden. Der Richter im Römischen Reiche muß also seinen Eifer mäßigen und vorsichtig vorangehen, die Gesetze und alles, was wir als sicherere und gelindere Meinung aufgestellt haben, beobachten.

Wie ist aber der Widerspruch zu lösen zwischen dem Laymann zugeschriebenen härteren Processus juridicus contra sagas vom Jahre 1629 und der ebenfalls im Jahre 1629/30 bewerkstelligten Neubearbeitung seiner Moraltheologie? Wir behaupten, daß kein Widerspruch vorliegt, sondern daß die Laymann zugeschriebene Schrift Processus juridicus contra sagas vom Jahre 1629 gar nicht von ihm herrührt.

Im Jahre 1629 erschien zu Aschaffenburg bei Quirin Botzer ein Büchlein mit dem Titel: „Tractatus novus de processu contra sagas et veneficos: Das ist: Ein Rechtlicher Proceß gegen die Unholden und Zauberische Personen . . Ist mit gutem Fleiß und grüntlicher Probation und Beweiß durch P. Paulum Laymann, der Societet Jesu Theologum und Juris Canonici Doctorn In Lateinischer Sprach beschrieben. Jetzt den Gerichtshaltern und guter Justizi befreundten zum besten verteutscht, auch mit bewehrten Historien und andern Umständen vermehrt, und in unterschiedliche Titul ordentlich abgetheilet".

In der Widmung an die Kurf. Geh. Räte und den Stadtrat von Aschaffenburg sagt der Verleger Quirin Botzer (S. 6): „Nach welchem ich nun auch diesen Newen Tractat De processu juridico contra Sagas et Veneficos gleichfalls zu noch mehrer Erleuterung solches trüben und verdunkelten Handels (so von P. Paulo Laymann der Löbl. Societät Jesu beschrieben, und auß gemeinen Weltlichen und Geistlichen Rechten, Bullis Pontificum, und auß vielen fürnehmen Theologis und beyder Rechten Doctorn mit reifflicher Erwegung bewehrt worden) zu Teutsch in Truck gebracht [1]).

Im selben Jahre erschien ein Nachdruck dieses Tractatus in Köln bei Metternich, der sich von der Aschaffenburger Ausgabe nur unterscheidet durch die Anfangsworte des Titels: Juridicus processus statt Tractatus novus de processu juridico. Beide Ausgaben sind weiter nichts als eine Buchhändler-Spekulation, die den Namen Laymanns auf dem Titelblatte als Reklame benutzt. Was sagt nämlich der Titel sowohl der Aschaffenburger als auch der Kölner Ausgabe? Er besagt, daß der Juridicus Processus mit gutem Fleiß von P. Paul Laymann in lateinischer Sprach beschrieben und jetzt 1) verteutscht, 2) mit be-

[1]) Dieser Quirin Botzer scheint die Hexenprozesse als Spezialität seiner Offizin betrieben zu haben, denn im selben Jahre 1629 erschien ebenfalls bei ihm eine Aurea Enucleatio atque disquisitio seu explanatio de modo et forma in utroque foro poli et mundi seu animae conscientiaeque ac externo judiciali etc. procedendi ac vindicandi contra sagas et veneficos in examine, tortura, enunciatione, confessionum et votorum discretione, pensitatione atque efficacia; item poenalitate, SS. Eucharistiae datione, sepultura, aliisque similibus contingentiis etc. Ex eruditissimo Tractatu et Theologia Morali Laymannica noviter extracta et ad commune publicum bonum, proque solatio timoratis conscientiis officiatis atque pastoribus etc. in hanc manualem ac patentem chartam et usum traducta. Studio Candidi et officiosi Lectoris W. S. a V. C. et C. A. *** Aschaffenburgi Typis Botzeri an. 1629 24° 108 p. Was ist nun hier der Eruditissimus Tractatus des P. Laymann, der neben seiner Moraltheologie (et theologia Morali) genannt wird? Nichts weiter als ein wörtlicher Abdruck der § 17—33 aus der ersten Auflage der Moraltheologie des P. Laymann, dann folgt (p. 50—55) ein Corollarium de obstetrice invalide et nomine daemoniaco baptizante (ex eod. Doct. Laymanno lib. 2. tract. 3. num. 3), in welchem Laymann verteidigt, daß eine solche Person nicht gegen ihren Willen zu verpflichten sei, sich selbst zur Bestrafung bei der Obrigkeit anzuzeigen. Das Büchlein beschließt (p. 56—107) ein Appendix referens aliquot causas cur tam multi, qui videri possent innocentes, et infantes daemonolatriae crimine implicentur. — Im selben Jahre erschien auch eine neue verbesserte Ausgabe des Processus: „Processus juridicus contra sagas et veneficos, das ist ꝛc. Posterior et correctior editio. Permissu superiorum et privilegio S. Caes. Majest. Aschaffenburg 1629." So citiert Soldan-Heppe 1, 412, der diese Schrift als eine approbierte Instruktion bezeichnet, ohne Laymann zu nennen; die Kölner Ausgabe führt er vorher (1, 356) als Schrift Laymanns an. Ob die correctior editio ebenfalls den Namen Laymanns trägt, scheint danach zweifelhaft: bis jetzt konnte ich dies nicht feststellen.

wehrten Historien und andern Umständen vermehrt und 3) in unterschiedliche Titel ordentlich abgeteilt worden. Weder von der Uebersetzung, noch von den Zuthaten, noch von der Einteilung wird aber behauptet, daß sie von P. Laymann herrühren. Quirin Botzer sagt in seiner Vorrede nichts anderes, nämlich was P. Laymann geschrieben, sei aus gemeinen weltlichen und geistlichen Rechten, Bullen, Theologen, Rechtsgelehrten mit reiflicher Erwägung „bewehrt" worden[1]).

Bei dieser „Bewehrung" aus so vielen Quellen ist von Laymanns Abhandlung in seiner Moraltheologie nicht mehr viel übrig geblieben, aber der Name auf dem Titelblatt war ja auch die Hauptsache. Verstärkt wird diese Behauptung dadurch, daß jede Approbation von seiten der Oberen fehlt; daß ferner Laymann um diese Zeit (1625—1630) seine Werke in München bei Nikolaus Henricus erscheinen ließ, und die sicheren Originalwerke Laymanns alle innerhalb der oberdeutschen Ordensprovinz, an den Orten seiner Lehrthätigkeit zu München, Ingolstadt und Dillingen erschienen sind. Laymann will ferner von dem Processus juridicus so wenig wissen, daß er diese ausführliche Spezialarbeit vom Jahre 1629 in seiner allgemeinen Darstellung im Jahre 1629/30 mit keinem Worte erwähnt.

Wenn seit Allegambe Bibliotheca Scriptorum Soc. Jesu (Antverp. 1643) alle Ordensbibliographen unter dem Namen Laymann ein Büchlein aufführen „Processus juridicus contra sagas Coloniae", ohne Jahr, ohne Format, ohne Seitenzahl (was sie sonst bei den anderen Werken Laymanns angeben), so ist dies eben der lateinische Obertitel der deutschen Kölner Ausgabe, deren ganzer Titel aber etwas viel Weiteres besagt, wie wir oben gesehen. Eine lateinische Ausgabe dieses Processus juridicus hat keiner der Ordensbibliographen gesehen, sonst hätte er die fehlenden Angaben ergänzt; sie ist bisher auch vergebens gesucht worden, weder Soldan-Heppe noch Binz noch Riezler, von denen die deutsche Ausgabe gegen Laymann verwertet wird, haben eine solche gefunden, und die in dieser Beziehung reichste Bibliothek der Welt, die kgl. Bibliothek zu München, besitzt auch keine lateinische Ausgabe. Ferner geht aus dem noch erhaltenen Registerband aller Briefe, die um diese Zeit von den Generälen der Jesuiten an die Oberen und Mitglieder der oberdeutschen Provinz gerichtet wurden, hervor, daß wohl korrespondiert wurde über andere Werke Laymanns; von einem Processus juridicus contra sagas ist aber

[1]) Auf dies alles konnte der Buchhändler verweisen, wenn sich P. Laymann über den Mißbrauch seines Namens beklagte. Auch brauchte P. Laymann die „Fälschung" nicht aufzudecken, weil keine eigentliche Fälschung vorlag. Das Weitere gegen die Replik Riezlers (Histor. Zeitschr. 1900, 1, 251 ff.) s. in der Zeitschrift für katholische Theologie 1900, 3. Heft.

nirgends die Rede, ebensowenig wie von einem Tadel der Ausführungen Tanners gegen die Ungerechtigkeiten in den Hexenprozessen [1]).

Dazu kommen noch die inneren Widersprüche zwischen dem Processus juridicus und der Theologia moralis des P. Laymann in der ersten, zweiten und noch mehr in der dritten Auflage [2]). Die Annahme der Autorschaft des P. Laymann für den Processus juridicus stellt uns endlich vor die Ungeheuerlichkeit, daß ein gewissenhafter, rechtdenkender Mann eine Schrift verfaßt mit Verschärfungen in einer, wie er selbst sagt, das Leben vieler Unschuldigen bedrohenden Sache und dabei die Bedenken Tanners einfachhin ignoriert, obgleich er ganz zu derselben Zeit in seinem Hauptwerke die Verschärfungen entschieden verurteilt und die Bedenken Tanners in der nachdrücklichsten Weise geltend macht.

Es bleibt also dabei, daß P. Laymann ebenfalls als Gegner Delrios [3]) in vielen Stücken den Ungerechtigkeiten der damaligen Hexenprozesse entgegengetreten ist [4]).

6. Die Cautio criminalis des P. Spe.

Wie P. Laymann, so steht auch P. Spe in seiner Cautio criminalis ganz auf den Schultern seines Ordensgenossen Tanner. Wenigstens dreißigmal beruft er sich auf Tanner, auch sein einschneidendes Motto hat er ihm entnommen. Bei Kennern der Hexenprozesse braucht man keinen Widerspruch zu befürchten, wenn man behauptet: die Cautio criminalis ist für die Geschichte der Hexenprozesse die wichtigste und für die Kritik dieser Prozesse die vernichtendste Schrift. Auch noch heute ist die Lesung der Cautio zur Schärfung des kritischen Gewissens sehr zu empfehlen, und ein neuer Abdruck oder eine vollständige Uebersetzung könnte des Erfolges sicher sein. Auf den Inhalt der Cautio soll hier nicht

[1]) Damit erledigen sich, wie uns scheint, Riezlers Aufstellungen (Hexenprozesse S. 259 ff.) von selbst.

[2]) S. Zeitschr. für kathol. Theologie 1899, S. 740 und 1900, 3. Heft.

[3]) Laymann sagt ausdrücklich: Delrio in multis rigidiori opinioni adhaeret. Theol. moralis Ed. 3, I, 524.

[4]) Hierdurch wird auch berichtigt, was Prof. Binz schreibt (Dr. Joh. Weyer, Bonn 1885, S. 114 ff.): „Laymann hat später eine eigene Schrift (Processus) herausgegeben, deren Original mir nicht bekannt geworden ist, von der ich jedoch eine Uebersetzung vor mir habe, die noch bei Lebzeiten des Autors erschien. Aus ihrem Titel ist allerdings nicht ersichtlich, daß er selbst sie angefertigt hat. Das Fehlen der Approbation durch die Oberen weist auf einen fremden Uebersetzer hin. Man wird nach alledem den P. Laymann schwerlich zu den »wenigen Andersdenkenden« (Soldan 2, 186) zählen können. Sein Verdienst ist nur, eindringlich Vorsicht gepredigt zu haben; aber das ist in dem Jahrhundert der Carpzov-Genossen immer schon etwas." Aehnlich in der 2. Aufl. (Berlin 1896), S. 120 f.

weiter eingegangen werden, es genüge, auf das Buch selbst oder einen guten Auszug zu verweisen [1]).

Das Verdienst der Cautio criminalis ist bis jetzt noch von keinem angetastet oder geschmälert worden. Aber die Schrift soll in keiner Weise ein Verdienst des Jesuiten Spe, noch viel weniger der Jesuiten sein.

Vor allem muß zugegeben werden, daß die Cautio criminalis ohne Vorwissen Spes und seiner Oberen erschien [2]). Das Los Tanners schreckte Spe, wie er selbst sagte, von einer Veröffentlichung ab; nur vertrauten Freunden gab er sein Manuskript zu lesen [3]) Einer dieser Freunde veröffentlichte die Cautio, ohne einen wenigstens direkten Auftrag von P. Spe erhalten zu haben.

Während man sonst eifrig bemüht ist, jeden Mißgriff eines Jesuiten dem ganzen Orden zur Last zu legen, will man hier durchaus gar nichts von dem Verdienste Spes dem Orden zukommen lassen. Gerade heraus sagt Sugenheim, daß er sich hier mit seinen sonst angewandten Grundsätzen der Beurteilung in Widerspruch setze: „Wir dürfen, ohne mit der von uns im Vorhergehenden wiederholt geltend gemachten Maxime, daß die Handlungen einzelner Jesuiten als Willensäußerungen und Thaten des ganzen Ordens zu betrachten seien, in Widerspruch zu geraten, behaupten, daß dem Jesuitenorden an jenen Verdiensten Friedrich Spees nicht der geringste Anteil gebührt“ [4]).

Jedenfalls gebührt dem Orden der Anteil, daß er Spe von früher Jugend an gebildet, bevor er noch Jesuit war; daß dann Spe seine ganze weitere ascetische, philosophische, theologische Ausbildung dem Orden verdankt; daß er weiterhin bei einem seiner Ordensbrüder, dem

---

[1]) Der beste mir bekannte Auszug liegt vor in den Frankfurter Broschüren, Jahrg. 1884, S. 103 ff. von Dr. Herm. Cardauns. — Weil die Daten für die Zeit des Ordenslebens des P. Spe überall teils ungenügend, teils ganz unrichtig angegeben werden, mag hier ein Itinerar des berühmten Jesuiten Platz finden, für dessen genauere Erläuterung auf einen voraussichtlich in Heft 2—3 (1900) des Historischen Jahrbuches erscheinenden Aufsatz verwiesen sei. P. Spe wurde geboren am 25. Febr. 1591 zu Kaiserswerth und trat in das Noviziat der Gesellschaft Jesu am 22. Sept. 1610 zu Trier. Er befindet sich nach den Ordenskatalogen: 1611 (auch 1612?) in Trier (Noviziat); 1613—15 in Würzburg (studiert Philosophie); 1616 Speyer (Lehrer der Grammatik); 1617—18 Worms (Lehrer der Humanität); 1619 Mainz (Lehrer der Rhetorik); 1620—23 Mainz (studiert Theologie); 1624—26 Paderborn (Professor der Philosophie); 1627 Speyer (Tertiat: 3. Noviziatsjahr); 1628 Wesel, Köln (Seelsorge); 1629 Peyna (Seelsorge); 1630—31 Paderborn (Professor der Moraltheologie, Beichtvater); 1632 Köln (Professor der Moraltheologie); 1633—35 Trier (Professor der Moraltheologie); dort gestorben 7. Aug. 1635.

[2]) Den Nachweis hierfür s. Histor. Jahrbuch 1900, 2. u. 3. Heft: Neue Daten und Briefe zum Leben des P. Spe.

[3]) Cautio, p. 106.

[4]) Sugenheim, Gesch. der Jesuiten in Deutschland (Frankfurt 1847) 2, 320.

P. Tanner, gerade die Ansichten über die Hexenprozesse mit großer Schärfe entwickelt fand, die ihn bei der Abfassung seiner Cautio leiteten.

Daß die Autorschaft Spes „erst lange Jahre nach seinem Tode durch seine vertrautesten Freunde, die keine Loyoliten waren, mit Bestimmtheit zur öffentlichen Kenntnis gelangte," wie Sugenheim behauptet [1]), ist insoweit unrichtig, als Alegambe schon im Jahre 1643 sagt, daß unter dem Namen eines Römischen Theologen „quoddam ejus opusculum" herausgekommen, das ungeheuren Beifall gefunden und öfters aufgelegt sei [2]), und Southwell, der Fortsetzer Alegambes, nennt 1676 ausdrücklich Spe als Verfasser der Cautio criminalis, die sehr gefallen habe [3]).

Der Herausgeber der zweiten Auflage behauptet, daß er seine Ausgabe nach einem Manuskript veranstaltet habe. Es drängt sich deshalb von selbst die Frage auf, wie sich denn diese zweite Ausgabe zur ersten verhält, ob wir in derselben genau den Text der ersten Ausgabe vor uns haben. Ein Vergleich der beiden Ausgaben ergiebt als Resultat, daß in der ersten Ausgabe alles steht, was die zweite enthält, daß in der zweiten aber zudem eine Reihe von kurzen Zusätzen sich findet, die teils unbedeutende aber genauere Verweise betreffen, teils prägnantere Schlußfolgerungen, teils weiterführende Gedanken enthalten. Auch ist in der zweiten Ausgabe eine Reihe von störenden Druck- oder Schreibfehlern verbessert, z. B. p. 74 sunt capaces für sint capaces, p. 189 Niobes für Sciotes, p. 192 sectione venae für Lenae, p. 240 Dicam für dicam. Aus der Gesamtheit der Zusätze ergiebt sich, daß nicht etwa die erste Ausgabe auf eine durch Abstriche verbesserte, sondern die zweite Ausgabe auf eine durch Zusätze ergänzte Handschrift hinweist.

Von wem rühren aber die Verbesserungen her? Der Herausgeber Joh. Gronaeus, behauptet, sein Manuskript von einem Freunde in Marburg erhalten und zum Druck befördert zu haben. Von irgendwelchen Zusätzen spricht er nicht. Auch sind die Zusätze ganz im Gedankengang und Stil des P. Spe gehalten. Dieses Manuskript ist also entweder die von Spe verbesserte Handschrift der ersten Ausgabe oder aber, was wahrscheinlicher, ein zweites, späteres, von Spe mit Zusätzen versehenes Exemplar [4]).

---

[1]) A. a. O. 2, 321.

[2]) Alegambe, Bibl. Scriptorum Soc. Jesu. Antverpiae 1643, p. 551.

[3]) Sotvellus Bibl. Script. S. J. Romae 1676, p. 268.

[4]) Binz (Dr. Joh. Weyer, 2. Aufl., S. 124) schreibt: Gronaeus „ließ das von einem Freunde in Marburg geliehene Exemplar abschreiben". Gronaeus aber sagt nur: „usus exemplari manuscripto quod Marpurgo mihi communicaverat vir amicissimus." Spe verkehrte viel mit Protestanten, und so ist es erklärlich, daß ein zweites

Die Cautio fand, wie es bei der Wichtigkeit der Frage und den verschiedenen Meinungen und besonders bei der allgemein herrschenden entgegengesetzten Gerichtspraxis nicht anders sein konnte, überall Gegner und Anhänger. So war es auch im Orden selbst. Ein übereifriger Theologe

---

Manuskript nach Marburg kommen konnte. Im Folgenden geben wir die Unterschiede zwischen der 1. und 2. Ausgabe der Cautio. Der Titel entspricht selbst bis auf die typographische Anordnung der Hauptworte ganz genau der ersten Ausgabe. Die Epitome seu Summa libri: Vidi sub Sole in Loco Judicii impietatem usw. ist Zusatz der zweiten. Auch die Praefatio auctoris enthält in II einen Zusatz: Imo id primum omnium legi ante reliqua, nec inutile nec praeter ordinem futurum est. Der Index von II enthält statt 51 52 Nummern, die letzte verzeichnet den Appendix. Auch das in II auf den Index folgende Motto aus Seneca de benef. 6,30 fehlt in I. Im Folgenden finden sich die Zusätze in II hervorgehoben.

Zu Dub. IX. Rat. V. sind Ziffern 1—22 zur bessern Hervorhebung beigefügt, p. 31.
Bei Dub. XI. ist der letzte Abschnitt mit Ratio X bezeichnet, und dieser Ratio X wurden am Ende die Worte beigefügt: Sic igitur seipsos convincunt boni viri p. 57.
Dub. XVIII. Coroll. XVI. Schluß: Erunt qui se offerant ad eas explicandas, dum modo id eis liceat, p. 112.
„ XVIII. Coroll. XIX. Schluß: An existimamus autem haec summis Christianitatis capitibus esse nota? p. 113.
„ XIX. Ratio VII. Schluß: Ut nesciam quid sentiendum sit de Religiosorum Superioribus, qua conscientia ad haec non attendant? p. 122 s.
„ XX. Ratio IV. Schluß: Lege hic et considera quae infra in Appendice dicuntur p. 129.
„ XX. Ratio VI. Schluß: Dub. 34 et Dub. 44 seq., p. 130.
„ XXIII. Praetextus IV. Schluß: Resp. 2, p. 171.
„ „ „ „ V. Nach ludere in re tam acerba: *Nam certe*, p. 172.
„ XXVI. Signum II. Nach Sed an hoc dormire fuit: *Praeterea*, p. 189.
„ XXVIII. Argum. I. Schluß: Mira hic exempla narrari possent, nisi obstinassem chartas non implere sine fructu. Rationibus pugnare malo quam narratiunculis, p. 201.
„ „ Arg. III. Schluß: Itaque et refutari vident sua nec posse subsistere; et nihilo minus procedunt tamen, p. 205.
„ „ Arg. IV., 4 Schluß: Imo in multis locis fit idem, p. 207.
„ „ „ 5 „ Audi Lector; Est quod te moneam; Hoc loco enim commode lecturus videris Appendicem illam de Tortura, quae infra habetur in libelli huius fine, p. 209.
„ XXIX. p. 210 Nach necessitatem torturis imponunt: *Alterutrum evadi non potest.*
„ „ Schluß für dub. II in fine: dubio II *ratione 8. Sed frustra*, p. 210.
„ XXX. Docum. V. Schluß: si quidem sunt Rei, p. 200.
„ „ „ XV. „ quod notandum est, p. 235.
„ „ „ XVIII. „ et infra adhuc patebit, p. 240.
„ XXXII. 1. Schluß: Hic passim gravissime peccatur, p. 245.
„ XXXIV. Schluß: quae ex his sequelae deduci possunt? Cogitet oro Lector, p. 267.

wollte die Cautio sogar auf den Index bringen, worüber aber der General seine Mißbilligung aussprach [1]). Daß aber nicht wenige Mitbrüder mit Spe übereinstimmten, kann schon aus der Thatsache gefolgert werden, daß Spe manche Jahre als Professor der Philosophie und der Moral bei seinen jüngeren Ordensbrüdern wirkte und als solcher sicher nicht ohne Einfluß geblieben ist. Ferner geht dies aus der Bemerkung Alegambes (1643) hervor, daß die Cautio wunderbaren Beifall fand.

Endlich haben wir das Zeugnis von Spes Mitbruder und Zeitgenossen, dem langjährigen Rektor des Trierer Kollegs P. Türck (geb. 1607, † 1669), der in seinen handschriftlichen Annalen zum Jahre 1630 die Ausbreitung der Hexenprozesse schildert und dann bemerkt, wie um diese Zeit heftige Zweifel entstanden, ob wirklich so viele schuldig seien und so ent-

Dub. XXXVI. Ratio II Schluß: Ecce igitur Legem habent: quid volunt amplius? p. 277.
„ XXXIX. Schluß: hos (animarum curatores) religionum Superiores exponunt, nec se tamen peccare putant. Rem praeclaram! p. 304 s.
„ XL. Rat. II Schluß: Regula sane elegans! si Diis placet, p. 307.
„ XLIII. Resp. II, V Schluß: et hoc Nota ante omnia, p. 336.
„ XLIII. Schluß anstatt rejiciunt: *ut leve contemnunt*, p. 338.
„ XLIV. Ratio V. Schluß: Et si ille autem vir tantus non advertit, quid nostri Inquisitores facturi erant, p. 347.
„ XLIX. Arg. II Schluß: Atque ut hoc obiter hic inseram, supra docui ex Constitutione Carolina, non credi oportere confessionibus in tortura factis, nisi ea dicta sint, quae nemo innocens scire ac dicere potuerit: Cur non obsecro inspiciuntur nunc protocolla, et examinantur an non ea omnia quae ibi dicta a plerisque sunt, ab innocentibus quoque dici potuerint? Ego enim ostendam manifeste, ab innocentibus dici potuisse. Et quid cessant Principes ut igitur in Judices illos severe animadvertant morte dignos, qui in re capitali sic temere crediderunt contra constitutionis Imperialis expressissimum praescriptum? p. 401.
„ XLIX. Arg. IV. Schluß: nisi afferat solidiora, p. 407.
„ „ „ V. „ et concidet hoc quoque Binsfeldii argumentum, p. 407.
„ „ „ VIII. „ Repete quae supra dixi, p. 411.
„ „ „ IX. „ unde repete et advertes frivola haec plane argumenta esse, p. 414.
„ „ „ X. Resp. I Schluß: Consideret Lector: et ubi intellexerit quid velim, mirabitur, p. 418.
„ „ „ X. Schluß: et ego cito, p. 420.
„ „ „ IX. Resp. II Schluß: aut nos prudentiores Filio Dei sumus? p. 423.
„ „ „ „ „ III „ Sic ille, p. 423.
„ „ „ „ „ IV, 1 „ Quid hic dicam, p. 424.
„ „ „ „ „ IV, 5 „ Consideret hoc lector, p. 426.

[1]) Vergl. Histor. Jahrbuch 1900, 2./3. Heft.

setzliche Strafen verdient hätten. „Es waren nämlich unter den Richtern solche, die allein auf die Denunziation von Hexen jeden, wenn er auch bisher ganz unbescholten war, in den Kerker schleppten, gräßlichen Folterqualen unterwarfen und ihn durch die entsetzlichen Qualen zum Bekenntnis zwangen. Andere ließen die von den Hexen oder von dem leichtgläubigen und argwöhnischen Volke Denunzierten in ausgesuchter Weise foltern und verurteilten die Gefolterten trotz der heiligsten Beteuerungen ihrer Unschuld zum Scheiterhaufen. Vielen erschien diese Handlungsweise gegen Menschen, die mit dem kostbaren Blute Christi erkauft, grausam und mehr als barbarisch. Während andere noch mehr zum Haß gegen ein solches Verbrechen aufstachelten und die übliche Verfahrungsweise in Büchern heftig verteidigten, betrat Friedrich Spe, Priester der Gesellschaft Jesu, ein durch Frömmigkeit, Wissenschaft und Adel der Geburt ausgezeichneter Mann, einen milderen Weg, indem er ein überaus nützliches und mit großem Beifall von vielen aufgenommenes Buch herausgab unter dem Titel: Cautio criminalis." Dann giebt Türck eine kurze Inhaltsangabe und schließt mit den Worten: „Obgleich diesen Mahnungen jene grausamen Tyrannen einen heftigen Widerstand entgegensetzten, so wurde doch erreicht, daß man an vielen Orten ein milderes und vorsichtigeres Verfahren einzuhalten begann" [1]).

---

[1]) *Annales P. Henr. Türck, 5. Bd. f. 310 s. Handschrift in der Bibliotheca Theodor. zu Paderborn. Für die Benutzung der Handschrift bin ich Herrn Prof. Richter (Paderborn) zu Dank verpflichtet. Der für die Geschichte der Hexenprozesse wichtige Text lautet wörtlich: „Aliud ea tempestate sane atrocissimum malum affligebat populos Germaniae passim pervagatumque Franconiam et Rhenum Superiorem per Ubios Westphalosque sese diffudit. Plurimi mortalium ex omni fere ordine et sexu exurebantur propter magiae crimen horrendaque flagitia ac maleficia, quae cacodaemone cui se devoverant auctore patrasse insimulati fuerant. In ducatu Westphaliae ab uno eodemque huiusmodi causarum quaesitore quingentos fere homines ad rogum damnatos constat, inque iis peractos reos — quod dictu horrendum — ipsos ecclesiarum curiones accusatos, quod infantes per sacram ablutionem Christo initiandos diabolo consecrassent. Apud Ubios quoque multa huiusmodi et vidimus et audivimus. Incessit per ea tempora vehemens simul commiseratio erga miserrimos homines, simul dubitatio verene omnes qui tanto numero flammis addicebantur rei essent et tam atrocia supplicia commeruissent? Erant enim inter judices, qui ad solam sagarum mulierum denunciationem quosvis de nullo etiam flagitio ante infames trahebant in carceres subjectosque diris cruciatibus cogebant demum ob immensam vim doloris fateri crimen. Alii cum aut a sagis aut credulo et suspicioso vulgo delatos exquisitis tormentis cruciandos curassent, contestantes licet suam innocentiam et jura divina ac humana ac quicquam uspiam sacrum est implorantes condemnabant tamen ad infame hoc lethi genus. Visa multis nimium immanis ac plus quam Scythica ista agendi ratio cum hominibus pretioso Christi sanguine emptis. At aliis in detestationem tanti sceleris acrius exardescentibus mordicusque scriptis libris propugnantibus in-

Auch aus den Worten Spes selbst geht hervor, daß in seinem Orden manche der gleichen Meinung wie Spe waren. Er schreibt: Wir wissen, daß nicht allein Tanner bei solchen Inquisitoren in schlechtem Rufe steht, sondern ich habe auch mehrere andere Ordensleute und fromme Männer gekannt (plures novi religiosos et pios viros), die zuweilen die Inquisitoren in bescheidener und begründeter Weise gemahnt, daß sie sich durch Nachlässigkeit und Unkenntnis in ihrem Amte nichts zu Schulden kommen ließen, und sie auf vorgekommene Irrtümer aufmerksam gemacht haben. Diese Mahner haben dadurch nichts anderes erreicht, als daß sie durch böswillige Zungen selbst der Magie verdächtigt wurden [1]). Und an einer anderen Stelle: Neulich bewies ein Priester den Richtern insgeheim aus dem Protokoll, der Prozeß gegen einige Hexen sei ungerecht geführt worden. Auf diese Mahnung gaben die Richter soviel, daß sie jene Hexen hinrichten ließen und beschlossen, den betreffenden Priester nicht mehr zu dem Gefängnis zuzulassen; jetzt höre ich, das Gleiche sei mehreren widerfahren [2]).

Wenn man bei diesen beiden Stellen noch zweifeln kann, ob hier zunächst Ordensbrüder des P. Spe gemeint sind, so scheint doch der Zweifel ganz ausgeschlossen bei folgender Aeußerung: Man sorgt auf das genaueste, daß besonnenere und gelehrtere Priester von den Gefängnissen ferngehalten werden, und daß auch sonst niemand zugelassen wird, der den Schutz der Unschuldigen übernehmen oder die Fürsten unterrichten könnte. Denn die Richter scheuen nichts mehr, als daß etwas bekannt wird, wodurch die Unschuld der gefangenen Hexen an den Tag kommt. Solche Männer also, denen nicht allein die ganze Welt ihre Kinder, sondern auch die Fürsten selbst ihr Gewissen anvertrauen, werden von gewissen Inquisitoren dieser selben Fürsten so behandelt, daß sie dieselben von dem Gewissensbeistand der Gefangenen, auch wenn man noch so sehr nach ihnen verlangt, fernhalten. Ja, neulich haben die Inquisitoren bei vornehmer Tafel wiederholt sich dahin geäußert, diese Männer müßten mit Recht als Störer der Gerechtigkeit aus dem Lande gejagt werden [3]).

---

ceptum procedendi modum, Fridericus Spe e Soc. Jesu Sacerdos pietate atque eruditione praestans nobilique loco genitus mitiorem viam ingressus est edito in lucem libro utilissimo et magno multorum plausu excepto saepiusque recuso quem inscripsit cautionem criminalem .... His similibusque monitis ac documentis etsi vehementer obstreperent rigidi illi Phalarides, procuratum tamen ut multis in locis mitius cautiusque in posterum agi coeperit."

[1]) Cautio Dub. IX. Rat. 8 (p. 39). — [2]) Cautio Dub. XVIII. Coroll. 8 (p. 105).

[3]) Cautio Dub. 51. n. 33. (p. 444). Die Männer, die damals in der ganzen katholischen Welt den Unterricht leiteten, und aus deren Reihen die meisten Fürsten ihre

Später versicherte Thomasius, der den Verfasser der cautio criminalis nicht kannte, dieses lobwürdige Buch könne nicht das Werk eines katholischen Schriftstellers sein, vielmehr habe ohne Zweifel ein protestantischer Rechtsgelehrter sich nur für einen Katholiken ausgegeben, um die Protestanten zu bestimmen, sich desto williger den Nebel von den Augen zu wischen, wenn sie sähen, daß mitten aus dem Papsttum jemand aufgestanden sei, um der durch die päpstliche Geistlichkeit verunstalteten Rechtsgelehrsamkeit ihr natürliches Ansehen wiederzuverschaffen. K. A. Menzel, der dies mitteilt, meint wohl mit Recht: Ein solcher hätte seine Leute schlecht gekannt [1]).

7. Hofbeichtväter und Hofprediger.

Was die Hofbeichtväter gethan und nicht gethan, ist uns vielfach verborgen, und wenn irgendwo, so ist hier Vorsicht im Urteil geboten [2]). Im allgemeinen wird auch hier zu unterscheiden sein: nicht alle haben dieselben Meinungen gehabt und dieselbe Verfahrungsweise eingeschlagen. In ihrer Stellung zu den Hexenprozessen haben sie sich wohl nicht von ihren Mitbrüdern unterschieden, und so werden die einen für energische Fortführung der Prozesse, die anderen für größere Vorsicht eingetreten sein.

P. Spe erwähnt mehrmals die Hofbeichtväter und zwar nicht in rühmender Weise. Dort, wo er sich erbietet, aus den Akten zu beweisen, daß alles voll von Irrtümern sei, ruft er aus: Aber warum das? Das haben gehört die Fürsten, und sie haben geschwiegen, das hören ihre Beichtväter, und sie schweigen [3]). Und etwas später, als er gezeigt, daß bei zwei sich entgegenstehenden Präsumptionen für Schuld und Unschuld nach Ansicht aller Gelehrten immer die Schuld auszuschließen sei, fragt

---

Beichtväter nahmen, waren die Jesuiten. Auch Riezler (Histor. Zeitschrift 1900 I, 251) giebt dies zu: „Ich stimme zu, daß dabei an Jesuiten zu denken ist. An erster Stelle an Spe selbst, vielleicht noch an den einen oder andern Ordensgenossen, jedenfalls aber nur an einzelne. Wären die Vertreter solcher Gesinnung im Orden häufig gewesen, hätte Spe nicht das Bedürfnis empfunden, die Autorschaft seines Werkes zu verleugnen.“ Die Gründe für die Verleugnung lagen, wie oben angedeutet, zunächst auf anderem Gebiete. Auch Lerchheimer wagte nicht, mit seinem Namen hervorzutreten: „Ein Grund dazu — bemerkt Binz (Joh. Weyer, 2. Aufl. S. 101) — mag das Bedürfnis des Schutzes gewesen sein. Wir werden noch sehen, wie gefährlich es war, in jener Zeit Vernunft und Milde zu predigen.“

[1]) K. A. Menzel, Geschichte der Deutschen V², 91.

[2]) Vergl. Verüchtigte Hofbeichtväter aus dem Jesuitenorden bei Duhr, Jesuitenfabeln (Freiburg 1899, 3. Aufl.), S. 630 ff.

[3]) Cautio, Dub. 16 cautela 7 (p. 93).

er: Wer beobachtet das aber heute? Wer denkt darauf, ob es beobachtet wird? Ich wundere mich, was die für ein Gewissen haben, die für das Gewissen der Fürsten nicht besser sorgen, sondern schweigen [1]). In demselben Dubium betont er, daß ein Prozeß, bei dem eine gerechte Vertheidigung dem Beschuldigten verweigert wird, null und nichtig und der Richter und der Fürst zum Schadenersatz verpflichtet ist. Wenn die Räte und Beichtväter der Fürsten nicht mahnen und aufklären, sind sie alle in gleicher Weise schuldig und verfallen der strengen Strafe Gottes [2]). An der Stelle, wo Spe den Unfug geißelt, daß man auf der Folter so lange nach bestimmten Mitschuldigen namentlich frage und daraufhin foltere, bis die Gefolterten, trotz aller früheren Gegenbeteuerungen, durch die Qualen bezwungen, die ihnen suggerirten Namen nennen, ruft er Wehe über die Fürsten. Kann denn dies ohne große Schuld derjenige nicht wissen, der es am meisten wissen muß, da ich es doch weiß, der es gar nicht zu wissen braucht? Aber ihre Räte und Beichtväter schweigen, unkundig dessen, was um sie vorgeht, weshalb sie weder sich selbst noch anderen Gewissensbedenken machen [3]). In dem Kapitel, wo Spe die Frage beantwortet, ob es am Platze sei, Fürsten und Obrigkeit zur Aufspürung der Hexen anzuspornen, erläutert er seine verneinende Antwort an erster Stelle mit folgender Auslassung über die Prediger im Allgemeinen: ich habe einige Prediger gehört, die mit großer Beredsamkeit bei diesem Argumente loszogen und der Obrigkeit rieten, daß sie mit aller Strenge gegen diese Pest vorgehen solle [4]).

Da zur Zeit P. Spes so viele Jesuiten Beichtväter und Prediger der Fürsten waren, so treffen die Vorwürfe Spes jedenfalls auch einzelne Jesuiten, die zu den Gräueln schwiegen, weil sie keine Ahnung davon hatten, oder weil sie, in dem landläufigen Wahn befangen, überall Hexen sahen und es für ein gutes Werk halten mochten, bei ihrem Fürsten auf deren Verfolgung und Bestrafung zu dringen.

Zu dieser Klasse dürfte z. B. der einflußreiche, gelehrte Beichtvater am Hofe Maximilians von Bayern, P. Adam Contzen [5]) gehören. Wenigstens war er der Meinung, daß man gegen die Hexen entschieden vorgehen müsse. Dies ersehen wir aus einem Buche, das P. Contzen im Jahre 1628 schrieb: Methodus civilis seu Abissini Regis Historia. Es ist ein politischer Roman, der, wie Contzen in seiner Widmung an Maximilian hervorhebt, das Idealbild eines wahrhaft christlichen Fürsten enthält — zur Nachahmung für die Fürsten und zum Leitfaden für die Studierenden der Philosophie, der Jurisprudenz und der Theologie.

[1]) Cautio, Dub. 18 coroll. 14 (p. 108). — [2]) L. c. coroll. 17 (p. 112).
[3]) L. c. Dub. 20 rat. 12 (p. 141). — [4]) Cautio, Dub. 14 (p. 67).
[5]) Vergl. Brischar, P. Adam Contzen, Würzburg 1879.

Gegen Ende des Buches wird erzählt, wie der König Abissinus zum Nil kam und dort eine ungeheure Verbreitung der Zauberei vorfand; Hexenflug und Hexentanz, Erregung von Stürmen, Schädigung der Aecker spielten dabei eine Rolle. Eine große Untersuchung wird angestellt. Die Meinungen waren geteilt. Vielen schienen es nur Träume und Weiberphantasien zu sein; man solle das nicht strafen, sondern dem Gespötte preisgeben. Die Richter schreckte die Schwierigkeit der Untersuchung wegen der teuflischen Einwirkungen, andere schreckte die ungeheure Menge der Schuldigen, da man entweder verzweifelte, ein so eingerostetes Uebel heilen zu können, oder weil man vor so vielen Hinrichtungen zurückschrak. Noch größeren Eindruck machten die Gefahren für die Unschuldigen; denn die überführten und geständigen Schuldigen klagten aus Haß und Neid Unschuldige und Schuldige an, auch vornehme Männer und Frauen, weil so Hoffnung war, der Strafe zu entgehen, wenn die Vornehmen als Genossen der Schuld bezeichnet würden. Aber der König beschloß, dieser Meinung durchaus nicht nachzugeben. Von der höchsten (göttlichen) Majestät sei ihm befohlen, die Zauberer nicht leben zu lassen; mit Aufruhr und Majestätsverbrechen habe man keine Schonung, um so mehr seien also diejenigen zu strafen, die von Gott abfallen und sich in den Dienst des Teufels begeben. Dagegen sei ihm das Schwert gegeben, und wenn er dies stumpf werden lasse, würden so zahlreiche scheußliche Verbrechen über ihn und sein Haus kommen. Wenn die Obrigkeit den Verbrechen nicht gewachsen sei, so werde doch Gott nicht besiegt, der die Reiche zerstöre und der siegreichen Gottlosigkeit spotte. Dieses Uebel sei sehr ansteckend, deshalb seien die Glieder, die der Heilmittel spotten, abzuschneiden, damit sie nicht die gesunden verseuchen.

Es wurde mit den Bischöfen verhandelt, daß im ganzen Reiche Gebete verordnet, die Abscheulichkeit der Zauberei auf der Kanzel gegeißelt, Zauberbücher verboten würden. Bei den Gerichten wurde große Vorsicht angewandt. Zuerst wurden diejenigen gefaßt, die freiwillig bekannt, dann die, welche nicht leugnen konnten, da sie durch Wahrsagen Geheimes und Zukünftiges vorhergesagt oder durch Zaubermittel die Heilmittel verdorben, und hier war der Irrtum ausgeschlossen, da es sich um öffentliche Thaten handelte. Diese wurden zuerst dem Feuer überliefert, wenn nicht Alter oder Urteilsschwäche von der Strafe befreite. Die Wahrsager und Sterndeuter, die mehr durch Dummheit als durch Teufelsbund gefehlt, wurden zu den Steinbrüchen verurteilt. Eine besondere Sorgfalt wurde auf diejenigen verwandt, die das zur Last gelegte Verbrechen leugneten. Niemand wurde auf das Zeugnis von wenigen hin vor Gericht gezogen oder in den Kerker geworfen,

sondern nachdem mehrere aus verschiedenen Orten, abgesondert verhört, in den Umständen und Thatsachen übereinstimmten. Und so wurde das ungeheure Uebel mit unglaublicher Mühe und Arbeit gehoben[1]).

Wir werden nicht fehl gehen wenn wir behaupten, daß P. Contzen in der hier geschilderten Weise auch bei Maximilian für eine freilich vorsichtigere Fortsetzung der Hexenprozesse gewirkt hat.

Aus derselben Zeit besitzen wir einen Brief des P. Contzen, den er am 19. Nov. 1628 an den Fürstbischof von Bamberg schrieb. In Bamberg loderten damals die Scheiterhaufen für die Hexen. Wie anderwärts wurden hochstehende Männer als der Hexerei schuldig angegeben, u. a. auch der eifrige Förderer der Hexenprozesse, Weihbischof Forner, und der Dompropst von Bamberg (Neustetter). Der Fürstbischof wandte sich nun am 2. Nov. 1628 an P. Contzen, um ein Leumundszeugnis für seinen bedrohten Weihbischof von Maximilian und Contzen zu erhalten. Letzterer bedauert eingangs, daß jetzt die besten und hervorragendsten Männer verdächtigt würden. Dann führt er über die beschuldigten Prälaten die überaus günstige Meinung Maximilians an; das Gerücht sei zwar auch vor kurzem am Münchener Hofe verbreitet, aber nicht geglaubt worden. Die erste Quelle dafür seien Nürnberger Kaufleute, die es aufgebracht, um den Klerus und die Kirche gehässig zu machen. Zum Schluß wünscht er dem Bischof den Schutz Gottes, der einem Fürsten von solchem Eifer für die Ehre Gottes und für die Bestrafung der Hexen sicherlich gnädig sein werde[2]).

Von ähnlicher Gesinnung wie der Hofbeichtvater war auch der Hofprediger Maximilians, P. Jerem. Drexel, der sich als ascetischer Schriftsteller einen großen Ruf erworben hat[3]). P. Rader nennt den „frommen Drexel" unter den drei hervorragendsten aus seinen 3000 Schülern, und Balde hat ihm eine eigene Ode (I, XVI) gewidmet, in welcher er seine ascetischen Schriften aufzählt. In einer dieser 38 Schriften spricht Drexel von den Hexenprozessen, und zwar dort, wo man es nicht vermuten sollte. 1637, ein Jahr vor seinem Tode, ließ Drexel ein Büchlein erscheinen über das Almosen: Gazophylacium

[1]) Methodus civilis seu Abissini Regis historia. Coloniae 1628, p. 194 ss. Die Druckerlaubnis des Provinzials P. Mundbrot trägt das Datum vom 5. April 1628.

[2]) *Certus Deum principi gloriae suae tam studioso et maleficos non permittenti vivere propitium fore. Orig. Bamberg, Kreisarch. Acta suffrag. Ueber Forner vergl. Histor.-polit. Blätter 86 (1880), 565 ff. 656 ff. u. Zeitschr. des Münchener Alterthumsvereins V (1892), 21 ff. Ueber die Beschuldigungen gegen Forner und Dompropst Neustetter speziell s. Archiv für kathol. Kirchenrecht, Bd. 50, 191.

[3]) Vergl. über ihn Glasschröder, P. Jeremias Drexel, ein bayerischer Hofprediger und Ascetiker des 17. Jahrhunderts, in der Beilage zur Augsburger Postzeitung 1889, Nr. 70—71.

Christi, Eleemosyna, in dem er auf 578 Sedezseiten alle nur irgendwie möglichen Gründe zusammenbringt, um zur Hülfe und Linderung der Armen anzueifern. In der Einleitung sagt er, dieses Thema sei überaus nützlich und höchst notwendig. Ueberall sind wir fast verschwenderisch; Hunde und Pferde halten wir in größerer Zahl als notwendig; für viele Diener, köstliche Gastereien, prächtige Kleider, für alles haben wir Geld, handelt es sich aber darum, den Armen zu helfen, dann erstarren die Hände, taub bleiben die Ohren und die Börse geschlossen, dann ist niemand zu Hause.

Unter den Gründen für das Almosen wird nun auch angeführt, daß es uns die Gnade Gottes gewinnt und durch dieselbe vor dem Schaden der Zauberei bewahrt. Bei dieser Gelegenheit schreibt er: Daß sich im christlichen Staate Zauberer und Hexen, die schlimmsten Teufelsdiener, finden und zwar in nicht geringer Anzahl, ist ein derartiges Uebel, daß es einigen unglaublich erscheint. Aber die Wirklichkeit spricht. Unberechenbarer Schaden an den Saaten, am Vieh, an den Menschen legt Zeugnis dafür ab. Und wer könnte die Stirne haben, so verschiedene Richter, die an so vielen Orten gegen diese Pest mit Feuer und Schwert vorgehen, des Irrtums zu zeihen? So viele Tausende aus dieser Höllenbrut sind verbrannt worden, und wir werden alle Richter der Ungerechtigkeit anklagen? Es giebt nichtsdestoweniger sehr kalte, des Christennamens unwürdige Christen, die sich mit Händen und Füßen gegen die Vertilgung dieses Unkrautes sträuben, damit nicht etwa, wie sie sagen, gegen die Unschuld gewütet werde. O, ihr Feinde der göttlichen Ehre! Befiehlt denn nicht das göttliche Gesetz ausdrücklich: die Zauberer sollst du nicht leben lassen? Hier rufe ich so laut ich kann und auf göttliches Geheiß zu den Bischöfen, Herren, Fürsten, Königen: Lasset die Zauberer nicht am Leben. Mit Feuer und Schwert muß diese entsetzliche Pest ausgerottet werden. Ausgerissen muß dieses Unkraut werden, daß es nicht in übergroßer Fruchtbarkeit emporschieße, wie wir es leider sehen und beklagen. Aufgeräumt soll werden mit den Gottlosen, daß die Pest nicht weitergreift, brennen sollen die Aufrührer Gottes, damit sie nicht das Reich des Teufels auf der Erde verbreiten. Euch, ihr Fürsten und Könige, ist das Schwert anvertraut, daß ihr die gerechte Strafe an den Schuldigen vollziehet; wer ist aber mehr schuldig als der geschworene Feind Gottes? Die Zauberer und Zauberinnen sind alle erklärte und geschworene Feinde Gottes. O Fürst, o König, die Zauberer lasse nicht leben[1]).

[1]) Gazophylacium Christi Eleemosyna quam in aula Smi. utriusque Bavariae Ducis Maximiliani . . . explicavit et latine scripsit Hieremias Drexelius e Soc. Jesu. Monachii 1637, p. 133 s. Die Druckerlaubnis des Provinzials Gravenegg

Dieſer Aufruf zum Hexenbrennen iſt in mehrfacher Weiſe charakteriſtiſch. Er ſpiegelt klar wieder das heftige Aneinanderprallen der Gegenſätze für und gegen die Hexenprozeſſe. Gerade weil viele mit Händen und Füßen gegen das Brennen ſtritten, um ſo lauter und eindringlicher meint der Ascet zur Verfolgung der Hexen aufrufen zu müſſen. Drexel wird gerühmt als ein milder, friedfertiger, für alles Elend barmherziger Mann, und trotzdem dieſer Aufruf! Er kann ſich gar nicht einbilden, daß ein ſo ſchreiendes Unrecht von ſo vielen Richtern gegen ſo viele Tauſende Unſchuldige an ſo vielen Orten verübt werde. Wenn Drexel die vor ſechs Jahren erſchienene Cautio criminalis ſeines Ordensbruders Spe geleſen hätte — wir nehmen es zu ſeiner Ehre nicht an —, dann würde er dort ſein Bild gezeichnet gefunden haben. Unter diejenigen, welche zu den Hexenprozeſſen aufreizen, zählt Spe, wie bereits früher bemerkt, auch gewiſſe heilige Männer, die, vollſtändig des Lebens und der Schlechtigkeit der Menſchen unkundig, wie ſie ſelbſt einfältig und heilig ſind, ſo auch alle Richter und Inquiſitoren in dieſen Prozeſſen als Heilige anſehen und ein Verbrechen daraus machen, wenn man nicht alle öffentlichen Gerichte für heilig und unfehlbar hält[1]).

Einen wohlthuenden Gegenſatz zu Contzen und Drexel bietet um dieſe Zeit ein Jeſuit im Kolleg zu Eichſtätt. Eichſtätt erlebte ſeine traurigſte Hexenperiode unter Johann Chriſtoph von Weſterſtetten (1611 bis 1637), der bereits als Propſt von Ellwangen viele Hexen hatte verbrennen laſſen. Gegen ſein Verfahren ſprach und agitierte P. Kaſpar Hell im Jeſuitenkolleg zu Eichſtätt. Der Biſchof wurde darüber heftig erzürnt, und es liefen Klagen ein beim General der Geſellſchaft, P. Mutius Vitelleschi. Der General dürfte angenommen haben, daß die weltlichen Gerichte zu Eichſtätt nach den Normen der Gerechtigkeit vorangingen, und zugleich berührte es ihn peinlich, daß einer ſeiner Untergebenen ſich herausnahm, gegen den Biſchof und Landesherrn ſo reſpektwidrig aufzutreten. Deshalb richtete er am 7. April 1629 eine Mahnung an den Provinzial der oberdeutſchen Provinz, P. Mundbrot. Ob ſich der Anfang des Briefes auch auf die Hexenprozeſſe bezieht, indem der Biſchof vielleicht einen Jeſuiten als Inquiſitor anſtellen wollte, vermag ich nicht zu ſagen, da der Brief des P. Mundbrot nicht vorliegt. Der General ſchreibt:

„Bis jetzt hat der Fürſt von Eichſtätt noch kein derartiges Verlangen, wie Ew. Hochw. vermutet, an uns gerichtet. Sollte er dies thun, ſo werde ich ohne Zweifel mit allem Eifer ihn zu überreden

trägt das Datum S. Marcus 1637. Auf die angeführte Stelle hat meines Wiſſens zuerſt Riezler aufmerkſam gemacht.

[1]) Cautio, Dub. XV (p. 73).

suchen, der Gesellschaft nicht ein Amt aufzubürden, dessen Uebernahme dieselbe von Anfang an stets abgeschlagen hat. Ich zweifele nicht, von einem so großen Freunde unserer Gesellschaft zu erlangen, daß er den abschlägigen Bescheid gut aufnehmen wird. Und damit ihm dies weniger schwer falle, möge sich Ew. Hochw. bemühen, daß die Unserigen in allen übrigen Dienstleistungen ihn zufriedenstellen. Dies empfehle ich Ew. Hochw. jetzt in besonderer Weise, weil ich vernehme, daß der Fürst kürzlich nicht wenig beleidigt worden sei durch den unklugen Eifer des P. Kaspar Hell, der mit zu großer Freiheit dasjenige tadeln soll, was auf Befehl des erlauchten Fürsten bei der Untersuchung und Bestrafung der Hexen, Zauberer usw. geschieht. Und ich höre, der Pater sei so fest von seiner Ansicht überzeugt, daß er trotz der, wie man annimmt, von Ew. Hochw. erfolgten ernsten Mahnung dennoch von seinem Tadel der Maßregeln des Fürsten und seinen Bemühungen, auch andere für seine Meinung zu gewinnen, in keiner Weise abläßt. Sollte dies wahr sein, so möge Ew. Hochw. ihm Stillschweigen auferlegen, wenn nötig, unter dem Gehorsam, und mich über die Ausführung benachrichtigen. Weil übrigens einige zuweilen nach dem anderen Extrem zu neigen scheinen, da sie sich in die Hexenprozesse zu sehr einmischen, und dies sogar mit Gehässigkeit und Tadel für die Gesellschaft, so soll ihnen, falls es noch dergleichen giebt, befohlen werden, diese ganze Sache, mit Ausnahme dessen, was zum Beichtstuhl gehört, dem Fürsten und seinen Beamten ganz und gar zu überlassen“ [1]).

Dem P. Kaspar Hell wurde sein Auftreten nicht als großer Fehler angerechnet, denn ein Jahr später, 1630, wurde er Rektor des Kollegs in Amberg. Er starb als solcher am 20. Oktober 1634 im Alter von 46 Jahren.

Gegenüber dem Wahn und der Kritiklosigkeit mancher Jesuiten muß versöhnend wirken alles das, was die Jesuiten gethan, um die armen Opfer mit ihrem Geschick zu versöhnen oder sogar dem Tode zu entreißen.

In Paderborn wurden 1597 viele Hexen verbrannt. Die Meinung war verbreitet, daß denen, die sich einmal dem Teufel ergeben, keine Hoffnung auf Seligkeit bliebe. Aber die Jesuiten teilten diese Meinung nicht, sondern nahmen sich thatkräftig der armen Opfer an [2]).

---

[1]) *Cop. Ad Germ. Sup. 1627/43.

[2]) Litt. ann. 1597, p. 246. Vergl. Richter, Gesch. der Paderborner Jesuiten 1, 57. Paderborn und Umgegend war auch der Schauplatz für die Beobachtungen des P. Spe, während er in Würzburg nur ganz vorübergehend während seines dritten Noviziatsjahres gewirkt haben kann. Vgl. den oben angeführten Aufsatz über Spe im Histor. Jahrb. 1900, 2./3. Heft.

Ein wahres Kreuz für die Jesuiten war besonders das Ellwanger Gebiet, wo sie im Jahre 1612 nicht weniger als 167 Verurteilte zur Richtstätte führen mußten [1]). In den Jahren 1613/14 hatten ebendort zwei Jesuiten überreiche Arbeit mit derselben Aufgabe [2]). Bis 1617 wüteten in Ellwangen die Prozesse so, daß schließlich die Tribunale selbst der Sache überdrüssig wurden [3]).

In Fulda wurden im Jahre 1603 allein 60 Hexen verbrannt, der Schmutz der Kerker war unerträglich; trotzdem ließen sich die Jesuiten nicht abhalten, den Gefangenen beizustehen [4]).

Besonders gerühmt wird wegen seiner vielen und großen Opfer im Dienste der Hexen der Trierer Domprediger P. Lucas Ellentz, der im Alter von 55 Jahren 1607 auf der Kanzel vom Schlage gerührt wurde. Kein Weg war ihm zu weit, kein Wetter zu schlecht, kein Kerker zu schmutzig, keine Nacht zu lang, kein Hunger zu groß: nichts konnte ihn abhalten, den armen Schlachtopfern Trost und Hülfe zu bringen. Er begleitete gegen 200 Hexen zum Scheiterhaufen [5]). Für dieselbe Thätigkeit wird P. Georg Richsteig († 1644) in Braunsberg gerühmt [6]).

In der Nähe von Speier gelang es 1586, eine Hexe, die auf der Folter aus Schmerz sich schuldig bekannt hatte, dem Tode zu entreißen [7]). In Trier erbaten 1596 die Jesuiten vom Magistrat einem fast neunzigjährigen Manne, der wegen Hexerei in Ketten lag, das Leben [8]). Im selben Jahre vermochten die Jesuiten in Koblenz eine der Hexerei überführte Frau zu retten [9]). 1598 konnte eine Frau in Ingolstadt trotz scharfer Tortur nicht zum Geständnis der Hexerei gebracht werden: die Jesuiten bewirkten ihre Freilassung [10]). Zu Aachen sollte 1601 eine Hexe, die auf der Folter zweimal alles geleugnet, der Wasserprobe unterworfen werden. Auf die Vorstellungen der Jesuiten stand man davon ab [11]).

---

[1]) Litt. ann. 1612, p. 252. Der Berichterstatter nennt das Gebiet „provincia cruciaria".

[2]) Litt. ann. 1613/14, p. 242 s.

[3]) Kropf, Historia Provinciae Germaniae Superioris S. J. 1, 65.

[4]) Litt. ann. 1603, p. 517. Im Jahre 1603 trat Balthasar Roß sein Amt als Zentgraf und Malefizmeister in Fulda an. Wegen seiner Ungerechtigkeiten wurde er 1606 ins Gefängnis geworfen und 1618 enthauptet. Vergl. Malkmus, Fuldaer Anekdotenbüchlein (Fulda 1875) 101—151; bei Soldan-Heppe 2, 55 ff.

[5]) Litt. ann. 1607, p. 681 s. Vergl. Reiffenberg 1, 428 s.

[6]) Hipler, Litteraturgesch. des Bistums Ermland (Braunsberg 1873), S. 210.

[7]) Litterae ann. 1586/87, p. 267.

[8]) Reiffenberg 1, 349. Andere Beispiele Litt. ann. 1590/91, p. 341.

[9]) Litterae ann. 1596, p. 283. — [10]) Litterae ann. 1598, p. 313.

[11]) Litterae ann. 1601, p. 635. Vergl. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereines 1894 (XVI), 188.

In Bamberg wüteten unter dem sonst so verdienstvollen und überaus frommen Joh. Gottfried von Aschhausen die Hexenprozesse in entsetzlicher Weise gegen Geistliche und Laien. Den Angeklagten wurde jeder Rechtsbeistand prinzipiell verweigert. Die Richter machten schließlich sich gegenseitig den Prozeß. Wiederholt mußte der Kaiser einschreiten. In der Zeit von 1626—1629 soll der Jesuit P. Peter Kircher gegen 400 Hexen zum Tode vorbereitet haben: er starb „in der Blüte seines Lebens, ein Opfer seines schweren und man darf wohl sagen, ebenso schrecklichen als verdienstlichen Berufes". So urteilt Widmann in seinem interessanten Aufsatze über die Bamberger Hexenjustiz [1]). Derselbe rühmt unter denen, die sich als Verteidiger angeklagter Hexen bemerkbar machten, auch einen Jesuiten: „Ein ebenso edler Ordenspriester, der sich Verfolgter (Hexen) liebreich annahm, war P. J. Spieß, S. J." [2]).

Wie die Jahresberichte des Kollegs zu Molsheim (Elsaß) im Jahre 1630 berichten, wurden dort auch viele der unbescholtensten Leute durch das Volksgeschrei in den Ruf der Hexerei gebracht. Gegen diese ungerechten Beschuldigungen traten die Jesuiten in öffentlicher Predigt auf, und ihnen folgte der Magistrat, indem er mit Geldstrafen vorging [3]).

Daß die Jesuiten manchmal öffentlich für die Hexen eintraten, blieb auch den Protestanten nicht unbekannt; man ging sogar soweit, daraus zu schließen, daß die Jesuiten „offenbarliche Begünstiger der Zauberei und Hexenkünste" seien. So schrieb ein protestantischer Prediger, Melchior Leonhard, im Jahre 1599: „Die Jebusiter wissen sich auch oftmals der Hexen und Zauberer wohl öffentlich anzunehmen und wollen Barmherzigkeit für das Teufelsgesind, aus keiner anderen Ursache, als damit man ihnen selbsten nicht den Prozeß mache und sie nicht dem Meister Hämmerlein und Auweh (dem Foltermeister) unter die Finger kommen" [4]).

8. Hexenprozesse und Gegenreformation.

Aus dem bisher Gesagten geht schon zur Genüge hervor, was von dem oft wiederholten Vorwurfe zu halten ist, die Jesuiten hätten die

[1]) Archiv für kathol. Kirchenrecht, Bd. 50, 177 ff. — [2]) A. a. O. S. 198. Wittmann verweist auf einen Brief des P. Spieß, dat. Rom, 2. Juli 1629 an den Rektor P. Hamann.

[3]) *Multum negotii Molsbemiensibus facessivit magia. Cum enim in sontes non paucos ferro ageretur et flamma, insontes etiam integerrimi vulgata rumorum licentia in tanti communionem criminis trahebantur. Itaque concionibus primum opportunis, tum pecuniaria per magistratus mulcta coerciti sunt. Litterae annuae Coll. Molshem.

[4]) Zwei Predigten über die Zauberin zu Endor 1599, S. 11 f.; bei Janssen-Pastor 8, 652.

Hexenprozesse als geeignetes Mittel zur Gegenreformation benutzt. „Zu gleicher Zeit fingen die Jesuiten an, sich der Hexenprozesse als vortreffliches Mittel zu bedienen, um unter dieser unanstößigsten Form dem Abfall von der katholischen Kirche kräftig entgegenzuarbeiten“ [1]). Wenn das wahr wäre, so hätten die Jesuiten sich hierin gegenseitig gehindert und besonders die Generäle zu verschiedenen Zeiten wesentliche Hindernisse bereitet. Auch hätten dann die Jesuiten gewiß nicht auf ein sehr wirksames Mittel zur Förderung der Hexenprozesse verzichtet, nämlich auf die Verbreitung des Hexenhammers, und doch ist weder in den großen Druckereien der Jesuiten noch bei ihren großen Verlegern auch nur eine einzige Ausgabe des Hexenhammers erschienen.

Ferner: hätten die Jesuiten die Verfolgung der Hexen als Mittel zur Katholisierung betrachtet, so würden sie wohl auch in ihren Katechismen die Teufelsbündnisse mehr betont haben. Aber „Luthers Katechismus führt in der Auslegung des ersten Gebotes Zwecke nnd Wirkungen des Teufelsbundes spezialisierend, wiewohl nicht erschöpfend auf, während der nach dem Beschlusse des Trienter Konzils abgefaßte große Römische Katechismus, sowie der auf das Volk berechnete kleinere des Canisius die Hexerei nicht besonders erwähnen“ [2]).

Eine Erklärung des Katechismus, die im Jahre 1599 P. Macherentius auf Veranlassung des Trierer Kurfürsten herausgab, hat von Hexen und Teufelsbündnissen kein Wort, nur in der beigefügten Praxis Catechistica, d. h. „Heilsame Früchte aus dem Katechismus“, wird bei den Sünden gegen die Hoffnung das Teufelsbündnis aufgeführt; ferner werden zu den Zauberern gerechnet Weiber, die aus den Falten eines Schleiers den Kranken angeben, welcher Heilige von ihnen angerufen sein wolle. Diese Weiber seien, wenn sie auch noch so fromme Wallfahrten und Opfer anrieten, zu den Zauberern zu rechnen, gegen welche die Obrigkeit vorgehen müsse [3]).

In vielen anderen katholischen Unterrichtsbüchern der Jesuiten aus dieser Zeit wird der Name „Hexe“ nicht einmal erwähnt.

Endlich hätten die Jesuiten die Hexenprozesse viel früher anfangen müssen. Die großen Prozesse beginnen aber in den Gebieten, wo die Jesuiten Einfluß besaßen, erst, als die Wiederherstellung der katholischen Religion ganz oder fast ganz abgeschlossen war; so z. B. im Trierischen. Ein angesehener Geschichtsschreiber Triers hebt hervor: Es „ist unwahr, daß gerade unter dem Fürsten die Hexenverfolgung betrieben worden, der den Protestantismus verdrängt hat; denn es ist Johann von der Leyen

[1]) So Balke in der Vorrede zu Spes Trutz-Nachtigal (Leipzig 1879) S. XII.

[2]) Riezler 129.

[3]) Catechismi Catholici Explanatio. Augustae Trev. 1601, p. 544. s.

(1556—1567) gewesen, der den Olevian und seinen Anhang aus dem Erzstifte verwiesen hat, und unter diesem kommt keine Hexenverfolgung vor. Ebenso auch kommt eine solche noch nicht vor unter seinem Nachfolger Jakob von Eltz (1567—1581). Erst unter Johann von Schönborn (1581—1599) und zwar seit dem Jahre 1586 tritt die Hexenverfolgung ein, sonach zu einer Zeit, wo keine Protestanten mehr im Trierischen Lande zu finden waren" [1]).

Ein anderer Historiker schreibt: „Der bedeutendste unter den Historikern des Hexenwesens (Soldan-Heppe 2, 33 ff.) hat ihren (der Jesuiten) Orden beschuldigt, die Hexenverfolgung als Deckmantel für die Ketzerverfolgung benutzt zu haben, bestrebt, diejenigen als Hexen zu verbrennen, welche sie dem Reichsgesetz gemäß nicht mehr als Ketzer verbrennen durften, und er begründet diese Beschuldigung weitläufig durch die Geschichte der Trierer Verfolgung. Nach einem eingehenden Studium der Dokumente habe ich bis jetzt keine Ursache gefunden, mich dieser Ansicht anzuschließen" [2]). Dem stimmt der neueste Forscher auf diesem Gebiete zu und fügt bei: „Die meisten Opfer des Hexenswahns waren Leute, deren Katholizität niemand in Zweifel ziehen konnte und die, wie in einem 1588 abgefaßten Schreiben der Jesuiten ausdrücklich behauptet wird, der schlaue Satan zur Zauberei verleite, weil er nicht imstande gewesen, sie von dem reinen Glauben abtrünnig zu machen. Auch 1591 lenkte Zandt die Aufmerksamkeit der Gerichtsbeamten auf den beklagenswerten Umstand, daß »das Laster der Zauberey dermaßen weit eingerissen, daß bald die Frombsten und so man darvür gehalten, darmit besodelt gefonden werden«" [3]).

Auch in Bayern war die katholische Religion vollständig wiederhergestellt, als die Hexenprozesse begannen. „Das Ingolstädter Gutachten von 1590 zeigt deutlich, daß wenigstens größere ausgedehnte Hexenverfolgungen in Bayern damals etwas Neues waren" [4]). Die „Gegenreformation" war 1590 in Bayern vollendet. Der frommste aller bayerischen Fürsten, Wilhelm V., bei dem die Jesuiten sehr viel vermochten, gelangte schon 1579 zur Regierung. Auch als er 1597 abgedankt, zeigt sich unter der Regierung des ebenfalls frommen und jesuitenfreundlichen Maximilian I. († 1651) keine besondere Hitze in den Hexenprozessen: „Die Hexenprozesse erreichten im Fürstentum Bayern, so schlimm sie auch hier wüteten, doch nicht einen so entsetzlichen Grad

[1]) Marx, Geschichte des Erzstiftes Trier I, 2, 161 f. Vereinzelte Prozesse kamen allerdings schon früher vor. Janssen-Pastor 8, 636.

[2]) E. P. Evans, Ein Trierer Hexenprozeß (Beil. zur Allg. Ztg. 1892, Nr. 102).

[3]) Burr, The fate of Flade 56; bei Janssen-Pastor 8, 640.

[4]) Riezler 241.

wie in vielen anderen Territorien“ [1]). Von einem „Wüten“ der Prozesse kann an den Orten im Herzogtum Bayern, wenigstens wo Jesuiten wirkten, nach den bisher veröffentlichten Akten überhaupt keine Rede sein.

Riezler präcisiert neuerdings seinen Standpunkt in dieser Frage dahin [2]), daß er nie die Ansicht gehegt habe „von einem allgemeinen oder regelmäßigen Zusammenhange zwischen katholischer Restauration und Hexenverfolgungen“. Er behauptet nur, „daß in gewissen Territorien Gegenreformation und Hexenprozesse Hand in Hand gingen. So begann die katholische Restauration in der Reichsstadt Donauwörth seit ihrer Eroberung durch Maximilian von Bayern im Jahre 1608, und im gleichen Jahre 1608 begannen dort die Hexenprozesse. Und aus der Markgrafschaft Baden-Baden berichtete 1572 eben der aus Bayern zur Durchführung der Gegenreformation dorthin entsandte Jesuit Schorich an Herzog Albrecht V. auch über die ersten dort eingeleiteten Hexenprozesse“. Auch in diesen Fällen will aber Riezler nicht eine „Benutzung der Prozesse als Mittel für die Zwecke der katholischen Restauration“ behaupten, sondern nur „in unbestimmterer Weise von Zusammenhang und Hand in Hand gehen“ sprechen.

Bei den schroffen Ansichten einzelner Jesuiten ist in einzelnen Fällen sehr vieles möglich gewesen, und deshalb läßt sich die Ansicht Riezlers in dieser Fassung von vornherein nicht abweisen. Aber die angeführten Beispiele bedürften doch noch sehr der Klarstellung. Weder für Donauwörth noch für Baden-Baden ist nachgewiesen, daß nicht schon vorher Hexenprozesse dort geführt wurden. Unsere Kenntnis über die Hexenprozesse in den verschiedenen Territorien und zu den verschiedenen Zeiten ist ja noch sehr lückenhaft, und man darf sich nicht dazu verleiten lassen, die oft zufällige Kenntnis einer erstmaligen Erwähnung der Hexenprozesse nun auch für den ersten Anfang der Prozesse in dem betreffenden Gebiete zu halten: es „fanden viele Prozesse statt, welche schriftlich gar nicht verzeichnet wurden; von vielen anderen sind die Akten vernichtet, oder diese ruhen noch ungehoben in den Archiven“ [3]).

---

[1]) Riezler 239. — [2]) Histor. Zeitschr. 1900 1, 247 f.

[3]) Janssen-Pastor 8, 541. Für Donauwörth liegt der Hinweis auf den Statthalter Bemelberg näher, der „um diese Zeit auch in seiner Pflege Wemding zehn Hexen auf einmal verbrannte“. Stieve, Kampf um Donauwörth (München 1875). Anhang S. 113. — Die Notiz über Baden-Baden stammt aus Vierordt, Gesch. der evangel. Kirche in dem Großherzogtum Baden (Karlsruhe 1856), der nur wenige Angaben über die Hexenprozesse macht. Bd. 2, S. 51 schreibt Vierordt: „»Die Woche hat man zwei unholten verprennt,« rühmt Schorich dem Herzog Albrecht am 28. März 1572 von Baden aus; und schon im folgenden Monat, 29. April, versichert er wieder, daß am nächsten Freitag abermals zwei verbrannt werden. — Beamte suchten sich dadurch zu empfehlen, daß sie die Regierung auf neue Spuren »dieser Teufelei« aufmerksam machten.“ Obgleich aus den angeführten

Wenn Riezler meint, die Jesuiten hätten so spät in Bayern mit den Prozessen angefangen, weil sie sich noch nicht entpuppen durften und es unklug gewesen wäre, zu den vielen Neuerungen noch Hexenprozesse anzuzetteln[1]), so liegen dieser Behauptung keine geschichtlich beglaubigten Thatsachen zu Grunde. Schon in der zweiten Hälfte der Regierung Albrechts V. lag gar kein Grund vor für die Jesuiten, sich nicht zu „entpuppen", weder vor dem Fürsten noch vor dem Volke, und was die Neuerungen angeht, so wurden wohl vor dem Auftreten der Jesuiten in Bayern Ketzer verbrannt, aber nicht nachher. Ob die Jesuiten in den ersten Jahrzehnten unpopulär waren oder nicht, kann mit einem Satz wohl behauptet, aber nicht bewiesen werden[2]).

9. Die Paderborner Besessenen.

Anfang Mai 1656 trat im Paderborner Lande eine Art Besessenheit auf, die sich seuchenartig fast von Ort zu Ort verpflanzte. Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, Laien und Geistliche wurden ergriffen. In Paderborn selbst waren 1657 gegen 130 Personen „besessen", darunter auch ein Dutzend Schüler der Jesuiten[3]).

Der damalige Paderborner Fürstbischof Theodor Adolf von der Reck äußert sich darüber in einer Urkunde vom 17. April 1657 in folgender Weise: Mit Zulassung Gottes sei die Paderborner Diöcese seit zwei Jahren in eine beklagenswerte und gefährliche Verwirrung geraten, indem eine Menge, sei es wirklich, sei es vorgeblich Besessener nach Paderborn geströmt sei und dort eine heillose Unruhe angerichtet hätte:

Worten des Jesuiten Schorich nichts von dem „Rühmen" hervorgeht, so wiederholt Vierordt später (2, 125): „Wie die Jesuiten zu Baden gleich von dem Beginne ihres dortigen Wirkens, d. h. von 1571 an, sich des Eifers im Verfolgen der Hexerei rühmten, haben wir schon II, 52 erzählt." Da steht aber von all' diesen Zuthaten nichts.

[1]) Riezler 148. — [2]) Riezler schreibt in der histor. Zeitschr. 1900 I, 248: „Wenn der Nuntius Porzia 1573 den Widerstand gegen die Jesuiten in Deutschland verbreiteter fand, als man in Rom glauben wolle (Schellhaß, Nuntiaturberichte, S. 86), liegt darin gewiß ein unverdächtiges Zeugnis ihrer Unpopularität in den ersten Jahrzehnten ihres Auftretens." Das folgt wohl nicht. Der Widerstand gegen die Jesuiten ist heute in Deutschland sehr groß, und trotzdem sind die Jesuiten beim katholischen Volke sehr populär. Uebrigens hat R. den Nachsatz bei Schellhaß ausgelassen. „Die Beobachtung Porzias, daß der Widerstand . . . verbreiteter war . . ., ging hauptsächlich auf Nasus zurück." Nas hat als Gegner der Jesuiten wie auch sonst in seinen Kämpfen sogar mit den eigenen Ordensbrüdern alles Maß überschritten.

[3]) Für diese Angaben und das folgende vgl. den interessanten Aufsatz von Professor Richter in der Zeitschr. für vaterl. Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Bd. 51, S. 37 ff.

keine Ruhe in den Kirchen während des Gottesdienstes, keine Ruhe in den Häusern und auf den Straßen, Ehre und Leben der Einwohner sei bedroht [1]).

Die Besessenen benahmen sich wie Wahnsinnige, verübten die abscheulichsten Ausschreitungen, verschrieen viele Menschen als Zauberer und Hexen, verübten eine Reihe von Mordthaten. Zwei Ansichten über das Wesen der Seuche standen sich gegenüber; die einen, darunter insbesondere der Jesuit Bernhard Löper, hielten die Tumultuanten für wirklich Besessene, die anderen hielten sie für Betrüger, die man in Ketten legen, und für Hexen, die man verbrennen müsse.

P. Löper gab sich deshalb viele Mühe, die Besessenen zu exorcisieren: „Ich verfolge die Teufel, die Zauberer überlasse ich dem Richter zur Bestrafung.“ Bei diesen Teufelsaustreibungen stellte Löper auch viele Fragen an den Teufel, u. a. über den Glauben der Protestanten. Er verteidigte dieses Vorgehen: Der Teufel wird mit Recht zu Antworten auf Fragen über den wahren Glauben gezwungen, und der Exorzist hat solche Fragen zu dem Zweck gestellt, damit der Teufel die Irrlehren widerrufe, welche er in Deutschland eingeführt hat. In betreff des Verhältnisses der Besessenen zu den Hexen meinte Löper, die Hexen seien zwar selten selbst vom Teufel besessen, zauberten aber durch ihre Künste oft den Teufel in andere, nicht selten ganz unschuldige Menschen hinein. „Allenthalben warfen Zauberer und Hexen Geldstücke, Nüsse, Kuchen, Brotstücke usw. auf die Straßen, und sobald jemand diese Gegenstände aufnahm, wurde er sofort von bösen Geistern besessen.“ Mehrere Personen, welche von den Besessenen der Zauberei angeschuldigt wurden, endigten auf dem Scheiterhaufen. Das ganze Vorgehen Löpers stand in Widerspruch mit der approbierten kirchlichen Praxis [2]).

---

[1]) Wortlaut der Urkunde bei Richter, S. 88 f.

[2]) Die röm. Instruktion von 1657 besagt hierüber: Consueverunt (parum quidem prudenter) multi Exorcistae iuxta non bonam (quoad hoc) theoriam Flagelli Daemonum, interrogare Daemonem in exorcismis, quomodo ingressus fuerit corpus obsessi, et an ex maleficio, et quis huiusmodi maleficium commiserit: Unde Daemon pater mendacii et inimicus quietis humanae saepe respondet, se ingressum esse corpus obsessi ex maleficio facto a tali persona, in tali cibo sive potu, et ut Daemon magis certum reddat Exorcistam et alios de hac re, supponit evomenda ab obsesso quaedam similia ei rei, in qua dixit maleficium factum fuisse et alia pleraque ut supra dictum est. Hinc diversis vicibus observatum fuit, aliquos iudices formare processus contra praetensos maleficos nominatos a Daemone, ut supra, tanquam si ex dicto Daemonis probentur praemissa. Unde super huiusmodi processibus nulla vis facta fuit a Sacra Congregatione, imo semper reprehensi fuerunt Exorcistae, Daemonem ut supra interrogantes, et iudices, qui super Daemonis responsione processum formarunt.

Von Mai 1656 bis April 1657 dauerten die Teufelsaustreibungen Löpers, die großes Aufsehen und einerseits Lob, andererseits bitteren Tadel hervorriefen. Protestanten und Katholiken ließen Schriften gegen ihn erscheinen.

Schließlich gebot der Fürstbischof, der schon von Anfang an mehr für ein entschiedenes Auftreten gegen die Besessenen gewesen, dem P. Löper, seine Thätigkeit einzustellen und richtete an den General der Gesellschaft das Gesuch, den P. Löper aus Paderborn abzurufen. Der General willfahrte diesem Wunsche, indem er dem Provinzial den Befehl gab, den P. Löper sofort aus Paderborn zu entfernen.

Bei dem Vorgehen des Fürstbischofs ist wenigstens teilweise in Anschlag zu bringen, daß er damals wegen der Bürenschen Erbschaft und zudem noch wegen eines Jurisdiktionsstreites mit den Jesuiten auf sehr gespanntem Fuße stand. Wie gleichzeitig mit Löper mehrere andere hervorragende Geistliche Exorcismen vornahmen, so wurden auch nach der Entfernung Löpers die Exorcismen fortgesetzt. Der Fürstbischof berief sogar eigens zu diesem Zwecke Franziskaner und Dominikaner [1]). Zugleich wandte man aber auch Gewaltmaßregeln an und brachte die Besessenen in Einzelhaft. Mehrere wurden der Hexerei „überführt" und verbrannt, andere als Betrüger mit Ruten gestrichen, gebrandmarkt und des Landes verwiesen. Im Jahre 1660 war die Ruhe so ziemlich wiederhergestellt.

Eine Reihe von bisher ungedruckten Briefen, die sich in einem Archive des Ordens fanden, setzen uns in den Stand, die Auffassung Löpers und seines Ordens etwas näher darzulegen.

P. Löper war ein eifriger Ordensmann, aber es fehlte ihm nicht wenig an Klugheit. Kurz bevor er sich auf die Teufelsaustreibungen verlegte, hatte er eine litterarische Fehde über die Gewalt der lutherischen Prädikanten mit dem Rektor des Gymnasiums von Osnabrück, Jakob Durfeld, ausgefochten [2]). Er mochte in der siegreichen Anwendung der kirchlichen Exorcismen einen Triumph über die Protestanten erkennen und meinte auch in dieser Richtung Fragen stellen zu sollen. Aber er betrat damit einen Weg, den der Orden nie gebilligt und über den auch dem P. Löper selbst die Mißbilligung der Oberen in unzweideutiger Weise wiederholt ausgesprochen wurde.

Juni 1656 schickte Löper einen Bericht über seine ersten Exorcismen an den General, P. Goswin Nickel, der vor seiner Wahl derselben

[1]) Dum ex patribus Societatis propter iam ante exortas et praetactas controversias alium tam facile habere non potuerimus, so der Fürstbischof in seiner Urkunde vom 17. April 1657.

[2]) Die Schriften bei Sommervogel unter Löper IV, 1937 f.

niederrheinischen Ordensprovinz angehört hatte, und den Löper wahrscheinlich persönlich kannte. Am 1. Juli 1656 antwortete der General, daß er gern vernommen, wie P. Löper durch Anwendung der gewöhnlichen kirchlichen Exorcismen eine Besessene befreit; er wünsche, daß alles zur größeren Ehre Gottes gereiche; er billige aber nicht, daß die Erzählung des Hergangs, die der Pater eingeschickt, gedruckt werde. Er wünsche gleichen Erfolg für die beiden anderen Besessenen, bei denen L. jetzt den gleichen Exorcismus anwende. „Uebrigens möchte ich Ew. Hochwürden gemahnt haben, daß meine Vorgänger es nicht gebilligt haben — und auch ich billige dies nicht —, daß die Unserigen das Amt eines Exorcisten auf sich nehmen“[1]).

Trotzdem fuhr Löper mit seinen Austreibungen fort. Am 21. April 1657 schrieb der General an den Provinzial der niederrheinischen Provinz, P. Hieron. Warmoldi: Was die Exorcismen betrifft, so wünschte ich, P. Löper hätte nie dieses Amt angenommen, und daß er jetzt wenigstens dasselbe aufgeben könnte. Wenn dies unmöglich ist, soll Ew. Hochwürden Sorge tragen, daß er keinen Anlaß zu gerechtem Tadel gebe und nach dem gewöhnlichen Ritus der Kirche vorangehe.

An den Rektor von Paderborn, P Joh. Gronaeus, schrieb der General am 19. Mai 1657, wahrscheinlich auf eine Vorstellung des Rektors hin: P. Löper hat die Exorcismen an den Besessenen, ohne mich zu fragen, angefangen. Wenn es noch möglich wäre, würde ich ihm befehlen, davon abzulassen. Und am 23. Juni 1657 drückt P. Nickel dem Provinzial seine Freude darüber aus, daß mehr andere Ordensleute, als Jesuiten für die Exorcismen verwandt werden: ich wünsche, daß die Unserigen, soweit es immer möglich ist, diesem lästigen und gefährlichen Amt des Exorcisierens sich entziehen. Dem P. Löper, der einen Bericht über 150 Besessene in Paderborn am 26. Juni 1657 eingesandt hatte, wiederholt der General am 28. Juli: Was das Amt des Exorcisierens angeht, so haben meine Vorgänger dessen Uebernahme von seiten der Unserigen nicht gebilligt. Auch ich billige es nicht. Deshalb soll Ew. Hochwürden dieses Ministerium anderen überlassen und durch Gebete und andere fromme Werke, nicht aber durch Anwendung des Exorcismus den Bedrängten zu helfen sich bemühen.

Dieser Brief war noch nicht angekommen, als P. Löper am 9. Juli sich wieder mit einem Bericht über das große Elend der Besessenen an den General wandte und zugleich seine dringende Bitte vortrug, die

[1]) *Cop. Ad. Rhen. Inf. 1646/60. Diesem Bande sind auch die folgenden Briefe entnommen.

Exorcismen auch weiterhin vornehmen zu dürfen. Auf diese Bitte antwortete P. Nickel am 4. August mit Verweisung auf seinen Brief vom 28. Juli, dem er nichts beizufügen habe, „da ich durchaus nicht zweifele, daß Ew. Hochwürden sich unserem Willen fügen wird". Von diesem entschiedenen Verbote machte der General am selben Tag auch dem Provinzial Mitteilung.

Am 26. Juli schickte P. Löper wieder einen jammervollen Bericht an den General, das Uebel nehme eher zu, als ab. Am 29. August antwortete P. Nickel: Was Ew. Hochwürden schreiben, daß Sie vieles leiden von angesehenen Männern und Prälaten und daß der Fürstbischof selbst etwas beleidigt scheine (Sie hätten schreiben können, daß er sehr schwer beleidigt sei), so bedaure ich das. Ich will Sie dem Neid und den Verfolgungen entziehen, die zugleich mit Ihnen die Gesellschaft treffen. Die Art und Weise werde ich dem P. Provinzial mitteilen, von ihm werden Ew. Hochwürden das Weitere vernehmen und ihm sofort ohne Widerrede gehorchen.

Am selben Tage (29. Aug.) erhielt der Provinzial vom General die Weisung, den P. Löper von Paderborn unverzüglich zu entfernen und in ein Haus außerhalb Westfalens zu schicken; der Fürstbischof sei sehr erzürnt auf P. Löper und wünsche die Entfernung. Abgesehen davon, daß ich dem Wunsche des Fürsten willfahren will, möchte ich den P. Löper auch von seinen Exorcismen wegbringen, die so viel Gehässigkeit und üble Nachrede ihm und der Gesellschaft eingebracht haben, ganz besonders aber, weil ich, dem Beispiele meiner Vorgänger folgend, das Amt des Exorcisierens für die Unserigen nicht billige, wie ich bereits früher geschrieben habe.

P. Löper scheint in seinem Eifer für die Besessenen Schwierigkeiten gemacht und eine Reihe von Gegengründen gegen seine Entfernung vorgebracht zu haben. Denn am 13. Oktober richtete P. Nickel ein Schreiben direkt an P. Löper, der damals noch in Paderborn war, und teilt ihm sehr schonend mit, daß er Paderborn verlassen müsse. Er werde in der Sorge für seinen (Löper) guten Namen nicht ablassen, und es solle auch keine Strafe für ihn sein. Der Wunsch des Fürstbischofs müsse aber erfüllt werden in einer Sache, wobei weder der Dienst Gottes, noch der Ruf Ew. Hochwürden oder der Ruf der Gesellschaft Schaden leiden. Ja, der Dienst Gottes, das Wohl der Gesellschaft und das eigene Wohl Ew. Hochwürden fordern diese Maßnahme zur Verhütung von Aergernis, zur Hebung von Zwistigkeiten und Klagen, welche keine Ende nehmen werden, so lange Ew. Hochwürden in Paderborn weilen. In Rom und anderswo werden die Klagen des Fürstbischofs mehr Gewicht haben als

die von Ew. Hochwürden. Beruhigen Sie sich daher und fügen Sie sich dem Willen Ihrer Oberen[1]).

Dies that denn auch P. Löper, und der General lobte ihn dafür in einem Briefe vom 27. Oktober 1657, der an P. Löper in Siegen gerichtet ist. Ob er die Bittschrift Löpers an den Papst überreichen werde, so fügt P. Nickel an, müsse er sich noch erst überlegen.

Daß P. Löper noch keine Ruhe geben würde, konnte der General aus der Bittschrift wohl erkennen. Deshalb mahnte er am 3. November den Provinzial, er müsse auf P. Löper achten, daß er nicht durch seinen unklugen Eifer Anlaß zu neuen Klagen und Schwierigkeiten biete. Als der Provinzial nach Rom berichtete, daß Löper Paderborn verlassen und sein Abschied sehr ehrenvoll gewesen, drückte P. Nickel am 10. November darüber seine Befriedigung aus, bemerkte aber: es mißfällt mir und macht mich besorgt, was Ew. Hochwürden beifügen über die Worte und das Verhalten des P. Löper bei seinem Abschied, die Anlaß zu neuen Klagen bieten könnten. Versäumen Sie nicht die Wahrheit zu erforschen und in geeigneter Weise vorzubeugen.

P. Löper bekam seinen Aufenthalt in St. Goar (Rheinfels) angewiesen. Kaum war er dort, so richtete er bereits am 12. November wieder einen Klagebrief an den General. Dieser antwortete ihm kurz am 22. Dezember, er könne ihn nur beglückwünschen, daß er von Paderborn fort sei. Noch lakonischer antwortete P. Nickel am 4. Mai 1658 auf einen neuen Bericht des P. Löper über das fortdauernde Elend in Paderborn: er möge für die Unglücklichen beten. Aber Löper ließ sich nicht abschrecken. Am 10. Oktober sandte er eine weitere Schilderung des Elends in Paderborn, wahrscheinlich, weil er glaubte, er müsse wieder nach Paderborn, um zu helfen. Der General wiederholte ihm am 7. November 1658: das Einzige, was Sie für die Unglücklichen thun können, ist eifrig beten.

Was las aber P. Löper aus diesen ebenso kurzen wie sehr deutlichen Briefen des Generals heraus? Er behauptete, der General habe ihm den Auftrag gegeben, sich der Besessenen anzunehmen. Der General, dem dies mitgeteilt wurde, protestierte dagegen energisch in einem Brief an den Provinzial vom 29. März 1659: P. Bern. Löper interpretiert in thörichter Weise meine Briefe. Sagen Ew. Hochwürden ihm in meinem Namen gerade heraus, daß er von mir durchaus keinen Auftrag erhalten habe, über die Besessenen in Paderborn Untersuchungen anzustellen, und wenn er je einen Auftrag erhalten haben sollte, so nehme ich alles zurück und befehle, daß er sich in keiner Weise in diese Sache

[1]) Der erste Teil dieses Briefes auch bei Richter S. 78.

einmische. Er kann beten für die Bedrängten, wie ich geschrieben, aber ich will nicht, daß er deshalb Nachforschungen anstellt oder sich in anderer Weise einmischt.

Man hätte nun meinen sollen, so klare und wiederholte Verfügungen seiner Oberen hätten den P. Löper bestimmen müssen, sich ruhig zu verhalten. Aber es wirft ein eigentümliches Licht auf die Geistesverfassung des Ordensmannes, wenn wir vernehmen, daß er in derselben Sache sogar eine Schrift herausgab und zwar ohne Gutheißung der Oberen. Wahrscheinlich hatte sich Löper die fixe Idee gebildet, er sei der von Gott berufene Helfer in dem Teufelsspuk: deshalb das Vordrängen zu den Exorcismen ohne und gegen den Willen des Generals; deshalb seine wiederholten Berichte an den General und sogar an den Papst; deshalb seine anfängliche Weigerung, Paderborn zu verlassen; deshalb seine wiederholten Versuche, wieder nach Paderborn zu gelangen; deshalb seine mehr als verwunderliche Interpretation der Briefe des Generals und jetzt, als alles nichts half, als der General auch für keine seiner schriftlichen Darlegungen die Druckerlaubnis geben wollte, da meinte er wohl, unter dem Eindruck seiner fixen Idee sich über die Ordensvorschriften hinwegsetzen zu dürfen.

Damit war aber der General natürlich sehr wenig zufrieden. Am 20. März 1560 schrieb er an den neuen Provinzial Joh. Zwenbrüggen: Ich habe die Schrift des P. Bern. Löper gelesen. Ew. Hochwürden werden ihm eine entsprechende Buße auferlegen, weil er gewagt hat, diese Schrift ohne Erlaubnis der Oberen herauszugeben und zudem noch eine derartige Schrift, welche viele beleidigen kann. Die Schrift selbst aber soll nach Möglichkeit unterdrückt werden[1]).

Aus dieser Darlegung folgt jedenfalls, daß P. Löper in seinem Vorangehen nicht nach den Ordensvorschriften und nicht nach dem Willen der Oberen, sondern gegen dieselben gehandelt hat, und man muß sich nur wundern über die Langmut, welche die Oberen dem eigensinnigen Ordensmann gegenüber an den Tag gelegt haben.

10. Wiederauflodern der Hexenbrände im 18. Jahrhundert.

Inwieweit die großen Kriege in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit dem Wiederauflodern der Hexenbrände zusammenhängen,

[1]) Wahrscheinlich ist es folgende Schrift: Kurtze jedoch wolbegründete Widerlegung einer anno 1657 unter Namen eines Licentiaten, Simonis Schönenbeck, also intitulirten . . . Erkendtnuß . . . gegen den Ehrw. P. Bern. Löper . . . durch Franciskus Rundauß. 1659, den 15. Sept., 4° 27 pp., bei Sommervogel IV, 1938.

ist eine noch kaum erörterte Frage: Thatsache ist, daß während oder kurz nach diesen Kriegen im Norden und im Süden viele Prozesse geführt und viele Hexen verbrannt wurden.

So war es auch im deutschen Ermland. Kaum war — so berichtet eine handschriftliche Chronik des Jesuiten-Kollegs von Rössel zum Jahre 1705 — dieser Sturm von seiten des Königs von Schweden und seiner Soldaten vorüber, folgte ein anderer großer Sturm infolge der Ruchlosigkeit und der Lügen einer angeblich Besessenen. Dieselbe wohnte bei dem Pfarrer von Sturmhübel (Kr. Rössel) und verschrie — wie allgemein verbreitet wurde — zahlreiche Personen jeglichen Standes als Hexen, wie sie sagte, vom Teufel dazu gezwungen.

Infolgedessen wurden aus Städten und Dörfern die von ihr Genannten eingekerkert und verbrannt. Die Jesuiten traten ihrem Treiben entgegen im Beichtstuhl und auf der Kanzel und mahnten das Volk, daß vom Teufel, als dem Vater der Lüge, nichts Gutes zu erwarten sei, Unschuldige würden beschuldigt, Haß und Feindschaft gesäet. Darüber wurde der Pfarrer (von Sturmhübel) aufgebracht und erging sich zuerst in Drohungen gegen die Prediger, dann schrieb er einen scharfen Brief an den Rektor (von Rössel), endlich wandte er sich an den Offizial der Ermländer Diöcese mit der Klage, daß er von den Jesuiten als Beschützer der besessenen Person angegriffen, die Hexengerichte der Unwissenheit und Ungerechtigkeit geziehen, die Hexen selbst in ihrem verruchten Thun bestärkt würden usw. Das Kolleg von Rössel wurde vom Offizial vor Gericht geladen, weigerte sich aber, gestützt auf die kirchlichen Privilegien, zu erscheinen. Auf friedlichem Wege kam schließlich ein Vergleich mit dem Pfarrer zu stande, der von dem Offizial gebilligt wurde [1]).

[1]) * Vix sedato huic turbini (ex parte Regis Sueciae ejusque militum) successit alter sane non levis improbitate et figmentis cujusdam energumenae, quae potius talis dicebatur quam erat, excitatus. Incolebat haec aedes Parochi Sturmhibelensis, ut passim ferebatur, complures varii status ac conditionis personas veneficii reas proclamans, impulsu daemonis ut aiebat coacta, nec amplius dubitans Deum dissimulare velle, ut ejusmodi crimina enormia commerciumque cum diabolo occulta impunitaque maneant. Hinc ex urbibus pagisque rapiebantur ad carceres et flammas, quos illa energumena temere nominaverat. Concurrebatur praeterea ad eam passim veluti ad quoddam oraculum, ut res furto ablatas auctoresque damni indicaret. Obstabant nostri his temerariis ausibus, jam in sacro tribunali poenitentiae, jam in sacris exedris commonendo populum, non posse diabolum utpote mendaciorum patrem hostemque divini numinis citra offensam ejusdem consuli, exinde charitatem proximi laedi, innocentes culpari, odia dissidiaque seminari et mille fraudibus viam aperiri. Exasperaverat ea res adeo curatum illius pagi, ut initio minas probraque adversus concionatores nostros jacere, tum litteras scommatibus et furore plenas ad

In den Jahresberichten des Rösseler Kollegs zum Jahre 1705 heißt es, die Jesuiten hätten auf öffentlicher Kanzel und in Privatgesprächen verteidigt, daß eine Beschuldigung durch den Mund einer besessenen Person für die Hexerei gar nichts beweise. Der Erfolg war, daß die Richter ihre Schuld in betreff der verbrannten Hexen erkannten [1]).

Näheres über diese Vorgänge erfahren wir aus einer handschriftlichen „Inhibitio contra R. R. P. P. Concionatores Collegii Resseliensis Societatis Jesu". Am 4. September 1705 richtete der damalige Generalvikar und Administrator des Bistums Ermland, Joh. Georg Kunigk, ein Schreiben an den Klerus, in welchem es heißt: Nicht aus dem einen oder anderen Bericht, sondern aus dem allgemeinen Gerücht ist uns bekannt geworden, daß einige aus den Predigern des Jesuitenkollegs in Rössel und insbesondere P. Georg Berendt in der dortigen Kirche, und P. Joh. Schröter, der Superior von Linde, in ihren öffentlichen Predigten gelegentlich der vollständig nach den Rechtsvorschriften erfolgten Verurteilung verschiedener Zauberer beiderlei Geschlechts nicht allein gegen die Richter dieser Prozesse loszieben und sie der Thorheit und Unwissenheit öffentlich anklagen, sondern auch einen Priester von erprobter Bescheidenheit, Wissenschaft und Klugheit, den sehr hochw. Christophor Gregor Kösling (Pfarrer in Sturmhübel) und dessen Exorcismen an einer besessenen Person seiner Pfarrei zum öffentlichen Aergernis der Zuhörer in sehr verletzender Weise herab-

---

P. Rectorem scribere, denique apud Perillustrem Dnum. officialem querulari coeperit, se a Patribus Societatis velut fautorem energumenae traduci, judicium bannitum in disquisitionibus magicis ignorantiae ac injustitiae culpari, veneficiis addictos in abominabili scelere corroborari, authoritatem Supremi dominii laedi et id genus plura alia. Citatur proinde collegium ad judicium perillustris Dni. officialis, sed cum id contrairet privilegiis nostris et concilio Tridentino, visum est nostris citra strepitum juris media pacis cum dicto parocho inire, subornato in eam rem pacifice expediendam Dno. Doctore Descher, qui parocho difficultatem sumptusque inanes hujusmodi judicii exponeret induceretque hominem ad desertionem factae citationis curamque potius quaerendae compositionis privatae. Dictum factum, confecto juridico instrumento initae compositionis, comprobante eam transactionem Perillustri Dno. officiali. Atque ita via facili concordia et pax inter partes restitutae. — Historia collegii Resseliensis.

[1]) * Diaboli per energumenam de veneficio insimulantis proclamationem nullam esse si sola sit, tum pro ambona publica tum privatis in colloquiis solide probatum: quo factum, ut judices efficaciter inducti sint, ne ante habitas alias probationes ad torturam gravioremque carcerem ejusmodi reos condemnarent et exinde commissam culpam agnoscerent, quod aliquot de ejusmodi per energumenam proclamatis ferro et igne procipitantius quam consultius sustulissent. — Litterae annuae collegii Resseliensis ad an. 1705.

ſetzen, den Pfarrer der Unwiſſenheit und Unklugheit, die beſeſſene Perſon aber der Unzucht beſchuldigen und ihren Ruf ſchädigen. Gegen die Regeln ihres heiligen Inſtituts greifen ſie die Obrigkeit und geiſtliche Perſonen in unpaſſender und verletzender Weiſe an und tadeln ſie öffentlich. Ihrem Beiſpiele folgend, haben es die Profeſſoren des genannten Kollegs gewagt, mit Hinweis auf den Pfarrer von Sturmhübel und die beſeſſene Perſon, von einem Studenten im Theater den Pfarrer und ſeine Exorcismen darſtellen zu laſſen zum Geſpött für Katholiken und Proteſtanten. Die beiden Jeſuiten ſollen deshalb nicht mehr zu den Predigten zugelaſſen, und dem Rektor des Jeſuitenkollegs ſoll eingeſchärft werden, ſolchem Aergernis in der Folge vorzubeugen [1]).

Nähere Nachrichten über dieſes Auftreten der Jeſuiten ſind mir nicht bekannt, wohl aber mehrere Maßregeln, welche der Adminiſtrator der Diöceſe Ermland in Bezug auf die Hexenprozeſſe traf, und welche zu beweiſen ſcheinen, daß die Jeſuiten von Röſſel wirkliche Mißſtände angegriffen hatten.

Kunigk ließ im Oktober 1705 die römiſche Inſtruktion vom Jahre 1657 über die Hexenprozeſſe von neuem drucken [2]). Der Inſtruktion iſt ein Paſtoralſchreiben des Biſchofs von Leßlau, Kaſimir Florian Czartoricki vom 11. April 1669 beigefügt. Dieſes Schreiben ſpricht ſich im Anſchluß an die römiſche Inſtruktion gegen die Leichtgläubigkeit der Richter und ihr unvernünftiges und gegen alles Recht verſtoßendes Foltern aus. Die Richter ließen keine Verteidiger zu oder doch nur zum Schein, in den Akten werde die Verteidigung ganz ausgelaſſen, um ſo die Ungerechtigkeit der Urteile zu verheimlichen. Beſonders wird die Vornahme der Exorcismen in der ſtrengſten Weiſe verboten; ohne ſpecielle biſchöfl. Erlaubnis dürften dieſelben nicht mehr vorgenommen werden, weil ſie eine Quelle der Verdächtigungen und ungerechter Prozeſſe geworden. Die Richter ſollten ſich nicht mehr unterſtehen, auf Denunciationen der angeblichen Hexen hin die Folter anzuwenden. Um den vielen Ungerechtigkeiten vorzubeugen, reſerviert der Biſchof von Leßlau die Hexenprozeſſe einfachhin dem Biſchof. An dritter Stelle folgen in der Braunsberger Publikation einige Rechtsnormen, die für ſich allein ſchon genügt hätten, den Bränden ein Ziel zu ſetzen. Endlich

[1]) *Frauenburg, Biſchöfl. Archiv A. N. 25 f. 17 s.

[2]) *Instructio circa Iudicia Sagarum Iudicibus eorumque consiliariis accomodata. Romae primum 1657, deinde Olivae 1682 etc. nunc iterum pro bono publico Brunsbergae anno 1705 edita. Typis Collegii Societatis Jesu. Reimprimatur . . . 6 Octobr. 1705. Joa. Georg Kunigk. Abſchrift in Frauenburg, Biſchöfl. Arch. — Daß „dieſe Inſtruktion außerhalb des Bereiches der Inquiſitionsgerichte keine Wirkung übte“ und „wohl auch außerhalb dieſes Bereiches ſehr wenig bekannt geworden“, wie Riezler 268 bemerkt, iſt mithin unrichtig.

wird, außer einem polnischen Buche, ganz besonders die Cautio criminalis von P. Spe empfohlen, die zuerst in Deutschland, später in Posen 1647 gedruckt worden sei[1]) und immer und immer wieder gedruckt zu werden verdiene.

Alle diese Zusätze stehen schon in der Ausgabe der römischen Instruktion, welche der Propst Godinski 1682 zu Oliva veranstaltet hatte[2]).

Am 13. Oktober 1705 richtete der Administrator ein Rundschreiben an den Klerus, in welchem er ausführt, daß es gerecht sei, die Hexen wegen ihrer furchtbaren Verbrechen zu bestrafen. Die tägliche Erfahrung lehre aber, daß wegen der Verborgenheit des Verbrechens sehr viele Irrtümer von den weltlichen Richtern begangen würden, indem sie sich sehr oft von einem blinden Fanatismus leiten ließen. In der Meinung, durch die Bestrafung der Hexen ein Gott wohlgefälliges Opfer darzubringen, werfen sie Unschuldige in den Kerker, setzen sie der Tortur und dem Tode aus, schädigen dadurch ihre eigene Seele und schänden die Gerechtigkeit. Deshalb habe er für einen Wiederabdruck der Römischen Instruktion vom Jahre 1657, die bereits früher in Polen gedruckt worden, Sorge getragen. Kein Gericht dürfe von nun an gegen die Hexen die Tortur anwenden, wenn nicht vorher der Prozeß an das bischöfliche Gericht eingeschickt und dort untersucht worden sei. Auch zur Einkerkerung genüge durchaus nicht die Namensnennung von seiten der Besessenen oder der Hexen. In diesen und allen anderen Stücken sei die römische Instruktion zu beobachten. Ferner verbietet der Administrator allen Welt- und Ordensgeistlichen die Vornahme des Exorcismus ohne ausdrückliche schriftliche Erlaubnis des Generalvikariats. Ausgenommen werden nur die Jesuiten in Heiligenlinde, denen wegen der Heiligkeit des Ortes und zur Ehre der Mutter der Barmherzigkeit die Anwendung der Exorcismen nach Anweisung ihrer Oberen gestattet wird[3]).

Einen weiteren Erfolg hatte das Auftreten der Jesuiten in Ermland dadurch, daß einige Prozesse revidiert wurden, die trotz „der Beobachtung der Rechtsvorschriften" kassiert werden mußten. Von diesen Prozessen sei hier nur einer ausführlicher erwähnt, weil er klar und deutlich zeigt, wie man auch im 18. Jahrhundert in den Hexenprozessen

---

[1]) Diese Ausgabe ist Sommervogel unbekannt geblieben, er verzeichnet die Ausgaben Posen 1680 und Danzig 1714.

[2]) Lilienthal, Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg (Königsberg 1861), S. 62. Danach ist der Irrtum bei Hipler, Litteraturgeschichte des Bistums Ermland (Braunsberg 1873) S. 211 zu berichtigen.

[3]) *Frauenburg, Bischöfl. Archiv A. N. 25 f. 35 s.

genau zu denselben Resultaten wie früher kam, weil man ganz mit denselben Mitteln wie früher, d. h. mit sofortiger wiederholter Folter und mit Suggestivfragen arbeitete.

Es war im selben Jahre 1705, als am 25. November vor dem Administrator Kunigk ein Weib erschien Namens Anna Lentz aus Bischofstein mit einer Klage gegen das Stadtgericht von Bischofstein [1]), weil dieses Gericht sie auf Grund einer Angabe, wie es scheint, von ihrer eigenen, wegen Zauberei verhafteten Mutter, gefangen gesetzt und auf unmenschliche Weise gefoltert hatte [2]).

Der Inhalt der Aussage von Anna Lentz ist folgender.

Um sie zum Geständnisse zu bewegen, stellte ihr das Gericht anfangs den Scharfrichter mit dem „Reinigungs-Instrumente" vor. Da sie aber nichts wissen wollte, so mußte sie sich, bis auf eine Schürze entkleidet, auf die „Peindiele" legen. Die Henkersknechte banden ihr die Hände rückwärts, schnürten die Füße an und legten an diese die Beinschrauben oder spanischen Stiefel. Dann wurde ihr ein anderes Instrument, der spanische Reiter genannt, welches mit hölzernen Zacken versehen war, unter den Rücken gelegt und der Kopf kahl geschoren. Die Stricke ein wenig anziehend, fragte man sie, wo ihr Teufel sei? Sie antwortete, er gehe auf dem Balken. Sie hatte nämlich gehört, daß ihre Mutter dasselbe von ihrem Teufel ausgesagt. Als der Scharfrichter sie fragte: „Wo?", gab sie zur Antwort: „Neben mir"; dann: „In mir". Darüber lachten die Herren. Darauf schrie sie und bat, man möchte sie freilassen, sie werde morgen bekennen: jetzt lasse es der Teufel nicht zu. Das aber sagte sie nur, um loszukommen und sich besinnen zu können, was sie eigentlich sagen sollte. Endlich bat sogar der Scharfrichter für sie.

Nun wurde sie entlassen und ins Gefängnis geführt. Einer der Herren aber sagte zu ihr: „Wir werden dich wohl bekennen lehren, auch was du dem Priester gebeichtet." Während sie saß, trat ihre Schwester von außen an das Gefängnis und ermahnte sie, zu bekennen; so könnte sie doch selig sterben, und die Herren hätten es zu verantworten. Deshalb besann sie sich die ganze Nacht, was andere, die verbrannt worden, bekannt hätten; auch schickte sie zu ihrer gefangenen Mutter und ließ dieselbe fragen, wie die Wiese heiße, auf der sie mit ihr gewesen sein solle. Diese nannte ihr die Ellernwiese. Des anderen Tages bekannte sie aus Furcht vor der Marter, nur nicht, daß sie die h. Drei-

---

[1]) Sturmhübel liegt in der Nähe von Bischofstein.

[2]) Dies und das Folgende nach J. A. Lilienthal, Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, S. 78 ff.

faltigkeit verleugnet, weil sie nicht wußte, daß die Hexen diese verleugneten; als man ihr aber drohete, gestand sie auch dieses ein. All das geschah aus Furcht vor der Tortur.

Man schickte nun den Kapellan zu ihr, der sie zum Tode vorbereiten sollte. Da sie diesem aber gestand, daß ihr Bekenntnis nur durch Schmerz erpreßt sei, daß sie von nichts wisse, aber lieber sterben wolle, als sich weiter peinigen lassen, so gab er ihr einen Verweis und gebot ihr mit allem Ernste, nichts zu gestehen, dessen sie sich nicht schuldig wisse, selbst wenn sie zum Krüppel gemartert würde. Als sie darauf vor Gericht erschien, widerrief sie alles. Ins Gefängnis zurückgeführt, hörte sie die Leute auf der Straße sprechen, daß die Herren ihr doch das Leben abgesprochen hätten. Nun dachte sie daran, zu entkommen. Das gelang ihr an einem Abende, als die Wache zu Bier gegangen war und das Weib, welches bei ihr bleiben sollte, sich entfernt hatte. Man fing sie aber bald wieder ein.

Als sie nun von neuem gefoltert wurde, versprach sie, zu bekennen und bei ihrem Bekenntnisse zu bleiben. Man forderte sie aber auf, das Frühere der Reihe nach zu wiederholen. Sie konnte sich darauf nicht besinnen und bat die Gerichtsherren, es ihr vorzusagen. Mit einer in brennenden Schwefel getauchten Feder wurde sie dann auf der Brust, unter den Armen usw. gebrannt [1]), wobei die Stricke, soweit die Schraube es zuließ, angezogen und von dem Scharfrichter durch Schläge noch stärker angespannt wurden. Da sagte sie, von Schmerzen betäubt, was ihr einfiel, und versprach, dabei zu bleiben. Diese Marter dauerte eine halbe Stunde, so daß ihr die Arme aus den Schultern gebrochen waren und vom Scharfrichter wieder eingezogen werden mußten.

Nach einigen Tagen widerrief sie wieder, bekannte aber von neuem, als sie die Folter sah. Nun wurde sie noch gefragt, wen sie beim Tanze erkannt habe, und als sie keinen zu nennen wußte, sagte man ihr, daß die Mutter andere gekannt hätte, es müßte ja „toll" sein, wenn sie keinen wüßte. Als man sie deshalb foltern wollte, gab sie vor, einen gewissen Walter gesehen zu haben. Der wurde geholt, und sie sagte ihm die Beschuldigung in die Augen; sie hatte nämlich daran gedacht, daß sie es, wie ihre Mutter gethan, widerrufen könnte. Einer der Gerichtsherren

---

[1]) Den dritten Grad der Tortur, der bei den Hexen häufig angewandt wurde, beschreibt Bened. Carpzov also: (Carnifices) vel candentibus luminibus, vel sulphure et igne corpori injecto cutem adurunt, aut extremas digitorum partes, immissis infra ungues pineis cuneolis, iisque postmodum accensis, adustione laedunt: aut etiam tauro vel asino ex metallo fabricato et igne immisso paulatim excandescenti reum imponunt. Quae aliaque tormenta carnificibus notissima sunt. Practica nova. P. III. Qu. 117. n. 63. (In der ersten Ausgabe Wittebergae 1635 p. 199.)

ahnte aber, daß sie nicht beständig bleiben würde, und ließ sie deshalb etwas anziehen. Darauf erklärte sie, auf Walter leben und sterben zu wollen. Walter selbst bat für sie, und man ließ sie los. Alsbald nahm sie wieder alles zurück. Man brachte sie darauf ins Gefängnis zurück, und band sie mit den Händen über dem Kopfe an einen Pfahl, in welcher Lage sie Tag und Nacht bleiben mußte.

Wegen des Widerrufs wurde sie zum viertenmale und zwar eine Viertelstunde gefoltert. Sie schrie fortwährend, blieb aber jetzt standhaft beim Widerrufe. Dann gab man ihr einen „Halben" Schweinemist mit Wasser zu trinken, nachdem sie vorher schon Knoblauch, Koriander, Dill, Senf und dergleichen hatte essen müssen. Als sie sah, daß ihre Beine durch die Tortur kohlschwarz geworden, bekannte sie wieder.

Darauf lag sie drei Wochen in Fesseln krank darnieder. Dann aber widerrief sie von neuem. Da man sie also zu keinem festen Bekenntnisse bringen konnte, wurde sie über eine Tonne gelegt und tüchtig gepeitscht, und nachdem sie noch vier Wochen bei Wasser und Brot im Gefängnisse gelegen hatte, aus der Stadt verwiesen.

Kunigk ernannte eine Kommission zur Untersuchung des grausigen Falles und gab den 12. April 1706 die Entscheidung, daß das Weib unrechtmäßiger Weise gefoltert sei; und da sie nie mehr gesund werden würde und nichts zu leben habe, sprach er sie von allen öffentlichen Abgaben und Lasten frei und gab dem Rate der Stadt Bischofsstein auf, für sie zu sorgen.

Trotzdem solche und ähnliche Ungerechtigkeiten an den Tag gekommen waren, wurden später im Osten noch mehrere Prozesse angestrengt, und dies war wohl der Grund, daß die Cautio criminalis von P. Spe im Jahre 1714 in Danzig eine neue Auflage erlebte.

* * *

Im Süden erregte um die Mitte des 18. Jahrhunderts großes Aufsehen der Prozeß gegen die 70jährige Subpriorin vom Kloster Unterzell bei Würzburg, Renata Sengerin. Sie wurde am 21. Juni 1749 in Würzburg wegen Zauberei enthauptet und dann verbrannt. „Uebrigens erlitt," so meint K. A. Menzel, „die als Hexe verurteilte Nonne ihre Strafe nicht schuldlos, indem sich aus den über diesen Prozeß bekannt gewordenen Berichten ergiebt, daß sie nicht nur einen sträflichen Unfug mit boshaften Quälereien und Spukereien im Kloster getrieben, sondern auch durch Bereitung und Einmischung sinneberauschender Kräutersäfte mehrere ihrer Mitschwestern in einen Zustand von Wahnsinn versetzt hatte, der für Besessenheit gehalten wurde, und für die geistige und leibliche Gesundheit dieser Nonnen die nachteiligsten Folgen

entwickelte. Der Wirkung solcher Getränke war es zuzuschreiben, daß sie selbst vermeinte und noch in ihren Verhören aussagte, Wein aus dem verschlossenen Festungskeller in das Kloster geholt, als Schwein auf den Klostermauern nächtliche Umgänge gehalten, auf der Brücke die vorüberziehenden Kühe gemolken, manchmal in London auf dem Theater mitgespielt und in eine Katze verwandelt die Nonnen gequält zu haben, bis sie durch die blutigen Spuren der in dieser Umwandlung empfangenen Streiche entdeckt worden sei."

Alles das scheint doch viel eher für hysterische Zustände zu sprechen.

Die „Wahrhafte und umständliche Nachricht von dem Zufalle, so das jungfräuliche Kloster Unterzell bei Würzburg betroffen" ist das ausführlichste und in seiner Art wichtigste Aktenstück in Renatas Prozeß. Diese „Nachricht", datiert Kloster Zell, 29. September 1749, ist von dem im Jahre 1785 verstorbenen Abte des Klosters Oberzell Oswald Loschert geschrieben, der selbst in der Sache eine sehr bedeutende Rolle gespielt und den Bericht auf Verlangen der Kaiserin Maria Theresia an diese gesandt hat [1]).

In der „Wahrhaften Nachricht" sind alle Thorheiten enthalten, welche sich in den gewöhnlichen Hexenprozessen finden. Renata fährt aus zu den Hexenversammlungen, ist aber immer pünktlich im Chor; stiftet Unheil, wo sie nur kann. „Indessen sind nach und nach verschiedene von den tauglichsten Klosterpersonen in die außerordentlichsten und verwunderlichsten Zustände gefallen und in ihren besten Jahren dahin gestorben, von welchen die bösen Geister zwar aus den Besessenen anjetzo aussagen, daß Renata ihnen durch Hexerei solches Uebel verursachet." Dann „hexte" Renata durch Kräuter und Eßwaren mehreren Klosterfrauen „einen oder mehrere Teufel in den Leib". „Mittelst der Aussagen der höllischen Geister selbsten" ließ die Vorsicht des Allerhöchsten es offenbar werden, „was für ein abscheuliches Untier unter dem geistlichen Kleid inner der vier Mauern des Klosters bisher verborgen gesteckt, damit durch solche Entdeckung ihrer Bosheit (welche ohne diese Besessenen und Offenbarung der höllischen Geistern sonst vielleicht nimmermehr wär ans Tageslicht kommen) . . . ein Ende gemacht würde, in maßen ein jeder aus den bösen Geistern in den sechs Besessenen das Jahr, den Tag, die Gelegenheit und die Weise benennet hat, wo und wie Renata ihnen einen oder mehrere Teufel in den Leib gebannt habe".

[1]) So Horst, der, in seiner Zauberbibliothek 3, 165—202 den Bericht wörtlich abdruckt und seinerseits citiert Göttingisches historisches Magazin von Meiners und Spittler, Bd. 2, Hannover 1788.

Aus den angeführten Stellen ersieht man, welche Rolle die Aussagen des „Vaters der Lüge“ in dem ganzen Prozeß einnehmen, ein Umstand, der das ganze Verfahren im trübsten Lichte der dunkelsten Teufelsmystik erscheinen läßt.

„Weil die nächtlichen Plagen zu Unterzell kein Ende nahmen, auch zwei aus den Kloster-Frauen, so durch die Kirchen-Beschwörungen vom bösen Feinde inzwischen befreit worden, nach etlichen Wochen wieder und zwar allen Umständen nach durch ein neues Maleficium der Renata und ihrer weltlichen Mit-Consorten besessen gemacht worden“, wurde Renata dem weltlichen Gericht übergeben. Dieses verurteilte dieselbe zum Feuer, „welches aber Celsissimus in Anbetracht der zarten Jugend, in welcher Renata zur Zauberei verführt worden, dahin mitigiert hatte, daß derselben zuvor auf dem Schloß der Kopf solle abgeschlagen, hierauf der Körper verbrannt werden“ [1]).

Nach der Hinrichtung hielt nun ein Jesuitenprediger, P. Gaar, eine Anrede, welche allenthalben großes Aufsehen erregte: „Christliche Anred nächst dem Scheiterhaufen, worauf der Leichnam Mariae Renatae, einer durchs Schwerdt hingerichteten Zauberin, den 21. Juni 1749 außer der Stadt Wirtzburg verbrannt worden, an ein zahlreich versammeltes Volk gethan, und hernach aus gnädigstem Befehl einer hohen Obrigkeit in öffentlichen Druck gegeben von P. Georgio Gaar, S. J. (Wirtzburg in der Hofbuchdruckerei)“ [2]).

Eingangs schildert der Prediger, wie Gott schon im Alten Testament verlangt, alle Zauberer auf das äußerste zu verfolgen und mit den nachdrücklichsten Strafen zu belegen. Auch im Neuen Testament ist dies Gebot nicht aufgehoben worden, und wenn überhaupt an Uebelthätern die Todesstrafe vollzogen wird, so muß dies vor allem für die Zauberer gelten, wegen der entsetzlichen Greuel, die in der Zauberei enthalten sind. „Anerwogen dessen hat man billig zu allen, sonderlich zu christlichen Zeiten, wider die Zauberer eine scharfe Untersuchung vorgenommen und sich bemühet, selbe durch Feuer und Schwert auszurotten.“ P. Gaar führt dann mit großem Lob verschiedene Kaiser an, die Dekrete gegen die Zauberei erlassen. „Eines unsterblichen Ruhmes ist insonderheit würdig Carolus V., nach dessen Konstitution Artikul. 109 die Zauberer

---

[1]) In diesem Berichte soll nach Binz, Joh. Weyer, 2. Aufl., S. 126 stehen, daß auch zwei Jesuiten die Richter der Renata gewesen. Dies steht aber nicht in dem Bericht, sondern nur, daß neben zwei geistlichen Räten auch zwei Jesuiten vom Bischof in das Kloster geschickt wurden, um von den Geständnissen Renatas und dem Zustand der sechs besessenen Nonnen Kenntnis zu nehmen.

[2]) Mehrere Ausgaben zu Würzburg und Köln. Auch mehrmals vollständig abgedruckt, so in den Acta hist. eccles. 1749 und Horst Zauberbibliothek II, 353–364.

lebendig sollen verbrannt werden, welches auch noch heutiges Tages wird in das Werk gerichtet. Ein Exempel, über welches die ganze Welt erstaunen muß, wird uns heut vor Augen gestellt . . . Maria Renata, aus München gebürtig, wurde als ein Kind von 6—7 Jahren in der Gegend Linz in Oberösterreich durch einen Offizier, in welchen sich glaublich der böse Geist verstellt hatte, zur Zauberei angeführet . . . Zwölfjährig ist schon so weit kommen, daß ihr bei denen zauberischen Zusammenkünften der Fürst der Finsternis den ersten Rang zugestanden." Gegen ihren Willen ins Kloster eingetreten, zauberte sie mehreren Klosterfrauen durch zauberische Wurzeln und Kräuter „mehrere höllische Geister in den Leib hinein". Nachdem Maria Renata „als eine Stifterin solcher und anderer großen Uebel sattsam verraten", wurde sie vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Warum Gott dieses verborgene Teufelshandwerk offenbar gemacht, ist wohl aus folgenden Ursachen geschehen: 1. Wegen der Ungläubigen, „denn es giebt zu unseren Zeiten solche Leute, welche weder an Hexen noch Zauberer, noch an Teufel, noch an Gott glauben"; 2. wegen der Gläubigen, damit sie besser wie bisher gegen das zauberische Geschwader täglich geistliche Waffen ergreifen; 3. um den Abergläubischen unter den Christen, die sich mit Punktierkunst, Zauberspiegel u. dergl. abgeben, die Augen zu öffnen; 4. um alle Unlauterkeit, die vielfach zur Zauberei führt, zu verleiden.

Schließlich erzählt der Prediger, daß Maria Renata mehrmals „auch noch öffentlich auf dem Gerichtsplatz dem Teufel abgeschworen, ihre Sünden einem wohlehrwürdigen Priester aus dem Orden des hl. Benedicti reumütig gebeichtet . . . mit vollem Vertrauen auf die unendlichen Verdienste Jesu Christi dem Tode entgegengegangen und den Schwertstreich unerschrocken empfangen . . . Uebrigens hab ich nach dem von Ihro Hochfürstl. Gnaden mir aufgetragenen gnädigsten Befehl alle zu ermahnen, daß sie vor des Teufels Betrug sich recht vorsehen, verbotene Bücher, so einige vorhanden, aus den Häusern schaffen und alle abergläubische Teufelsmittel vermeiden sollen."

Es war nicht zu verwundern, daß ein Angriff gegen die Predigt erfolgte. Ein italienischer Gelehrter Tartarotti übersetzte dieselbe ins Italienische und versah sie mit beißenden Anmerkungen. Gaar bemerkte in der Einleitung seiner Antwort, ein unbekannter Gelehrter habe durch diese Anmerkungen seine Predigt und alle Tribunale Europas verlästert[1]). Gegen diese Replik ließ dann ein Professor des Gymnasiums von Roveredo, Graser, eine Verteidigung der kritischen Bemerkungen Tartarottis im Jahre 1752 zu Venedig erscheinen[2]).

[1]) Wiederum das von P. Spe gegeißelte Argument. — [2]) Vergl. Rapp, S. 78; die genauen Titel dieser Streitschriften bei Sommervogel, III, 1073 s.

Die Predigt Gaars erinnert unwillkürlich an die Hexenpredigt Scherers, nur hätte man erwarten können, daß die Kritik des P. Gaar in 200 Jahren etwas weiter fortgeschritten wäre. Wenn man sich übrigens gegen P. Gaar ereifert, als sei eine solche Predigt um diese Zeit beispiellos gewesen, so ist dies unrichtig. Im Jahre 1748 ließ der Diakonus Rinder zu Apolda im Weimarschen auf das Gerücht eines in Apolda vorgekommenen Zauberwerkes in Jena eine Predigt drucken mit dem Titel: „Eine Hexe nach ihrer gräßlichen Gestalt und gerechten Strafe." Der protestantische Prediger „behauptet darin die Notwendigkeit des Hexenverbrennens und verwirft als konsequenter Lutheraner die milderen von den Jesuiten angewandten Verfahrungsweisen". So K. A. Menzel[1]).

* * *

Als Corollar mag hier noch die Frage erörtert werden, ob auch Jesuiten den Hexenprozessen zum Opfer gefallen sind. Für Deutschland ist mir kein einziger Fall bekannt. Wohl hat man mehrere Namen genannt, aber alle diese Beispiele beruhen auf Irrtum. So hat der Jesuit „Georg Ziegler, der am 8. Oktober 1577 zu Dillingen wegen begangener Zauberei gerechtfertiget"[2]) wurde, nie existiert. Ebenso ist der „Pater Pauli, der Rektor der Jesuiten in Trier", der mit einigen anderen Jesuiten aus Trier und Köln als Zauberer verklagt worden sein soll[3]), eine Mythe. Einen Rektor dieses Namens hat es in Trier nicht gegeben. Ebensowenig kennen die Ordensverzeichnisse einen Jesuiten Johann Reichard, der in Eichstätt eingekerkert wurde[4]). Schon aus der Angabe, daß er als Jesuit Pfarrer U. L. Frau in Ingolstadt gewesen, muß man schließen, daß er nicht dem Orden angehörte, da die Jesuiten nie eine Pfarrei in Ingolstadt innegehabt. Wenn Riezler bei Tanner bemerkt: „Es ist wahrscheinlich, daß der Fall Reichard auf seinen Standesgenossen besonderen Eindruck gemacht", so ist mithin diese Vermutung irrig.

Schlußwort.

Das Resultat unserer Darlegung können wir in folgende Sätze zusammenfassen:

Von Anfang an hat die Gesellschaft Jesu die Beschäftigung mit der Teufelsmystik als eine gefährliche und zeitraubende von sich abge-

---

[1]) Geschichte der Deutschen V², 366. Vergl. Allgemeine Kirchenzeitung 1840, Nr. 50.

[2]) Wedels Hausbuch, S. 277. Ueber ihn handelt auch eine vollständig erdichtete „Neue Zeitung von einer erschröcklichen That, welche zu Dillingen von einem Jesuwider und einer Hexe geschehen"; s. Janssen-Pastor 8, 649.

[3]) Janssen-Pastor 8, 637, nach Müller Kleiner Beitrag 8 ff. — [4]) Riezler 221.

wiesen. Die Warnung des ersten Jesuiten auf deutschem Boden kehrt in den Schreiben der Generäle zu verschiedenen Zeiten wieder.

Die Ansicht, als hätte die Gesellschaft Jesu als solche eine bestimmte Stellung gegen die Ausschreitungen der Hexenprozesse eingenommen, ist ebenso unrichtig wie die Behauptung, daß die Jesuiten als solche allgemein zu dem Hexenprozeß gehetzt haben. Die Generäle der Gesellschaft, von dem Schauplatz der Hexenbrände entfernt, erhielten die verschiedensten Berichte; erfuhren, wie sämtliche weltliche und geistliche Herren gegen die Hexen in der schärfsten Weise vorgingen und konnten sich deshalb nur sehr schwer das Urteil bilden, daß es sich um eine Ungerechtigkeit der schreiendsten Art handele. Hätten sie diese Ansicht gewonnen, so wäre es natürlich ihre Pflicht gewesen, andere Weisungen nach Deutschland gelangen zu lassen. So begnügten sie sich, eine neutrale Stellung einzunehmen, indem sie wiederholt abmahnten von einem Eingreifen in die Prozesse, sei es für oder gegen die Hexen.

Was die einzelnen Jesuiten angeht, so treffen wir hier die größte Mannigfaltigkeit der Ansichten. Die einen waren von den Ungerechtigkeiten überzeugt und warnten dagegen, die anderen hielten so viele Justizmorde für unmöglich und sahen gerade in der Häufigkeit der Verurteilungen einen Beweis für die furchtbare Ausbreitung der Hexerei, weshalb sie ebenfalls ihre Stimme zu deren Ausrottung erheben zu müssen glaubten. Hier stehen Schriftsteller gegen Schriftsteller, Prediger gegen Prediger, Druckerlaubnisse gegen Druckerlaubnisse und zwar fast zur selben Zeit.

Aus der neutralen Stellung der Generäle und der so verschiedenen Auffassung der einzelnen Jesuiten geht schon ohne weiteres hervor, wie unrichtig die Behauptung ist, daß die Hexenprozesse von den Jesuiten allgemein als ein willkommenes Mittel zur Ausrottung der Ketzer benutzt worden sei. Auch die Thatsachen, sowohl was den Ort, noch mehr aber was die Zeit der Hexenbrände angeht und die Personen, die ihnen zum Opfer fielen, sprechen gegen eine solche Auffassung.

Wie es einzelnen Jesuiten zu großem Verdienst angerechnet werden muß, daß sie trotz des allgemein verbreiteten Hexenwahnes die schreienden Ungerechtigkeiten der Hexenprozesse erkannten und auch den Mut hatten, dieser Erkenntnis Ausdruck zu verleihen, so haben sich auch alle diejenigen Jesuiten Anspruch auf Dank erworben, die so manche dieser armen Weiber vom Tode erretteten oder den Opfern dieser Justizmorde ihr gräßliches Los durch tröstenden Zuspruch und opferwillige Hülfe zu erleichtern suchten.

Jahresberichte und Vereinsgaben ferner:

1887. II. **Franz Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt.** 96 S. geh. M. 1.80.

III. **H. Keiter, Joseph v. Eichendorff.** Sein Leben und seine Dichtungen. 120 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 28 Seiten.

1888. I. **Dr. Franz Hettinger, Dante's Geistesgang.** 140 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. J. H. Schwicker, Peter Pázmány, Cardinal-Erzbischof und Primas von Ungarn, und seine Zeit.** 104 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Joseph Plaßmann, Die veränderlichen Sterne.** Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse u. Erklärungs-Versuche. 120 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 16 Seiten.

1889. I. **P. August Schynse, Zwei Jahre am Congo.** Erlebnisse u. Schilderungen. Mit 7 Abbildungen. Herausgegeben von Karl Hespers. 104 S. geh. M. 2.—

II. **P. Gabr. Meier, Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren.** Reise-Tagebuch des P. Nep. Hauntinger O. S. B., Bibliothekar von St. Gallen. 130 S. geh. M. 1,80.

III. **Dr. Franz Falk, Die deutschen Meß-Auslegungen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1525.** 64 S. geh. M. 1.20.

Jahresbericht. 32 Seiten.

1890. I. **P. Aug. Schynse, Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ost-Africa.** Reise-Tagebuch. Herausgegeb. von K. Hespers. 1. u. 2. Aufl. 116 S. geh. M. 1,80.

II. **Dr. Fr. Falk, Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520.** Mit 9 Facsimiles. 92 S. geh. M. 1.80.

III. **A. M. v. Steinle, Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christl. Kunst.** Aus ihren Briefen geschildert. Mit 2 Kunstbeilagen. 104 Seiten geh. M. 2.—.

Jahresbericht. 41 Seiten.

1891. I. **Leopold Kaufmann, Zehn Vorträge über Kunst von Maler Philipp Veit.** Mit einer Kunstbeilage: Bildniß des Malers Veit. 126 Seiten. geh. M. 2.—.

II. **Dr. Adalbert Ebner, Propst Joh. Georg Seidenbusch und die Einführung der Congregation des hl. Philipp Neri in Baiern und Oesterreich.** Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. 80 S. geh. M. 1,50.

III. **H. Keiter, Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke.** 130 Seiten geh. M. 1,80.

Jahresbericht. 60 Seiten.

1892. I. **Joseph Plaßmann, Der Planet Jupiter. Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungs-Versuche.** 112 S. geh. M. 1,80.

1892. II. **Hespers, Karl, P. Schynse's letzte Reisen. Briefe und Tagebuchblätter.** 104 S. geh. M. 1,80.

III. **Dr. Freiherr von Hertling, Naturrecht und Socialpolitik.** 84 S. geh. M. 1,50.

Jahresbericht. 52 Seiten.

1893. I. **Dr. J. P. Kirsch, Die christlichen Cultusgebäude im Alterthum.** Mit 17 Abbildungen. 104 S. geh. M. 1,80.

II. **Dr. Heinrich Weber, Der Kirchengesang im Fürstbisthum Bamberg.** 72 S. geh. M. 1,20.

III. **Nikolaus Paulus, Johann Wild. Ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts.** 84 S. geh. M. 1,50.

Jahresbericht. 43 Seiten.

1894. I. **Jul. Bachem, Die bedingte Verurtheilung.** 68 S. geh. M. 1,20.

II. **Dr. G. Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates.** 116 S. geh. M. 1,80.

III. **Ludwig Schmitt, S. J., Johann Tausen, der dänische Luther. 1494–1561.** Zur vierhundertjährigen Feier seiner Geburt. 128 S. geh. M. 2.—.

Jahresbericht. 32 Seiten.

1895. I. **Prof. Dr. Wilhelm Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins.** 144 S. geh. M. 2,25.

II. **Dr. Albert Gockel, Das Gewitter.** 120 S. geh. M. 1,80.

III. **Dr. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's.** 120 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 39 Seiten.

1896. I. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Carl Müller, Sein Leben und künstlerisches Schaffen.** Mit dem Bildniß Carl Müller's und sechs Bildertafeln. 118 S. geh. M. 2.70.

II. **Professor Dr. Konrad Miller, Monialium Ebstorfensium mappa mundi** mit Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf vom Jahre 1284. 64 Seiten Text geh. M. 2,—.

III. **Bachem, Julius, Bedingte Verurtheilung oder Bedingte Begnadigung?** 40 S., geh. M. 1,20.

Jahresbericht. 36 Seiten.

1897. I. **Dr. Franz Kampers, Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi.** 124 S. geh. M. 1.80.

II. **Kirsch, Dr. J. P., Die Acclamationen und Gebete der altchristlichen Grabschriften.** 88 S. geh. M. 1.80.

III. **Jurbonsen, Dr. Friedrich, Die Sage von der Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaume".** 96 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 32 Seiten.

1898. I. **Prof. N. Scheid, S. J., Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts.** 72 Seiten. geh. M. 1,50.

(Fortsetzung siehe 4. Seite des Umschlags)

Jahresberichte und Vereinsgaben ferner:

1898. II. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Der Madonnenmaler Franz Ittenbach.** Mit dem Bildniß des Künstlers und Abbildungen von 11 seiner Werke. 80 Seiten. geh. M. 2.—.

III. **Dr. Joseph Wilpert, Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten.** Vornehmlich nach den Katakomben-Malereien dargestellt. 58 S. Text und 22 Seiten Abbildungen. Geh. M. 2.—.

Jahresbericht. 56 Seiten.

1899. I. **Alexander Kaufmann, Thomas von Chantimpré.** 138 Seiten geh. M. 1.80.

II. **Dr. Augustin Wibbelt, Joseph von Görres als Litterarhistoriker.** 80 Seiten. geh. M. 1,50.

III. **Joseph Dahlmann, S. J., Das altindische Volkstum und seine Bedeutung für die Gesellschaftskunde.** 140 Seiten. geh. M. 2,25.

Jahresbericht für 1899. 73 Seiten.

Die Mitglieder der Gesellschaft erhalten den Jahresbericht und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden Vereinsgaben, die Theilnehmer den Jahresbericht gratis und franco zugesandt.

Die Mitglieder und die Theilnehmer erhalten die sämmtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [nicht jedoch das Staatslexikon] bei directem Baarbezug von dem General-Secretair der Gesellschaft zu zwei Drittheilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [nicht die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

*

Adresse des General-Secretairs: **Dr. H. Cardauns, Köln.**
„ der Geschäftsstelle **J. P. Bachem, Köln.**

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr. Hermann, Konrad von Hostaden, Erzb. von Köln (1238—61). **Festschrift** zur Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr. Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewidmet von der Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt Mark 3,60. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr. Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. **Festschrift** zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung. Preis: brochirt Mark 3,—. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer Mark 2.—.)

Hipler, Dr. Franz, Die deutschen Predigten und Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. **Festschrift** zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt Mark 4,—. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer Mark 2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen **Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr. Otto Bardenhewer.** 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freib. Preis M. 13.50. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 9,—.)

Historisches Jahrbuch. Redigirt von den Prof. Dr. H. Grauert, Dr. L. Pastor u. Dr. G. Schnürer. 1.—20. Band, 1880—1899, zu 4 Heften gr. 8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. 12 M. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer 8 M.) Einzelne Hefte M. 3,50.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1883/1884. 116 bezw. 106 Seiten groß 8°. Preis: je Mark 1,80. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer M. 1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Heft 1—46. Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1887—97 (abgeschlossen). Zweite Auflage. Heft 1 (1900).

Philosophisches Jahrbuch. Herausgegeben von Dr. Const. Gutberlet, Professor an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda und Dr. Jos. Pohle, Professor an der Akademie zu Münster. 1. bis 12. Band. 8°. Fulda 1888—1899. Druck und Commissions-Verlag der Fuldaer Actien-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. von der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. I. Prof. Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morone's vom deutschen Königshof (1539, 1540). 1892. — II. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrich's VIII. 1893. — III. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts. 1894. — IV. Dr. Ehses und Dr. Meister, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abth. 1895. — V. Prof. Kirsch, Die Rückkehr der Päpste Urban V. u. Gregor XI. von Avignon nach Rom. 1898. — VI. W. E. Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Caspar Gropper's aus Westdeutschland (1573 bis 76). 1898. — VII. Nuntiaturberichte aus Deutschland. Zweite Abth. 1900. — VIII. P. K. Eubel, Die avignonesische Obedienz der Mendikantenorden. 1900.

Die Redaction der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Commission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstraße 22, zu adressiren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Zweite Vereinsschrift für 1900.

Dr. Johannes Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen.

Köln, 1900.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Schriften der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Jahresberichte und Vereinsgaben.

Kommissions-Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Alljährlich seit 1876 ein Jahresbericht.

Vereinsschrift. I. **Zur Einführung.** 2. **Prof. Dr. J. Hergenröther, Der heilige Athanasius der Große.** 3. **Prof. Dr. Franz Kaulen, Assyrien u. Babylonien nach den neuesten Entdeckungen.** 186 S. geh. M. 3.—. (Vergriffen.)

1877. I. **Prof. Dr. Th. Simar, Der Aberglaube.** II. Aufl. 80 S. geh. M. 1.20.

II. **C. Berthold, Die Herrschaft der Zweckmäßigkeit in der Natur.** 98 S. geh. M. 1.60. (Vergriffen.)

III. **R. Baumstark, Die spanische National-Litteratur im Zeitalter der habsburgischen Könige.** 110 S. geh. M. 1.80.

Bericht über die Verhandlungen der Section für Philosophie. 29. 8. 1877. 100 Seiten. (Vergriffen.)

1878. I. **Dr. P. Haffner, eine Studie über G. E. Lessing.** 2. Aufl. 112 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Friedr. Kayser, Eine Nilfahrt.** 104 Seiten. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

III. **Dr. J. B. Heinrich, Clemens Brentano.** 112 S. geh. M. 1.80.

1879. I. **Fr. Hettinger, Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri** in ihren Grundzügen. 142 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. Franz Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche, zunächst in Deutschland bis zum Jahre 1520.** 112 S. geh. M. 1.80.

III. **Heinrich Rodenstein, Bau u. Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt.** 104 Seiten. geh. M. 1.80.

1880. I. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** I. Theil. 112 Seiten. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

II. **Dr. P. Norrenberg, Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit.** 112 Seiten geh. M. 1.80.

III. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** II. Theil. 132 S. geh. M. 1.80.

1881. I. **Leopold Kaufmann, Albrecht Dürer.** 120 Seiten. geh. M. 1.80.

II. u. III. **Dr. Baudri,** Weihbischof, **Der Erzbischof von Köln, Johannes Cardinal von Geissel und seine Zeit.** 336 S. geh. M. 5.—. (Vergriffen).

1882. I. **Prof. Dr. Const. Gutberlet, Der Spiritismus.** 104 S. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

1882. II. **Karl Unkel, Berthold von Regensburg.** 124 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Prof. Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, Philipp van Marnix, Heer van Sanct-Aldegonde.** Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. 68 Seiten geh. M. 1.20.

1883. I. **Dr. Jos. Pohle, P. Angelo Secchi.** Ein Lebens- und Culturbild. 164 Seiten. geh. M. 2.50.

II. **Dr. Karl Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen.** 108 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. Herm. Cardauns, Der Sturz Maria Stuart's.** 116 S. geh. M. 1.80.

1884. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts.** Franciscaner, Dominicaner und andere Missionare. 122 S. geh. M. 1.80.

II. **Prof. Dr. Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung.** 104 S. geh. M. 1.80.

III. **Prof. Dr. Joseph Pohle, Die Sternwelten u. ihre Bewohner.** I. Theil. 128 S. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

Anhang: Verzeichniß d. Mitglieder und Theilnehmer der Görres-Gesellschaft. 40 Seiten.

1885. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs v. Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland.** Deutsche Angelegenheiten, Friedens-Verhandlungen zw. Papst u. Kaiser 1703—1709. 132 S. geh. M. 1.80.

II. u. III. **Prof. Dr. Jos. Pohle, Die Sternwelten und ihre Bewohner.** II. Theil. Schluß. 220 S. geh. 3.60.

1886. I. **Dr. W. Pingsmann, Santa Theresa de Jesus.** Eine Studie über das Leben und die Schriften der hl. Theresia. 116 S. geh. M. 1.80.

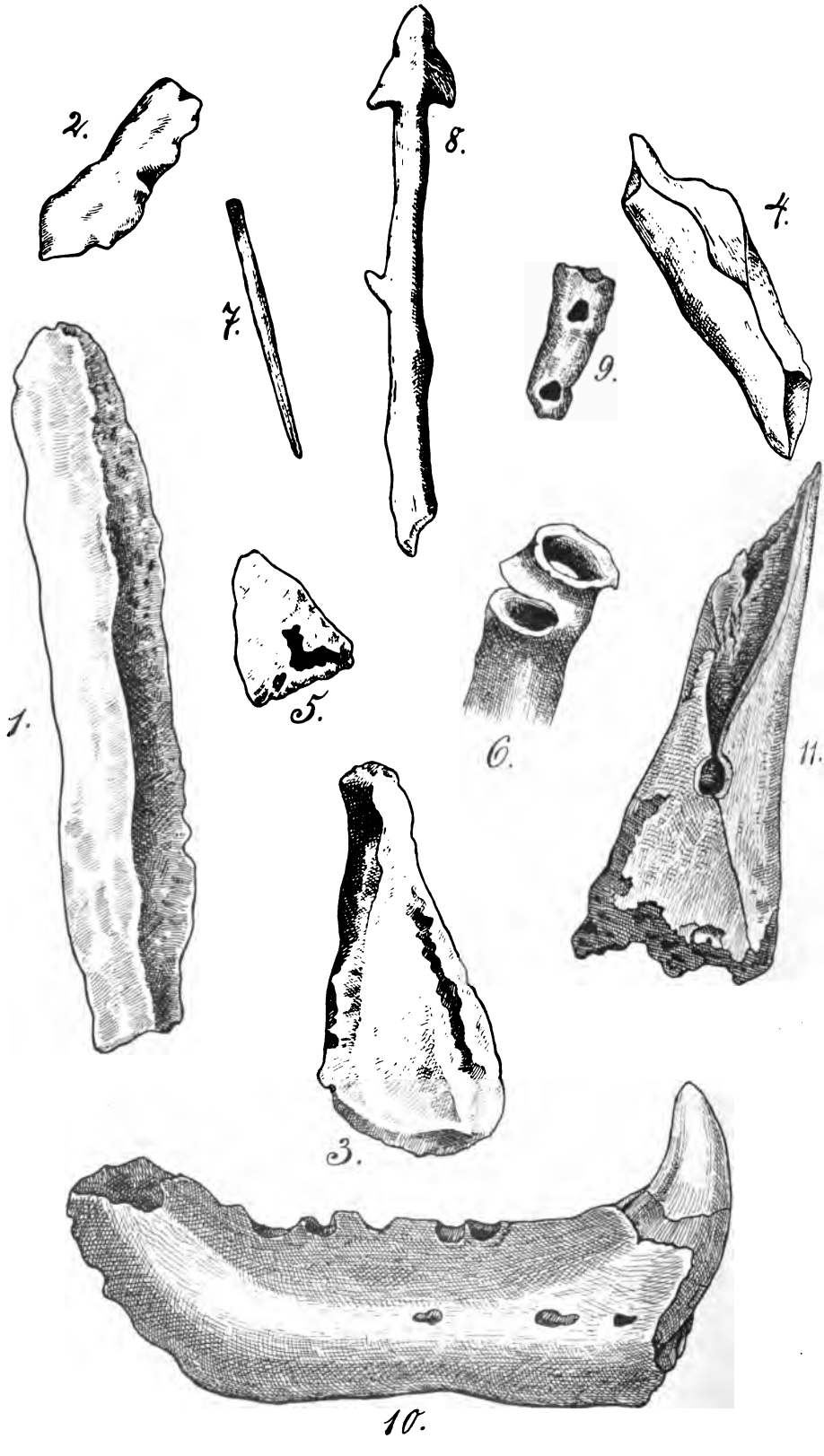
II. **Dr. Anton Pieper, Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im siebenzehnten Jahrhundert.** 116 S. geh. M. 1.80.

III. **Fr. Wilh. Woker, Agostino Steffani, Bischof von Spiga i. p. i., apostolischer Vicar von Norddeutschland. 1709—1728.** 144 Seiten. geh. M. 1.80.

1887. I. **Aurel Adeodatus, Die Philosophie und Cultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino. — Prof. Dr. Dittrich, Die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen.** 106 S. geh. M. 1.80.

1887. II. **Franz Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt.** 69 S. geh. M. 1.80.

(Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags.)


2.
8.
4.
7.
9.
1.
5.
6.
11.
3.
10.

Aus der

Urzeit des Menſchen.

Von

Dr. Johannes Bumüller.

Köln, 1900.

Kommiſſions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Inhalts-Verzeichnis.

		Seite
Erstes Kapitel.	Relikte des Menschen aus der Tertiärzeit	1
Zweites Kapitel.	Der Mensch der Eiszeit. Allgemeiner Ueberblick	10
Drittes Kapitel.	Der Mensch der Eiszeit. Einzelne Niederlassungen. Alter des diluvialen Menschen	25
Viertes Kapitel.	Die körperliche Beschaffenheit des diluvialen Menschen	55
Fünftes Kapitel.	Jüngere Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit	66

Erstes Kapitel.

Relikte des Menschen aus der Tertiärzeit?

Was liegt dem Menschen näher, als die Geschichte seines Geschlechtes? Die tragischen Vernichtungskämpfe, die Volk gegen Volk ausgerungen, die Throne, welche die Mächtigsten der Erde trugen, die Geistesarbeit hervorragender Gestalten aller Länder vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang, die zum Himmel strebenden Denkmäler der Kultur und Kunst, sie alle sind, soweit es sich um historische Zeiten handelt, sorgsam aufgezeichnet in der Universalgeschichte der Menschheit und vom Lichte der geschichtlichen Forschung sonnenklar beschienen. Je weiter wir jedoch in die altersgraue Vergangenheit hinabsteigen, desto verschleierter wird der Ausblick, desto dürftiger sind die Urkunden, desto farbenblasser die Bilder jener Zeiten, bis schließlich der Born der Geschichte versiegt und Buchstaben und Pergamente zu sprechen aufhören, ehe wir an den Anfang der Menschengeschichte gelangt sind. Wir betreten prähistorisches Gebiet, das natürlich trotz des Mangels schriftlicher Dokumente zur Geschichte des Menschengeschlechtes gehört, ja sogar einen ihrer wichtigsten Abschnitte darstellt. Denn um die staatliche und kulturelle Entwickelung ganz erfassen und genau analysieren zu können, muß uns vor allem der Ausgangspunkt dieser Entwickelung bekannt sein. Wie aber sollen wir Geschichte schreiben, wenn ihre Urkunden uns versagen? Da legen wir Buch und Feder weg und greifen zum Spaten; wir durchwühlen die Höhlen, welche in den steil emporragenden Wänden des Jura eingebettet sind und vom Menschen der Eiszeit als Unterschlupf gewählt wurden; wir räumen den Jahrtausende alten Schutt von den Niederlassungen hinweg, welche der Mensch auf dem Lande gegründet oder auf Pfahlwerk in die Binnenseen vorgeschoben hat. Auch hier finden wir geschichtliche Dokumente. Sind's auch nur Zeichnungen, in

Bein und Zahn geritzt, einfache Handwerkszeuge und Waffen, roh aus Steinen geschlagen oder mühsam aus dem Geweih des Renntiers geschnitten, es sind doch Dokumente, die in deutlicher, wenn auch dürftiger Sprache vom ersten Mühen und Arbeiten des Menschen erzählen.

In diese sogenannte vorgeschichtliche Zeit möchte ich den Leser zurückführen unter der Voraussetzung, daß ein jeder dem Leben und Treiben unserer ältesten Vorfahren einiges Interesse entgegenbringt und daß die Kenntnis des prähistorischen Abschnittes der Menschengeschichte nicht viel weniger ein Erfordernis der allgemeinen Bildung sein dürfte, als die Kenntnis der streng geschichtlichen Zeit.

Wann trat der Mensch zum erstenmale auf? Wir können uns hier nicht, wie in der Geschichte, um Jahreszahlen streiten, sondern müssen zufrieden sein, wenn es uns gelingt, die Erdperiode und vielleicht eine ihrer Unterabteilungen genau anzugeben, in welcher der Mensch in Europa eingewandert ist. Die außereuropäischen Länder sind noch zu wenig durchforscht, als daß wir jetzt schon den Versuch wagen könnten, das erste Auftreten der Menschheit auf prähistorischem Wege genau zu fixieren.

Auch die Erde hat ihre Geschichte, und der feste Mantel, der unseren Planeten umschließt, bot nicht zu allen Zeiten dasselbe Bild. Wir können diese Erdgeschichte in ganz ähnlicher Weise wie die Weltgeschichte einteilen. Sie beginnt mit der Urzeit, der azoischen Periode, wo die Erde weder Pflanzen noch lebende Wesen beherbergte. Dann folgt das Altertum, die paläozoische Periode, aus welcher auch dem Laien die Kohlenzeit bekannt ist. Pflanzen und Tiere bevölkern die Erde, noch fehlt aber die Farbenpracht der blütentragenden Angiospermen und die höchsten Vertreter der Tierwelt, die Säugetiere. Aus der mesozoischen Zeit, dem Mittelalter der Erdgeschichte, ist wohl jedem der Jura und die Kreidezeit bekannt, die Blüteperiode jener mächtigen Reptilien, wie der Ichthyosaurier, Dinosaurier usw. Dann bricht im känozoischen Abschnitt die Neuzeit an, in welcher sich die Säugetierwelt mächtig entfaltet. Sie zerfällt in drei Abteilungen, ins Tertiär, in die Eiszeit und in die geologische Gegenwart.

Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß der Mensch erst in der Neuzeit der Erdgeschichte aufgetreten ist und das allerjüngste Kind der Mutter Erde darstellt. Wann aber dürfen wir sein erstes Auftreten ansetzen? Etwa während des paradiesischen Klimas der Tertiärzeit, in welcher unser rauhes Mittel- und Nordeuropa von einer Tier- und Pflanzenwelt bevölkert war, die man annähernd mit der heutigen Fauna und Flora Indiens vergleichen kann? Oder mußte er unter so ungünstigen Verhältnissen, wie sie die Eiszeit mit sich brachte, in den schweren Kampf

ums Dasein eintreten? Ist er gar so jung, daß er ausschließlich der geologischen Gegenwart angehört? Nach dem jetzigen Stand der Forschung müssen wir sagen, daß es trotz aller Versuche bisher nicht gelungen ist, für die Existenz des Menschen zur Tertiärzeit einen stichhaltigen Beweis zu erbringen. Wenn wir nach der Bedeutung des „Seins oder Nichtseins" des tertiären Menschen fragen, so ist im Grunde genommen dieser Frage an sich keine allzu große wissenschaftliche Bedeutung beizumessen, und sie würde allein jenen erstaunlichen Eifer, partout einen Tertiärmenschen finden zu wollen, kaum erklären. Allein sie hat zwei Nebenfragen in ihrer Begleitung, die hie und da nicht ohne Einfluß auf die Stellungnahme zur Hauptfrage sind. Denn vielleicht könnte durch den tertiären Menschen die Affenabstammung gefördert und das biblische Alter des Menschengeschlechtes endgültig widerlegt werden. Dadurch wird die Frage für manche, welche rein naturwissenschaftlichen Problemen das größte Interesse entgegenzubringen scheinen, erst pikant.

Was nun zunächst das biblische Alter des Menschen betrifft, so herrscht allgemeine Uebereinstimmung darin, daß die uns in der Bibel überlieferten genealogischen Daten für eine sichere Chronologie nicht verwertet werden können. Die Daten der einzelnen Texte sind sehr verschieden, wofür wir die vielen Abschreiber und Uebersetzer verantwortlich machen müssen. Welcher Text hat nun die richtigen Daten? Zweifellos keiner von allen. Dann aber enthält die Bibel, wie aus ihr selbst nachweisbar ist, lückenhafte Genealogieen, indem sie manchmal nur die Hauptglieder der genealogischen Reihe herausgreift, so daß der Ausdruck „Sohn" nicht seine spezifische Bedeutung, sondern die ganz allgemeine eines „Nachkommen" erhält. So lesen wir bei I Esdras VII, 1—5: „Hiernach aber, da Artaxerxes, der König der Perser, regierte, kam Esdras, der Sohn Saraias, des Sohnes Azarias, des Sohnes Helcias, des Sohnes Sellums, des Sohnes Sadoks, des Sohnes Achitobs, des Sohnes Amarias, des Sohnes Azarias, des Sohnes Marnioths, des Sohnes Zarahias, des Sohnes Ozis, des Sohnes Boccis, des Sohnes Abisuns, des Sohnes Phineas, des Sohnes Eleazars, des Sohnes Aarons, des obersten Priesters." Esdras wird hier „Sohn" des Saraias genannt. Dieser Saraias ist auch im ersten Buch Paralipomenon angeführt (VI, 14—15). Hier ist dessen Sohn Josedek, der auszog, „da der Herr Juda und Jerusalem wegführte durch die Hand Nabuchodonosors". Somit lebte Esdras in der Zeit von 465—425, der Regierungszeit des Artaxerxes Makrocheir, Saraias aber vor dem babylonischen Exil, 604—534 (Eroberung Jerusalems 587), so daß Saraias und Esdras mindestens 120 Jahre getrennt sind. Der letztere

kann also nur der Enkel oder Urenkel des ersteren gewesen sein, und „ben“ heißt nicht Sohn, sondern Nachkomme. Azarias ist als Nachkomme des Maraioth aufgeführt; er ist aber nicht etwa dessen Sohn, sondern Ur-Ur-Ur-Ur-Urenkel, d. h., es sind sechs Generationen übergangen (nach I Paralip. VI). Teilweise mögen die Personennamen gar nicht die einzelne Person, sondern die Familie und das Geschlecht angeben. Hiermit ist die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit gegeben, daß auch bei den mit Jahreszahlen versehenen Genealogieen nicht immer der Sohn, sondern irgend ein Nachkomme in gerader Linie der Abstammung gemeint ist und die Stammbäume nicht durchgehends die einzelnen Stufen, sondern auch größere Etappen enthalten.

Wir haben daher, ohne der Bibel im geringsten zu nahe zu treten, das Recht, das Alter des Menschengeschlechtes bedeutend höher anzuschlagen, als dies die landläufige, sich auf korrumpierte Daten und chronologisch kaum verwertbare Genealogieen stützende Berechnung thut. Da uns in der Bibel erkennbare Schranken nicht gesetzt sind, könnte auch ein tertiäres Alter des Menschen nicht gegen dieselbe verwertet werden. Was aber hat der Tertiärmensch mit der Affenabstammung zu thun? Hätte die Abstammungstheorie für den Menschen Gültigkeit, so dürfte er nicht erst plötzlich und unvermittelt in der Eiszeit auftreten, sondern müßte schon im Tertiär Ahnen besitzen. Ob diese schon als Menschen anzusprechen oder noch als Mittelding zwischen Mensch und Affe aufzufassen wären, müßten erst die Funde lehren. Sie wären von jeder Art willkommen, von letzterer noch willkommener.

Wie schon bemerkt, ist der Nachweis eines Tertiärmenschen bisher nicht gelungen. Seine Geschichte möchte man fast als eine Komödie der Irrungen bezeichnen, und in den Augen des Laien mag sie geeignet sein, die Zuverlässigkeit der anthropologischen Wissenschaft in etwas zweifelhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Mit Unrecht, denn die Schwierigkeiten, welche der Deutung eines Fundes entgegenstehen können, sind außerordentlich groß und erst nach einer Reihe von Untersuchungen und Vergleichungen zu lösen. Daß hier, besonders im ersten Stadium der Untersuchung, vorschnelle Urteile abgegeben werden, welche sich nachher als irrtümlich erweisen, ist gar nicht zu vermeiden. Der hintennach über die Gelehrten spottende Laie und Dilettant soll nicht vergessen, daß nicht etwa e r es war, der den Irrtum nachgewiesen hat, sondern eben die verspottete Anthropologie dank der Exaktheit ihrer Methode.

Die erste Schwierigkeit besteht in der Unsicherheit der Altersbestimmung mancher Schichten. Diese stützt sich in erster Linie auf die in den Schichten eingeschlossenen Reste der Tierwelt, die Fossilien. Nun war aber Südamerika im Tertiär und zur Eiszeit von einer ganz anderen

Fauna bevölkert als Europa, und Australien unterschied sich von beiden. Haben wir auch von Europa die Aufeinanderfolge der Schichten und die Gleichalterigkeit verschiedener Lokalitäten ziemlich genau feststellen können, so läßt uns bei dem Versuche, die Gleichalterigkeit der einzelnen Schichten Europas, Südamerikas und Australiens zu fixieren, das Hauptmittel, die Tierwelt, im Stich. Innerhalb derselben Tierregion sind gleichalterige Schichten, mögen sie auch örtlich weit getrennt sein, durch gleichartige Tiere charakterisiert; hier aber befinden wir uns in einer anderen Tierregion, die Fauna ist *total* verschieden, und es fehlen hiermit direkte Vergleichspunkte. Es ist klar, daß infolge dessen das *genauere* Alter außereuropäischer Schichten lange Zeit schwankend bleiben und leicht irrtümlich bestimmt werden kann. Wir werden bei Besprechung der Menschenreste aus der Pampasformation ein Beispiel hiervon sehen.

Wäre dagegen das Alter einer Schicht *sicher* tertiär, und wären die daraus stammenden Funde *sicher* auf den Menschen zurückzuführen (z. B. menschliche Skelette), so entsteht gerade bei menschlichen Resten die große Frage, wie denn diese Reste in die tertiäre Schicht hineingekommen sind. Ein solches Skelett könnte ja mit den Tierknochen, die neben ihm gefunden worden sind und aus dem Tertiär stammen, gleichalterig sein, es kann aber ebensogut in viel jüngerer Zeit erst nachträglich durch Bestattung in die tertiäre Tiergesellschaft geraten sein. Zur Unterscheidung dessen haben wir zwei Anhaltspunkte. Liegt ein Begräbnis vor, so kann vielfach, aber nicht immer, die damit verbundene *Störung* der Schicht nachgewiesen werden. Besonders ist ein Beweis für das jugendliche Alter eines Fundes, wenn sich auf chemischem Wege in den Knochen noch ziemlich viel organische Substanz nachweisen läßt. Knochen fossilen Alters sind fast vollständig ausgelaugt. Ein Beispiel hierfür haben wir in dem nachher zu erwähnenden Calevarasschädel. Nehmen wir aber an, ein Mensch aus der Eiszeit wäre etwa in tertiärem Lehm begraben worden, so würden wir bei diesem hohen Alter vergeblich nach viel organischer Substanz in den Knochen suchen und in den meisten Fällen ebenso vergeblich nach einer Störung der Schicht, welche im plastischen Lehm längst verwischt worden wäre. Wir würden also den eiszeitlichen Menschen für tertiär erklären. Auch der Betrug durch Arbeiter, die man darauf aufmerksam gemacht hat, daß sie auf etwa erscheinende Knochen achten sollen, und denen man gar für den Fall, daß sie dieselben schön und unversehrt herausschaffen, eine Prämie versprochen hat, ist zu berücksichtigen.

Ein dritter Fall ist, daß die Schicht sicher tertiär ist, die Funde aber nur irrtümlicherweise dem Menschen zugeschrieben werden. Es

handelt sich hier um angebliche Geräte und Waffen aus Feuerstein und Kiesel und um Einschritte u. dgl. an Tierknochen. Auch in der Natur finden wir, wie wir sehen werden, Feuersteinsplitter, die auf den ersten Anblick hin jenen primitiven Geräten zum Verwechseln ähnlich sein können. Einschnitte an Knochen, welche scheinbar dem Menschen zuzuschreiben sind, müssen oft auf Benagung durch Tiere (besonders durch das Stachelschwein) oder auf Eindrücke durch Pflanzenwurzeln, wobei die von den Wurzelhaaren ausgeschiedenen Säuren eine Rolle spielen dürften, und auf anderes zurückgeführt werden. Wer wollte bei diesen Schwierigkeiten Irrungen vermeiden oder verübeln?

Doch nun zu den einzelnen Funden aus der Tertiärzeit, über welche wir uns nach den vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen sehr kurz fassen können.

Die hauptsächlich von Ameghino durchforschte Pampasformation von Argentinien und Uruguay besteht aus lößähnlichem Lehm und beherbergt neben riesigen Vertretern von Gravigraden und Gürteltieren auch Skelettreste des Menschen. Burmeister und andere hatten sie aus stratigraphischen Gründen der Eiszeit zugeteilt, Ameghino und manche mit ihm versetzten sie aus paläontologischen Gründen ins Pliocän, der letzten, von der Eiszeit vielfach nicht scharf geschiedenen Abteilung des Tertiär. Nun hat sich Zittel, unser bester Paläontologe, für ein jüngeres, also eiszeitliches Alter der betreffenden Schichten ausgesprochen. Er wies darauf hin, daß ganz analoge Verhältnisse wie in den eiszeitlichen Ablagerungen Australiens vorliegen: eine größere Zahl ausgestorbener Spezies, als im europäischen Diluvium, und große bis riesige Formen gegenüber der heutigen einheimischen Fauna. Wollte man umgekehrt tertiäres Alter annehmen, so wäre die Zahl der noch lebenden Arten gegenüber dem europäischen Tertiär eine größere. Nehmen wir dazu, daß stratigraphische Gründe entschieden für die Eiszeit sprechen, so senkt sich die Wage unzweideutig zu Gunsten des eiszeitlichen Alters.

Uebrigens wird auf die Zuverlässigkeit Ameghinos durch ein Referat von Dr. Lehmann-Nitsche über eine Arbeit des ersteren ein sehr eigentümliches Licht geworfen. Dr. Lehmann-Nitsche (am Museum von La Plata) schreibt im Centralblatt für Anthropologie von Dr. Buschan, V. Jahrgang 1900, Heft 2, S. 112—113: „Was die direkten Reste des Menschen selber anbetrifft, so wird auf S. 148 als ältester überhaupt ein Schädel angeführt und in Fig. 15 abgebildet, »stammend aus der unteren (pliocänen) Pampasformation von Miramar, nahe der Küste des Atlantischen Oceans, südlich von Mar del Plata. Es ist dies, geologisch gesprochen, der älteste bisher bekannte

Schädel. Er wird im Museo de La Plata aufbewahrt«. Ref. möchte, ehe diese Angabe weiter in die Litteratur übergeht, sofort Stellung dagegen nehmen. Besagter Schädel wurde von einem Arbeiter an der angegebenen Stelle aufgedeckt. Die Stelle wurde 1896 von den Herren Moreno, Roth, Nordenskjöld und Lahille besichtigt und daselbst Knochen von Scelidotherium und anderen fossilen Tieren gefunden. Die betr. Schicht ist aber nach Angabe von Herrn Roth unzweifelhaft die Pampeana superior, welche Ameghino allerdings dem Pliocän, Roth und andere aber dem Quartär zuschreiben. Bekanntlich setzt Ameghino alle Schichten zu alt an. Auf keinen Fall stammt der Schädel aus der Pampeana inferior, und darf ihm daher auch kein so hohes Alter zugeschrieben werden; sicher ist, daß er im wahren Sinne fossil ist und aus der Pampeana superior stammt, woher schon andere menschliche Reste bekannt sind. Zu verwundern bleibt nur, wie Ameghino eine (herzlich schlechte) Abbildung des Miramarer Schädels geben konnte, wo dieser noch gar nicht publiziert ist! Einstweilen mag es mit dieser Berichtigung des Grundirrtums Ameghinos genügen, die bei dem Ansehen, welches dieser Forscher in Europa genießt (siehe Globus 1891, Nr. 9, S. 135), um so dringender erscheint.“ Der Pampasmensch besitzt also ohne Zweifel diluviales Alter.

Als weiterer angeblicher Tertiärfund ist der Schädel von Calevaras in Kalifornien bekannt. Man fand ihn in goldführenden Schichten, die als pliocän, also tertiär erklärt wurden. Sollten sie dieses Alter wirklich besitzen, so ist der Schädel sicher erst später in sie gebettet worden, wie die Untersuchung auf das Vorhandensein von organischer Substanz ergab. Vielleicht hat er sein angeblich pliocänes Alter nur den Arbeitern verdankt, welche ihn gefunden. Vorübergehend wollte man auch einem Skelett von Savona in Oberitalien tertiäres Alter zusprechen.

Weiter sind angebliche Feuerstein-Werkzeuge zu nennen, die in Frankreich von Abbé Bourgeois, in Portugal von Ribeiro in Tertiärschichten gefunden worden sind. Zunächst fehlt diesen „Werkzeugen“ die durch die Art der Anfertigung bedingte Schlagmarke, welche menschliche Herkunft beweisen würde; außerdem erscheinen die von Bourgeois gefundenen Stücke für gar keinen praktischen Zweck brauchbar, und bei denjenigen Ribeiros läßt sich überhaupt nicht mehr feststellen, ob sie sich in primärer Lage befanden. Heutzutage ist die Auffassung jener Feuerstein-Splitter als Werkzeuge eines tertiären Menschen gänzlich aufgegeben. Wir haben es hier mit Stücken zu thun, welche auf natürliche Weise, nämlich infolge raschen Temperaturwechsels, von anderen abgesprungen sind und allerdings eine

täuschende Aehnlichkeit mit menschlichen Werkzeugen der älteren Steinzeit erreichen können. Gerade durch diese abgesprungenen Scherben mag der eiszeitliche Mensch darauf gekommen sein, den Feuerstein zur Herstellung seiner Werkzeuge zu benutzen. Wer sich übrigens von der thatsächlichen natürlichen Entstehung dieser Pseudo-Werkzeuge persönlich überzeugen will, darf sich nur in die lybische Wüste begeben. Dort kann er so viel davon sammeln, als er will!

Capellini fand an den Rippen eines pliocänen Balaenotus halbmondförmige Einschnitte, von denen man anfangs glaubte, sie könnten nur von Menschenhand hervorgebracht sein. Allein sie sind so tief und schmal, daß sie unmöglich durch ein Feuersteinmesser hervorgebracht werden konnten, wie der Versuch bewiesen hat. Jetzt werden sie nach Magitot auf die Wirkung des Schwertfisches zurückgeführt. Ebenso werden die Einschnitte, welche Desnoyers auf tertiären Tierknochen bei Chartres fand, als Nagespuren von Tieren, besonders vom Stachelschwein, erklärt. Auch eiszeitliche Knochen sind vom Stachelschwein in ähnlicher Weise benagt, und Lyell hat an frischen Knochen, welche er Stachelschweinen im zoologischen Garten zu London vorwarf, gezeigt, wie diese Einschnitte entstanden sind. Die tertiären Funde von Delaunay, Belucci (Portugal), Rames (Frankreich), Abbot (England) und das Skelett von Castenodolo sind abgethane Dinge. Nach Laloy sind die Feuersteine von Kent allem Anschein nach quaternär (eiszeitlich), und die pliocänen Werkzeuge von Burma in Indien sind nach demselben Autor „auch nicht ganz einwandsfrei". Nach Dücker, dem sich Schaaffhausen anschloß, sollten einige pliocäne Hipparion-Knochen aus Pikermi durch Menschenhand auf- und angeschlagen worden sein. Ranke (Der Mensch II, 504) schreibt darüber: „Ich habe die nach Schaaffhausens Meinung am meisten beweisenden Stücke gesehen. Die Einschnitte rühren aber hier, wie an anderen Stücken derselben Lokalität, nicht von einem Schlage her, sondern sind Eintiefungen, wie sie an Knochen, die durchweicht und mürbe im Boden gegen kleinere Steine oder Knochenenden angedrückt liegen, immer entstehen. Bei dem Oeffnen prähistorischer Gräber auf der bayerischen Hochebene in der Nähe des Gebirges, wo der Boden vielfach aus Geröll besteht oder die eingefüllte Graberde doch kleinere Gerölsteine enthält, kann man solche Zertrümmerungen und Eindrücke der Knochen aus einer viel späteren Zeit leider nur zu oft bemerken." In neuester Zeit ist auch aus Australien eine Nachricht vom tertiären Menschen eingetroffen. Ob der Sandstein, in dem menschliche Fußspuren gefunden wurden, wirklich tertiär ist, darüber streiten sich allerdings die australischen Forscher. Der ganze Fund liegt so, daß man zwar noch kein abschließendes Urteil fällen, aber mit

Laloy (Centralblatt für Anthropologie ꝛc. Buschan, Jena 1899, 2, 67) sagen kann: „Wenn wir die Ungenauigkeit aller dieser Angaben ins Auge fassen, so dürfen wir befürchten, daß sich die australischen Forscher getäuscht haben, und daß ihre Beobachtungen unsere Kenntnisse über den tertiären Menschen nicht sonderlich fördern werden."

Wir haben also keinen stichhaltigen Beweis für die Existenz eines tertiären Menschen, und die Thatsache, daß schon so viele Funde sich als unhaltbar herausgestellt haben, macht das tertiäre Alter des Menschen sicherlich sehr unwahrscheinlich.

Auch andere Ahnen des Menschen fehlen im Tertiär. In dieser Zeit nämlich müßte der berühmte Affe zu suchen sein, der die Entwickelung zum Menschen angebahnt, und seine Nachkommen, welche sie allmählich durchgeführt haben. Die menschenähnlichen Zähne aus dem tertiären Bohnerz der schwäbischen Alb gehören nach Branco einem gibbonähnlichen Affen an, und der bekannte Dryopithekus, von dem man bereits vermutet hatte, daß er die von Bourgeois gefundenen Feuerstein-Werkzeuge verfertigt und gebraucht habe, mußte auf den Ruhm, Vorfahre unseres Geschlechtes zu sein, endgültig verzichten. Selbst Pithecanthropus erectus, den Dubois auf Java ans Tageslicht befördert, kann sich als Uebergangsform nicht halten. Nach meinen Untersuchungen am Oberschenkelknochen des Menschen und Affen (Das menschliche Femur nebst Beiträgen zur Kenntnis der Affen-Femora, Augsburg 1899 und Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, XXX, 11 und 12: Menschen- und Affen-Femur) ist Pithecanthropus sicher ein Affe und gehört wahrscheinlich zur Familie der Gibbons. Nach Schwalbes Untersuchungen am Schädel (Studien über Pithecanthropus erectus, Dubois: Zeitschrift für Morphologie u. Anthropologie. Nägele, Stuttgart I, 1) ist er gleichfalls sicher ein Affe, nur ist Schwalbe geneigt, ihn an eine systematisch noch tiefer stehende Affengruppe, an die Kynopitheciden oder Hundsaffen, anzuschließen. Virchow und Ranke haben ihn schon vorher als Gibbon erklärt. Der genannte Straßburger Anatom Schwalbe, Anhänger und Verteidiger der Affenabstammung, giebt zu, daß man im Pithecanthropus nicht eine Uebergangsform zum rezenten Menschen erblicken darf. Er sucht dann die Kluft durch eine angeblich affenähnliche Rasse der Eiszeit (Neanderthal-Rasse) zu überbrücken, eine Hypothese, mit welcher wir bei Behandlung des eiszeitlichen Menschen abrechnen werden.

Zweites Kapitel.

Der Mensch der Eiszeit.

Allgemeiner Ueberblick.

Während der tropischen bis subtropischen Tertiärzeit waren Deutschlands Gauen von einer Tier- und Pflanzenwelt bevölkert, die uns heutzutage fast märchenhaft erscheinen will. Fächer- und Dattelpalme, Lorbeer-, Feigen- und Zimmtbaum, Eukalyptus und Cypresse wucherten üppig, mächtige Elefantenarten, große Affen, tigerartige Raubtiere, Rhinoceros und Flußpferd, der Pelikan und buntgefiederte Papageien belebten die Landschaft. Da brach über all die Pracht und Fülle, wenn auch nicht plötzlich, so doch katastrophenartig, die Eiszeit, das sog. Diluvium, herein.

Im Verlauf des Tertiärs waren die Alpen und überhaupt die jüngeren Gebirge aus dem Schoß der Erde emporgestiegen. In den Mulden und Thälern der noch höher als heute zum Himmel ragenden Alpen sammelte sich infolge einer allmählichen Abnahme der Jahrestemperatur und einer damit verbundenen Zunahme der Feuchtigkeit eine Unmasse Schnee und Eis. So entstanden mächtige Gletscher, wie wir sie heute noch aus den Alpen kennen. Wie in den Niederungen Bäche und Ströme das überschüssige Wasser, welches die atmosphärischen Niederschläge der Erde zugeführt haben, in sich sammeln und ableiten, so führen auch die Gletscher als gefrorene Flüsse die sich anstauenden gefrorenen Niederschläge aus den Höhen des Gebirges in die Niederung hinab. Die Gletscher sind nichts anderes als Eisströme, die nicht, wie es scheint, an ihre Stelle festgebannt sind, sondern in stetiger Bewegung, welche das plastische Gletschereis zuläßt, dem Thale zustreben. Hat der Eisstrom eine gewisse Tiefe erreicht, so löst ihm Frau Sonne die ehernen Fesseln, und übermütig stürzt er sich als Wildbach über Fels und Stein. Die heutigen Gletscher sind aber nur mehr schwächliche, degenerierte Nachkommen ihrer Ahnen aus der Eiszeit. Die diluvialen Ferner bedeckten das ganze Alpengebirge und streckten ihre Ausläufer wie Fangarme weit in die Niederungen aus. In Bayern erreichten die Gletscher fast München, in Württemberg wagte sich der Rheinthalgletscher, nachdem er den Bodensee überbrückt hatte, bis an die Donau vor, und in der Schweiz waren die Eismassen über den Neuchâteler- und Zürichersee hinweggeschritten. Noch viel gewaltiger an Ausdehnung war das von Norden her anrückende Inlandeis. Das-

selbe erstreckte sich in der älteren Periode des Diluviums vom 52. bis 50. Breitegrad herunter, sodaß zwischen den nördlichen und den alpinen Eismassen ein Gürtel von nur 2 bis 4 Breitegraden von Eisbedeckung frei war. Selbstverständlich konnten sich unter diesen Verhältnissen Pflanzen und Tiere der Tertiärzeit nicht mehr halten; sie mußten einer anderen Lebewelt Platz machen, welche das heranrückende Eis nach Deutschland führte. Unter den diluvialen Tieren sind zunächst zwei Elefantenarten zu nennen, Elephas antiquus aus dem älteren Diluvium und besonders Elephas primigenius, das allbekannte Mammut. Weiter treffen wir verschiedene Nashornarten. Mammut und Nashorn, deren Verwandte heute nur in warmen Ländern vorkommen, waren durch ein zottiges Wollkleid gegen die diluviale Kälte geschützt. Wir wissen dies aus den sibirischen Funden, wo im gefrorenen Boden Leichname von Mammut und Rhinoceros buchstäblich „mit Haut und Haar" eingefroren gefunden wurden. Ferner sind an diluvialen Tieren zu nennen: zwei Arten Flußpferde, Höhlenhyäne, gestreifte Hyäne, der Höhlenbär, brauner Bär, grauer Bär, Dachs, Höhlenlöwe, Wildkatze, Kaffernkatze, Panther, Renntier, Riesenhirsch (Entfernung der beiden Geweihenden bis zu 12 Fuß), Elch, zwei Arten Wildpferd, Urochse, Wisent, Moschusochse, Gemse, Steinbock, Polarfuchs, Murmeltier, Alpenhase, Stachelschwein, Halsbandlemming usw. Aus der Pflanzenwelt sind die bekanntesten Vertreter: Fichte, Bergföhre, Eibe, Moosbirke, Bergahorn, niedrige Weidenarten, Ried- und Wollgräser, nordische und alpine Moose und Flechten. Was uns aber am meisten interessiert, ist die unzweifelhafte Thatsache, daß der Mensch schon in der Eiszeit die Erde bevölkert hat und bereits in Europa eingewandert, ja über den größten Teil der Erde verbreitet war. Sichere Spuren des diluvialen Menschen sind aus Europa, Nordafrika, Asien, Nord- und Südamerika bekannt.

Wir wollen uns zunächst zur allgemeinen Orientierung zwei der hauptsächlichsten Fundstellen des diluvialen Europäers betrachten und dabei zugleich die Frage berücksichtigen, in welcher Unterabteilung der Eiszeit der Mensch zum erstenmal in Europa aufgetreten ist. Die Eiszeit ist kein ganz einheitliches Phänomen, sondern setzt sich aus wärmeren und kälteren Perioden zusammen. Gewöhnlich nimmt man drei Vereisungen an, welchen P e n k neuestens noch eine vierte anfügen will. Diese einzelnen Vereisungen sind durch wärmere Zwischeneiszeiten, sog. Interglazialzeiten, getrennt, während welcher ein milderes Klima herrschte, welches das Gletschereis weit nach Norden und Süden zum Schmelzen brachte. Außerdem geht der ersten Eiszeit das sog. Präglazial voran, die Zeit des ersten, allmählichen Anrückens der Gletscher; auf die letzte Vereisung folgt das Postglazial: Zurückweichen der Gletscher, Tundren-

und Steppenfauna, allmählicher Uebergang zur Jetztzeit. Das ganze Diluvium wird somit gewöhnlich in sieben Unterabteilungen zerlegt: Präglazial, erste Eiszeit, erste Interglazialzeit, zweite Eiszeit, zweite Interglazialzeit, dritte Eiszeit, Postglazial.

Als älteste, sicher beglaubigte Spur des diluvialen Europäers gilt die menschliche Niederlassung von Taubach bei Weimar, welche in die der jüngsten Vergletscherung vorausgehende zweite Interglazialzeit verlegt wird. Die Kultur dieses Diluvialmenschen wollen wir erst beim Schussenrieder Fund näher betrachten und hier mehr die chronologische Seite einer kritischen Besprechung unterziehen. Der Taubacher Fund wurde hauptsächlich von Portis untersucht und beschrieben. Nach dessen Ansicht war bei Taubach ein kleiner See, an dessen Ufer sich der Mensch niedergelassen hatte. Dieser warf den Kehricht der menschlichen Haushaltung, wie Knochen der geschlachteten Tiere, mißratene oder beschädigte Werkzeuge u. dergl. in den See, wo sie von dem sandigen Kalktuff, der sich am Boden desselben absetzte, bedeckt wurden. Die Tierreste nun — und dies ist das Interessante am Taubacher Fund — weisen nicht auf arktisches, sondern auf ein gemäßigtes Klima hin. Wir treffen da das Reh, den Hirsch, den braunen Bären, Wolf, Wildschwein, Biber, den Auerochsen und unter den Mollusken nur von heute bekannte, nicht glaziale Formen. Man müßte diese Fauna geradezu für alt-alluvial halten, wenn nicht noch einige andere Formen hinzukämen, nämlich der Höhlenlöwe, die Höhlenhyäne, Rhinoceros Merckii und Elephas antiquus. Dies sind diluviale Tiere, und speziell Elephas antiquus charakterisiert das ältere Diluvium. So mußte man zur Anschauung gelangen, daß jene Niederlassung zwar aus dem Diluvium stammt, aber aus einer Periode mit wärmerem Klima, also aus der Interglazialzeit.

So einfach scheinbar die Verhältnisse liegen, lassen sich doch begründete Zweifel an jener chronologischen Bestimmung nicht unterdrücken. Das interglaziale Alter des Taubacher Menschen kann nur dann als sicher angesehen werden, wenn ein unzweifelhafter Beweis für das Zusammenleben des Menschen mit Elephas antiquus geliefert werden kann. Das bloße Zusammenlagern mit solchen Knochen kann bekanntlich nicht als ein solcher Beweis gelten, da der Mensch zu allen möglichen Zwecken den Boden durchwühlt und dadurch Gegenstände von verschiedenem Alter vermischt werden. Wir müssen daher an den Knochen Spuren menschlicher Thätigkeit nachweisen können, und diese Spuren müssen derart sein, daß sie unzweifelhaft am frischen Knochen hervorgebracht wurden. Solche Spuren sind an den Knochen des Bären und Bison vorhanden. Dieselben sind mit dem Bärenkiefer

(näheres hierüber später) aufgeschlagen, um das Mark zu gewinnen. Demgegenüber ist es sehr auffallend, daß die Knochen von Elephas antiquus und vom Rhinozeros außer den bei Elephas sehr seltenen Verkohlungsspuren keine menschliche Bearbeitung aufweisen. Der Einwand, daß der Mensch diese Knochen deshalb nicht aufgeschlagen habe, weil sie größtenteils statt der Markröhre ein spongiöses, die Markgewinnung erschwerendes Knochengewebe besitzen, ist deshalb nicht stichhaltig, weil der diluviale Mensch in Mähren die Knochen seiner Jagdtiere, des Elephas primigenius und des Rhinozeros, sehr wohl aufgeschlagen und jedenfalls beim Rhinozeros ausgekratzt hat. Eben die Funde aus Mähren machen dadurch die Gleichalterigkeit des Taubacher Menschen mit Elephas antiquus zum mindesten sehr zweifelhaft.

Man fand auch Stücke von Muschelkalk, welche als Böden und Seitenwände von Feuerstellen verwendet waren. Schon Klopfleisch und Götze haben aus diesen Feuerstellen und den Kohlenschichten den Schluß gezogen, daß der Boden des Weihers teilweise trocken lag und daß zu einer solchen Trockenzeit die Feuerstellen auf dem Boden des Weihers selbst angelegt wurden. Nun wissen wir aber z. B. aus der Niederlassung vom Schweizersbild, daß für diese Feuerstellen eine Bodenvertiefung angelegt oder benutzt wurde, sodaß die steinerne Bodenplatte am tiefsten lag und die Seitenplatten schräg zu ihr abfielen. Daher dürfte die Vermutung nicht ganz unberechtigt sein, daß bei der Anlage dieser Vertiefung verschiedene Stücke der im sandigen Kalktuff eingebetteten Knochen von Elephas antiquus an die Oberfläche befördert wurden und daß diese, wie die um die Feuerstelle herum liegenden Knochen der erjagten Tiere hie und da vom Feuer erreicht und angebrannt wurden. (Portis glaubt nicht, daß die Verbrennungsspuren „in einer bestimmten Absicht" hervorgebracht wurden.)

Gegen das interglaziale Alter spricht noch ein anderer allgemeiner Grund. Wenn Europa schon während der letzten Interglazialzeit bevölkert war, weshalb finden wir dann im Gebiet der letzten Vereisung gar keine Spuren des Menschen? Dasselbe war ja während der Interglazialzeit vollständig eisfrei und hätte der Ansiedelung des Menschen kein Hindernis entgegengesetzt. In Wirklichkeit finden wir nur in dem während der jüngsten Vergletscherung eisfreien Gürtel bis zur Gletschergrenze hin menschliche Niederlassungen, sodaß die nächstliegende Annahme ist, daß sich der Mensch zu einer Zeit in Europa ansiedelte, in welcher seiner Ausbreitung durch die Gletschergrenze der jüngsten Vereisung Schranken gesetzt waren.

Alle diese Erwägungen führen uns zu der Ansicht, daß das interglaziale Alter des europäischen Menschen durchaus nicht über jeden Zweifel erhaben ist, und daß es zum sicheren Beweise dieses Alters erst noch neuer und sicherer Funde bedarf.

Eine der berühmtesten Niederlassungen des diluvialen Menschen ist in der Nähe von Schussenried im württembergischen Oberschwaben. Hier ist Fauna und Flora ausgesprochen glazial: Das Renntier und nordische und alpine Moose liefern für das klimatische Bild den Hintergrund. Dir Spuren der Niederlassung bestehen wieder, wie in Taubach, in Abfällen, welche der Mensch ins Wasser des Sees warf, an dessen Ufer er wohnte. Das Alter der Niederlassung ist nach meiner Ansicht, die ich mir nach Besichtigung der Lokalität gebildet habe, offenbar frühpostglazial. Die Gletscher mußten schon ein gutes Stück zurückgegangen sein, denn die Niederlassung lag auf der inneren Seite des End-Moränenzuges der jüngsten Vergletscherung. Die Stelle des Sees, an dessen nördlichem Ufer der Mensch sich angesiedelt hatte, war somit zur Zeit der Vergletscherung mit Eis bedeckt, und ein See konnte sich aus den Schmelzwassern erst dann bilden, als der Gletscher diese Stelle bereits geräumt hatte. Dieser See hat sich wahrscheinlich einige Kilometer nach Süden, etwas über den Ort Aulendorf hinaus, erstreckt, wo er nach Süden einen Abfluß hatte. Dieser Abfluß nagte sich immer tiefer ein, was schließlich zur Trockenlegung des Sees führte. Diese Erklärung wird durch die Thatsache nahegelegt, daß sich unterhalb Aulendorf das an der Innenseite der Endmoräne bei Schussenried entspringende Schussenflüßchen im sog. Schussentobel sehr tief eingenagt hat. Die mächtigen Torfbildungen zwischen Schussenried und Aulendorf sind deutliche Zeugen der früheren Seebildung. Somit kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Schussenrieder Niederlassung erst zu einer Zeit gegründet wurde, da sich der Rheinthalgletscher bereits mehr oder weniger weit zurückgezogen hatte. Wir dürfen daher das Alter der Niederlassung bereits als postglazial bezeichnen, und zwar nach dem glazialen Habitus von Flora und Fauna als alt-postglazial.

Und nun zum Leben und Treiben unseres diluvialen Menschen! Versetzen wir uns um manches Jahrtausend zurück und statten wir im Geiste Alt-Schussenried einen Besuch ab. Wenn wir am westlichen Seeufer, welches heute als Höhenzug das Schussenthal nach Westen begrenzt, hinaufgehen, um die am nördlichen Ende gelegene Niederlassung zu erreichen, ist es gerade kein freundlicher Empfang, den uns Klima und Landschaft entgegenbringen. Ein feuchtkalter Luftzug streicht über die Höhen, ein eisiger Gruß, den der Rheinthalgletscher von ferne sendet. In eintönigem Grau liegt die undeutlich begrenzte Wasserfläche des

Sees vor uns und aus den Lüften ertönt die Stimme des hier brütenden Singschwans. Moose, deren Heimat heute in Lappland, Grönland und auf den Gipfeln der Tiroler Alpen zu suchen ist, bilden den Teppich des rauhen Bodens, und aus der spärlichen Vegetation recken düstere Felsblöcke ihr Haupt empor. Sie thronten einst stolz auf den Zinnen der Alpen, aber der wandernde Gletscherstrom führte sie bis nach Oberschwaben heraus und ließ sie uns beim Abschmelzen als Andenken zurück. Eben huscht um einen der Blöcke der weiße Polarfuchs, und in der Ferne sehen wir Herden größerer Tiere weiden. Eines derselben hat Gefahr gewittert, denn plötzlich kommt Leben unter die Tiere, und im sausenden Galopp sprengen sie über die weite Fläche. Das sind Pferde! Es ist der stetige Begleiter des nordischen Renntiers, das diluviale Wildpferd. Das Renntier selbst erkennen wir an seinem schaufeligen Geweih in der anderen Herde, und wir sehen es so zahlreich vertreten, daß wir auf die Vermutung kommen, es sei vom alten Schussenrieder bereits gezähmt worden. Doch bald hätten wir eine einsame Gestalt übersehen, die dort in einer Bucht am Gestade des Sees steht. Es ist ein Bürger von Alt-Schussenried, der, in das weißliche Winterkleid des Renntieres gehüllt, dem Geduld erheischenden Geschäft des Fischens nachgeht. An einer gedrehten Darmsaite, welche ihm gleichfalls das erlegte Renn liefern mußte, hat er einen Angelhaken von beträchtlicher Größe befestigt. Dieser besteht nicht etwa aus Eisen oder anderem Metall, sondern ist aus dem harten Geweih des Renntieres geschnitzt. Auch sein Jagdgerät hat unser Schussenrieder bei sich, um einen ihm etwa über den Weg laufenden saftigen Braten mit nach Hause nehmen zu können. Er hat es neben sich auf den Boden gelegt: eine Lanze mit hölzernem Schaft und einer Spitze aus Feuerstein, einen Bogen mit Pfeilen, teils aus Holz verfertigt mit Feuersteinspitzen, teils ganz aus Renntiergeweih geschnitten, vorn wie ein Nagel zugespitzt und hinten mit der Feder des wilden Schwanes versehen. Außerdem trägt er einen lang zugespitzten Dolch, der wieder aus Renntiergeweih geschnitten und mit einem Griff versehen ist. Die fast einen halben Meter lange Waffe ist wohl geeignet, mit tötlichem Stoß Mensch und Raubtier unschädlich zu machen. Alle Geräte sind demnach aus Knochen, Holz und Stein, von Eisen und anderen Metallen keine Spur!

Vergebens sehen wir uns nach einem Jagdhund um; der Mensch hatte dieses Tier noch nicht gezähmt. Doch gehen wir weiter, um endlich das Ziel unserer Wanderung zu erreichen. Der in ziemlicher Nähe sich emporschlängelnde Rauch dient uns als Wegweiser, den draußen dem Waidwerk obliegenden Schussenriedern aber als Zeichen, daß nun

bald die Zeit des „Zwölfuhrläutens“, die Mittagszeit herannaht. Endlich bekommen wir die Wohnungen zu Gesicht. Wir werden sie uns wohl am richtigsten als Zelte vorstellen, die mit Renntierfellen bedeckt sind; erhalten ist uns von diesen Wohnräumen freilich nichts mehr. Vergebens sehen wir uns im ganzen Dorfe nach einem Haustier um, nach Herden von Rindern, Schafen oder Ziegen; der diluviale Mensch besaß keine Haustiere. Höchstens können wir die Vermutung aufstellen, daß die draußen zahlreich weidenden Renntiere, die wir auf unserem Marsche erblickt haben, gezähmt sein könnten. Ebenso vergebens suchen wir im ganzen Dorfe nach einem Pflug oder nach einem anderen Werkzeug, das zur Bestellung des rauhen Bodens gedient hätte; der diluviale Mensch hat auch auf den Ackerbau verzichtet. Wir haben also ein ausgesprochenes Jägervolk vor uns.

Treten wir in eine der Hütten ein! In der Nähe der Thüre ist aus Steinen ein primitiver Herd errichtet; der alte Schussenrieder war nicht etwa ein Kannibale, der das Fleisch roh verzehrt hätte. Eben ist die Hausfrau beschäftigt, eine Zahl unordentlich um den Herd herumliegender Knochen zu sammeln und dabei in alter Schussenrieder Eiszeitsprache, die uns leider nicht fossil erhalten ist, brummend über ihren Herrn Gemahl sich aufzuhalten, weil er nicht mehr Sinn für Ordnung und Reinlichkeit besitzt. Dieser nämlich hatte sich die Knochen aufgeschlagen und daraus — als diluvialer Gourmand — den Hauptleckerbissen jener Zeit, das Mark, herausgeholt. Da die alte Schussenriederin keine Unordnung sehen kann, sammelt sie die aufgeschlagenen Knochen, trägt sie hinaus und wirft sie in den See, welcher der ganzen diluvialen Gemeinde als Abfallgrube diente. Eben diese Abfälle sind es, die uns erhalten geblieben sind. Nun kehrt sie zurück und nimmt ihre unterbrochene Näharbeit wieder auf. Sie ist gerade daran, aus Renntierfellen für den Aeltesten ein „Sonntagsgewand“ zu verfertigen. Die Nadel, welche sie führt, ist aus Bein und der Faden ist die vom Renntier gelieferte Darmsaite. In einer Ecke der Hütte kauert der zukünftige glückliche Besitzer des eben in Arbeit befindlichen Erzeugnisses diluvialer Schneiderkunst. Um ihn herum liegt eine stattliche Zahl von Renntiergeweihen. Er ist mit der äußerst langwierigen Arbeit beschäftigt, mittels eines Feuersteinwerkzeuges die Nebensprossen des Geweihes abzusägen, um diese als Heft für die steinernen Messer und Sägen zu benützen. Gerade über ihm ist eine Geweihstange des Renntiers aufgehängt, in welcher ziemlich tiefe Kerben oder Striche eingeritzt sind. Es ist offenbar eine Art „Kerbholz“ und giebt vielleicht die Zahl des erlegten Wildes an. Auch die Tochter des Hauses ist da; sie richtet sich eben zum Ausgehen her. Aus Eisenoxyd und wahrscheinlich aus

Renntierfett hat sie sich eine Paste zusammengeknetet, um damit ihr Gesicht zur Verschönerung intensiv rot zu bemalen. Wie die modernen Bäuerinnen in einem brennend roten Unterrock das Ideal der Schönheit erblicken, mit ähnlichem Geschmack scheint es die Schussenriederin in ihrer roten Schminke gesucht zu haben. Hoffen wir mit ihr, daß sie nun „ihm", der in der untersten Hütte des Dorfes wohnt, noch besser gefällt!

Unwillig hat einstweilen die Hausfrau von Zeit zu Zeit einen Blick zur Thüre hinausgesandt; der Herr Gemahl bleibt ihr zu lange aus. Endlich erscheint er. Wir erkennen in ihm sofort den Fischer vom Gestade des Sees. Als Beute und Beschwichtigungsmittel überreicht er der Hausfrau einen prächtigen Fisch, der auch vor ihren gestrengen Augen Gnade findet. Alsbald zerlegt sie ihn mit ihrem Steinmesser, wobei ihr eine Steinplatte als Unterlage dient. *Denn Geschirre aus Thon, wie überhaupt die Töpferei waren in den ältesten Zeiten unbekannt.*

Nachdem der Leser durch diesen Besuch in Alt-Schussenried ein allgemeines Bild vom Leben und Treiben des diluvialen Menschen erhalten hat, müssen wir uns die charakteristischen menschlichen Geräte aus der älteren Steinzeit noch etwas genauer ansehen. Wir unterscheiden eine *ältere* und *jüngere* Steinzeit. Nur der Mensch der älteren Steinzeit (Schussenried, Schaffhausen, Hohlenfels, Keßlerloch bei Thayingen, die Höhlen Frankreichs) ist diluvial, der Mensch der jüngeren Steinzeit (die ältesten Pfahlbauten, ältere *nordische* Steinzeit usw.) gehört bereits der geologischen Gegenwart an. In der Herstellung der Gerätschaften haben beide Steinzeiten das Gemeinschaftliche, daß hierzu Metalle keine Verwendung fanden, sondern Stein, besonders Feuerstein, Knochen und Geweih das Rohmaterial bildeten. Trotzdem läßt sich in den meisten Fällen schon aus diesen Geräten der sichere Schluß ziehen, ob eine Niederlassung der älteren oder der jüngeren Steinzeit angehört hat. Die Feuersteinwerkzeuge der älteren Periode sind nämlich nur zubehauen, nicht aber geglättet und *geschliffen*; jene der jüngeren Periode sind fast durchgehend geschliffen und repräsentieren so einen merklichen Fortschritt in der Fabrikation. Bei den Werkzeugen aus Knochen und Geweih ist für die ältere Steinzeit charakteristisch, daß das Material von diluvialen Tieren stammt. Besonders hervorzuheben ist die weitgehende Verwendung des Renntiergeweihes, an dessen Stelle in der jüngeren Steinzeit das Geweih des Edelhirsches tritt. Ferner ist für diluviale Funde der Mangel an Geräten für Ackerbau und fürs Spinnen und besonders das Fehlen von Erzeugnissen der Töpferei charakteristisch.

Die Feuersteinwerkzeuge waren für den diluvialen Menschen die wichtigsten, denn nur mit ihrer Hilfe ließen sich aus dem harten Geweih des Renntieres Gerätschaften schneiden. Die Feuersteingeräte selbst sind meistens sehr klein, da bei uns höchstens faustgroße Feuersteinknollen (aus dem Jura) zu Verfügung standen. Als Hauptformen können wir unter ihnen Messer, Sägen, Schaber, Bohrer, Pfeil- und Lanzenspitzen unterscheiden. Die Messer stellen nichts anderes als einen dünnen und langen Span von Feuerstein dar, der mit einer Spitze endigt und zwei messerscharfe Kanten oder Schneiden besitzt. Die allgemeine Form ist daher weidenblattartig. In der beigehefteten Tafel stellt Abb. 1 ein sehr langes Feuersteinmesser aus Mähren, Abb. 2 ein kleineres aus Schaffhausen (Schweizersbild) dar. Sehr oft verläuft bei diesen Messern in der Mitte der einen Breitseite (Abb. 1) eine dritte Kante, welche der Art der Fabrikation ihr Dasein verdankt. Zur Herstellung wurde nämlich ein kantiges, unregelmäßig prismatisches Feuersteinstück benutzt. Auf eine der Kanten wurde von oben her ein starker Druck oder Schlag ausgeübt, sodaß die Kante ihrer ganzen Länge nach absprang. Damit war ein Messer gewonnen, indem der abgesprengte Span scharfe, schneidende Kanten aufwies. Die Kante des ursprünglichen Stückes kam dabei auf die eine Breitseite des Messers zu liegen, sodaß der Querschnitt des Instrumentes ein sehr niedriges Dreieck mit breiter Basis darstellt. Als praktisch sehr wichtig ist noch anzuführen, daß beim Abschlagen eines Messers eine charakteristische Schlagmarke entstand. An der Sprengfläche des Messers ist oben, wo der Druck oder Schlag ansetzte, infolge der Elastizität und des muscheligen Bruches des Feuersteines eine leichte konvexe Erhebung, welcher am Feuersteinstück [1]) eine schwache Mulde entspricht. Das Vorhandensein dieser Schlagmarke ist ein sicheres Unterscheidungszeichen zwischen wirklichen Artefakten und solchen Splittern, die ohne Zuthun des Menschen auf natürliche Weise, wie infolge raschen Temperaturwechsels, abgesprungen sind. Diese Stücke können nämlich in ihrer allgemeinen Form jenen primitiven Werkzeugen täuschend ähnlich sein. Die Säge ist nichts anderes als ein Messer, dessen eine Schneide unregelmäßig, schartenartig ausgezahnt ist.

Es mag vielleicht diesem und jenem Leser der Zweifel auftauchen, ob denn ein Messer aus Feuerstein so scharf sein kann, daß es faktisch zum Zerschneiden so harter Gegenstände wie des Renntiergeweihs oder gar elastischer dicker Objekte, wie der Renntierfelle, gebraucht werden konnte. Daß sich das Renntiergeweih von diesen Messern und Sägen bearbeiten ließ, werden wir bei Besprechung der Geweihartefakte sehen

[1]) Nucleus oder Steinkern.

(vergl. auch das halbdurchsägte Geweih Abb. 6). Daß aber auch elastische Stoffe mindestens ebensogut wie von einem Metallmesser durchschnitten werden können, darüber belehrt uns Nüesch in seiner Beschreibung der urgeschichtlichen Niederlassung des Schweizersbildes bei Schaffhausen. Wir lesen da in einer Anmerkung (S. 265): „Von der außerordentlichen Schärfe dieser kleinen Messerchen kann aus eigener Erfahrung ein Schaffhauser Baumeister erzählen, der eines Abends bei einem Glase Wein im »Frieden« behauptete, man mache zu viel Aufhebens von diesen unscheinbaren »Dingerchen«. Es sei nicht möglich, mit denselben feste Gegenstände, etwa Häute oder gar Tuch usw. zu schneiden. Der bei dem Gespräch anwesende Verfasser hatte zufällig eines von diesen »Dingerchen« bei sich. Er erbat sich von dem Baumeister die Erlaubnis, eine Probe von der Schärfe derselben ablegen zu dürfen. »Jawohl, es wird sicher nichts machen,« war die Antwort. Den Rockärmel des Baumeisters straff anziehend, durchschnitt der Referent mit einem raschen Zuge nicht nur das Tuch des Rockärmels, sondern auch noch das Hemd auf eine Länge von 10 cm. Mit den Worten ausspringend: »Donnerwetter, das ist ja mein neuer Sonntagsrock! Was wird meine Frau dazu sagen!« entfernte sich der in wenigen Sekunden gründlich belehrte Baumeister."

Die Schaber aus Feuerstein (s. Abb. 3 aus Mähren) haben eine axtähnliche Gestalt. Mit der unteren breiten Schneide wurde gearbeitet, während das schmale obere Ende in einem Handgriff stak. Ganz dieselben Instrumente sind heute noch bei den Eskimos im Gebrauch, welche dieselben zum Bearbeiten und Schaben der Felle benutzen.

Einen Bohrer aus Feuerstein zeigt uns Abbildung 4 (vom Schweizersbild). Es wurde einfach vorn an einem Feuersteinmesser eine Spitze hergestellt, mit welcher sich Knochen und Geweih durchbohren ließen. An durchbohrten Stücken ist noch deutlich sichtbar, daß von beiden Seiten aus gebohrt wurde, bis die Oeffnungen in der Mitte zusammenstießen.

Endlich sind noch Lanzen- und Pfeilspitzen (Fig. 5) zu erwähnen. Sie waren offenbar an einem hölzernen Schaft befestigt. Daß auch diese Waffen ihrem Zweck vollauf entsprachen, zeigen zwei aus der Uebergangszeit von der älteren zur jüngeren Steinzeit stammende Funde, welche Cartailhac[1]) beschrieben hat. Es handelt sich um zwei Wirbel, welche beim tödlichen Schuß so durchbohrt wurden, daß die Feuersteinspitze in ihnen stecken blieb. Der erste Wirbel ist der eines Hirsches.

[1]) Quelques faits nouveaux du préhistorique ancien des Pyrénées. L'Anthropologie VII, 1896 p. 309.

Der Pfeil war von hinten resp. oben eingedrungen, hatte das Rückenmark durchbohrt und drang noch in den knöchernen Wirbelkörper ein, wo er stecken blieb. Der zweite Wirbel gehört einem Menschen an. Der Schuß kam von vorne, der Pfeil durchdrang die Gedärme und blieb in einem Lendenwirbel stecken. Demnach hat der Mensch schon damals seine Waffen nicht nur beim Waidwerk auf die Tiere, sondern auch im Kampf auf Seinesgleichen gerichtet.

Außer Feuerstein und mit Hülfe desselben wurden auch noch Knochen verschiedener Tiere, besonders das Geweih des Renntieres, zu Werkzeugen verarbeitet. Zunächst brauchte man für die kleinen Steinmesser und Sägen Griffe, um sie zum Gebrauch handlicher zu machen. Zu diesem Zwecke wurden die Nebensprossen des Renntiergeweihes abgesägt und an diesen die Artefakte befestigt. Die Schussenrieder Funde geben uns ein deutliches Bild, in welcher Weise das Renntiergeweih bearbeitet wurde. Denn dort sind halbfertige, unbrauchbar gewordene Stücke in den See geworfen worden, sodaß uns die verschiedenen Phasen der Bearbeitung erhalten blieben. Sollte z. B. die Hauptstange oberhalb der Seitensprossen abgenommen werden, so wurde sie mit einem scharfen Steine bis zur Mitte durchgeschlagen, aber nicht senkrecht, sondern schief zur Längsachse. Es ist also bis zur Mitte der Stange eine schiefe Schnittfläche sichtbar, dann folgt splitteriger Bruch, zum Zeichen, daß die halb durchschnittene Stange abgebrochen wurde. Ein in senkrechter Richtung halb durchschnittenes oder durchsägtes und außerdem durchbohrtes Geweihstück zeigt uns Abb. 6, die uns für die Tauglichkeit der Feuersteinwerkzeuge auch bei so hartem Material einen sprechenden Beweis liefert.

Aus der Geweihstange wurden die verschiedensten Geräte herausgeschnitten, z. B. lange und lang zugespitzte Dolche, unten mit Kerben versehen, um sie mittels der Darmsaite an einem Heft befestigen zu können, dann runde, oben kurz zugespitzte Pfeile oder Bolzen, Angelhaken und Harpunen (Abb. 8) mit Widerhaken usw.

Unter den Knochenartefakten sind neben den Pfriemen hauptsächlich die Nadeln zu erwähnen. Das Material lieferten die Röhrenknochen des Renntieres und des Alpenhasen. Abb. 7 zeigt uns eine solche mit Oehr versehene Nadel. Das Oehr wurde mit dem Feuersteinbohrer hergestellt, aber mit zierlicheren Exemplaren als in Abb. 4. Diese ältesten Zeugen der Nähkunst liefern zugleich einen Beweis für die Bekleidung des Renntiermenschen, wenn ein solcher in Anbetracht des damaligen Klimas überhaupt notwendig ist.

Wir müssen noch ein anderes Instrument erwähnen, welches uns Abb. 9 vorführt. Es handelt sich hier um die Zehenglieder des Renn-

tieres und anderer Tiere, welche mit einer oder zwei rundlichen Oeffnungen versehen sind. Die meisten „geben beim Blasen schrille Töne" (Nüesch). Es sind dies die sogenannten Renntierpfeifen, offenbar Signalpfeifen, welche der Renntierjäger zur Verständigung auf der Jagd benützt hat.

Abb. 10 (1/2 nat. Größe) zeigt uns ein eigentümliches Werkzeug aus dem Unterkiefer des Höhlenbären. Der diluviale Mensch hatte eine besondere Vorliebe für das Knochenmark der Tiere. Dieses ist bekanntlich im Innern der harten und langen Röhrenknochen eingeschlossen, welch letztere zur Gewinnung des Markes erst aufgeschlagen werden müssen. Dazu bedienten sich die Bewohner verschiedener Niederlassungen (Taubach, Hohlenfels) des roh zubehauenen Bärenkiefers. Der Kiefer selbst war der Schaft, der gewaltige Eckzahn die Schneide des Beiles. Mit diesem Instrument wurde auf den Röhrenknochen oben und unten, am Anfang und Ende des Markkanals, ein kräftiger Hieb geführt, welcher die Wand des Knochens in Gestalt einer runden Oeffnung durchbohrte. Hierauf ließ sich das Mark aussaugen, wenn nicht der Knochen infolge des Schlages der Länge nach zerschmettert wurde, oder die oberen und unteren Endstücke an der durch den Hieb lädierten Stelle abgebrochen wurden. Der Hieb erzeugt eine ganz charakteristische runde Oeffnung (Schlagmarke), deren Vorhandensein menschliche Bearbeitung beweist. Abb. 11 stellt einen mit dem Kieferbeil aufgeschlagenen Knochen des Höhlenbären dar. Die Schlagmarke ist deutlich erkennbar. Diese runden Oeffnungen sind nicht etwa durch den Biß des Höhlenbären hervorgebracht, denn es ist für den Bären ganz unmöglich, mit dem Eckzahn einen Knochen zu durchschneiden; er könnte einen solchen höchstens mit den Backenzähnen zermalmen. Bei Knochen, welche von Tieren bearbeitet wurden, sind die oberen und unteren Gelenkenden abgebissen, weil diese aus schwammigem Knochengewebe bestehen und bei jugendlichen Individuen noch Knorpelsubstanz besitzen. Das lange, aus sogenannter Elfenbeinsubstanz bestehende Mittelstück zeigt nur dort, wo die abgebissenen Gelenkenden saßen, einige Nagespuren. Die Tiere haben den vergeblichen Versuch, diese harte Masse zu bewältigen, alsbald aufgegeben. Dieses typische Bild weist z. B. der Oberschenkelknochen eines Menschen (Hohlenfels) auf, der wahrscheinlich dem Höhlenbären zum Opfer gefallen ist. Ueberhaupt scheint der Mensch den Kampf mit dem gewaltigen Höhlenbären, der unseren braunen Bären an Größe übertraf, nicht immer siegreich bestanden zu haben. Angenagte Oberschenkel- und Oberarmknochen, Wadenbeine und Schädelreste mit abgefressenen Gesichtsknochen sind unheimliche Zeugen eines unglücklich verlaufenen Jagdabenteuers.

Als Schmuckgegenstände dienten Zähne vom Pferd, Eisfuchs, Vielfraß, Unterkiefer der Wildkatze, selbst versteinerte Muscheln, Ammoniten

und dgl. Diese Gegenstände waren durchbohrt und wurden offenbar an einer Schnur resp. Darmsaite aufgereiht um den Hals getragen.

Endlich müssen wir noch Ornamente und Zeichnungen erwähnen, die ältesten Zeugen menschlichen Kunstsinns. Die Ornamente hatten den Zweck, den täglichen Gebrauchsgegenständen ein gefälligeres Aussehen zu geben. Es sind zunächst Linienornamente, parallele und zickzackförmige Linien und eingeritzte Rhomben. Auch das Bandornament ist vertreten, ebenso das Strickornament; so ist ein Pfriemen aus Renntiergeweih „in der Gestalt einer zusammengedrehten Schnur modelliert" (Ranke, Der Mensch II, 464). Sogar Relief-Ornamente wurden angebracht, wie sie Nüesch aus dem Keßlerloch bei Thayingen beschreibt[1]): „Vor allen Schnitzereien sind die gespaltenen Renntiergeweihstangen zu erwähnen, auf denen sich der Länge nach, auf der gewölbten Fläche derselben, drei Reihen von erhabenen Rauten nebst regelmäßig angeordneten Linienornamenten und Furchen vorfinden. Die Art und Weise, wie diese außerordentlich schönen, erhabenen Schnitzereien zu stande gebracht wurden, ergiebt sich aus mehreren kleineren Bruchstücken solcher Stäbe, welche die Anfangsstadien der Bearbeitung aufweisen. Ein rundes Geweihstück wurde allem Anscheine nach der Länge nach entzwei geschnitten, so daß es eine ebene und eine halbkreisförmig gewölbte Fläche als Begrenzung erhielt, dann poliert und die zwischen den Rauten liegenden Partieen des Geweihes so herausgeschnitten, daß dieselben frei stehen blieben. Die Spaltfläche eines dieser Stäbe ist noch mit parallel laufenden Querfurchen verziert. Eine ähnliche Bearbeitung weist ein Bruchstück einer großen dicken Harpune auf, welche nicht erhabene, sondern vertiefte rautenförmige Verzierungen und Strichornamente besitzt."

Die Zeichnungen stellen besonders Tiere dar und dienen teils dem Zwecke der Ornamentierung, sind aber auch Gegenstände der einen Nebenzweck nicht verfolgenden Naturnachbildung. Dadurch werden sie zu Repräsentanten der primitivsten Stufe der künstlerischen Darstellung. Die einfachsten Zeichnungen finden wir im Schweizersbild. Wenn wir die auf eine Kalksteinplatte eingeritzten Tiere betrachten, so meinen wir unwillkürlich die naiven Zeichnungsversuche auf der Schiefertafel eines Schulkindes vor uns zu sehen. Auf der einen Seite der Platte erblicken wir einen alten und einen jungen Steppenesel und ein Renntier, auf der anderen Seite zwei Pferdeköpfe und einen Steppenesel (?) und das unverkennbare Bild eines Mammuts. Bessere Zeichnungen, welche trotz ihres primitiven Charakters von eingehender Naturbeobachtung zeugen,

---

[1]) Nüesch, Neue Grabungen und Funde im Keßlerloch bei Thayingen; Gäa, 1900, Heft 5, S. 3—4. Ebenso im Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1899, Nr. 11 u. 12.

stammen aus dem Keßlerloch und aus den Höhlen Frankreichs. Es sind Bilder von Fischen, Renntieren, Wildpferden, vom Mammut usw. Leider haben sich unter die Zeichnungen vom Keßlerloch Fälschungen eingeschlichen, indem ein Arbeiter mit Hülfe eines Spanerschen Kinderbuches angeblich diluviale Abbildungen verfertigte; doch sind die echten mit ziemlicher Sicherheit von den falschen zu unterscheiden. Auch menschliche Darstellungen kommen vor: ein Mann mit einem Stock oder Speer neben Wildpferden aus einer Höhle der Dordogne, und das Gesicht eines Menschen aus dem Keßlerloch. Dasselbe stammt nicht aus den früheren Ausgrabungen, bei welchen Fälschungen unterliefen, sondern aus der neuesten, von Nüesch vorgenommenen Durchforschung der Höhle. Schon der Name Nüesch allein genügt für absolute Zuverlässigkeit. Das Gesicht ist von vorne dargestellt, „die Scheitelhaare sind auf- und nach rückwärts gerichtet; die Augenhöhlen und Nasenlöcher vertieft angedeutet; der Schnurr- und Backenbart lang herabhängend" (Nüesch l. c., S. 3).

Neben den Zeichnungen sind noch Schnitzereien als Anfänge der Plastik zu erwähnen. „Unter den plastischen Schnitzereien aus der Diluvialzeit, welche Lartet und Christy gefunden haben, wird am meisten eine in Wahrheit höchst zierliche, wenn auch ziemlich roh ausgeführte Darstellung bewundert an einem Dolchgriff, der aus Renntiergeweih geschnitzt ist. Geschickt hat der alte Künstler die Stellung des dargestellten jungen Renntieres dem beschränkten Raume angepaßt. Stilisiert und doch lebensvoll beugt das Tier das Geweih auf den Hals zurück; während die Vorderläufe unter die Brust gezogen sind, strecken sich die Hinterbeine der knöchernen Klinge entlang. In dem Keßlerloch haben sich zwei eigentliche Schnitzereien aus Renntierhorn gefunden. Die eine war ein Stück eines Griffes, einen Stierkopf, wahrscheinlich den Kopf eines Moschusochsen darstellend, worauf die lockenartig an dem Schädel herabgebogenen Hörner deuten, wenn diese Abwärtsbiegung nicht etwa auch nur durch die notwendige Anpassung an die Form des gewählten Geweihstückes und durch den Zweck, einen handlichen Griff zu bilden, bedingt ist. Eine zweite Schnitzerei, welche wohl auch einst das Griffende eines Messers zierte, zeigt eine merkwürdige Doppeldarstellung: von der einen Seite ein wohl ausgeführtes, ziemlich langgestrecktes Köpfchen eines pferd- oder hirschähnlichen Tieres ohne Geweih; von der anderen Seite erscheint das Köpfchen eines Hasen mit langen, ebenfalls wie die Hörner des Stierkopfes, um das Abbrechen zu vermeiden, zur Seite gelegten Ohren." (Ranke: Der Mensch II, S. 461.)

Es sind auch menschliche Statuetten oder Idole gefunden worden. Eine männliche Figur stammt aus Mähren und ist aus Elfenbein (vom

Mammut) verfertigt. Einige weibliche Figuren stammen aus dem westlichen Teil Europas. Die Bedeutung dieser Statuetten läßt sich nicht mehr mit Sicherheit konstatieren. Dieselben besitzen als gemeinschaftliches Merkmal die starke Betonung der das Geschlecht charakterisierenden Körperteile. Laloy will daher in ihnen Sinnbilder der Sinnlichkeit erblicken, da die anderen Körperteile nur schematisch angedeutet seien; doch läßt sich letzteres z. B. vom sog. Idol von Brünn in Mähren, welches vielleicht spät-postglaziales Alter besitzt, nicht behaupten, indem die dort gut erhaltene Stirnregion des Kopfes genau gearbeitet ist und ganz dieselbe Bildung wie die gleichalterigen daselbst gefundenen Schädel aufweist. Außerdem sind bei dieser männlichen Statue Brustwarzen und Nabel sehr stark hervorgehoben, ein Beweis, daß die starke Betonung einzelner Teile nicht nur in geschlechtlicher Richtung stattgefunden hat. Wir werden daher in jener Darstellungsweise eher den Ausdruck einer etwas derben Naivetät erblicken müssen. Aus dem Umstande, daß jene Statuetten unbekleidete Figuren darstellen, hat man geschlossen, daß der diluviale Mensch eine Kleidung nicht benutzt habe. Ganz mit Unrecht, wie auch aus den Artefakten, nämlich den Nadeln und den Schabern (zur Bearbeitung der Felle) hervorgeht. Schon das nordische Klima allein macht jene Annahme unmöglich. Die unbekleidete Darstellung ist vielmehr dadurch bedingt, daß sich die plastische Kunst erst in ihrem Anfangsstadium befand. Als Anfängerin wählte sie sich gleichsam instinktmäßig die leichteste Darstellung des menschlichen Körpers, die unbekleidete. Die viel kompliziertere Darstellung der bekleideten Gestalt konnte erst eine höher entwickelte Plastik versuchen.

Wir glauben, dem Leser nunmehr die Umrisse des Kulturbildes jener Zeit vorgezeichnet und ihn mit den wichtigsten Gerätschaften des diluvialen Jägervolkes vertraut gemacht zu haben. Auf Grund dieses Ueberblickes wird es möglich sein, den Leser im folgenden Kapitel in die genauere Kenntnis einzelner Niederlassungen einzuführen. Dabei soll besonders das von Nüesch in klassischer Weise durchforschte Schweizersbild bei Schaffhausen berücksichtigt werden.

Drittes Kapitel.

Der Mensch der Eiszeit.

Einzelne Niederlassungen. Alter des diluvialen Menschen.

Unter den diluvialen Niederlassungen nimmt jene vom Schweizersbild bei Schaffhausen eine der ersten Stellen ein. Sie ist mit einer fachmännischen Exaktheit und Sorgfalt von Nüesch ausgebeutet worden, wie dies bei keiner zweiten Fundstelle in gleichem Maße der Fall ist. Zudem liegen hier über den diluvialen auch noch jüngere Kulturschichten in prächtiger Reihenfolge, weshalb wir uns diese klassische Lokalität an der Hand der von Nüesch veranlaßten Veröffentlichung[1]) näher ansehen wollen. In der Nähe von Schaffhausen ragen zwei mächtige, aus Jurakalk bestehende Felsen empor, welche den Namen „Schweizersbild" führen. Dort war früher ein Bildstöckchen aufgestellt, welches einem Schaffhauser Bürger Namens Schweizer gehörte; daher die auffällige Benennung. Schon seit Anfang der siebziger Jahre hatte Nüesch an 60 bis 70 Orten des dortigen Jura Nachgrabungen veranstaltet, aber stets ohne Erfolg. Erst im Jahre 1891 wurde seine bewundernswerte Ausdauer belohnt, indem bei der Anlage eines Versuchsgrabens mehrere Steinmesser zu Tage kamen. Damit hatte Nüesch die berühmte Station entdeckt, deren äußerst mühevolle Ausbeutung ebenso wie die dazu erforderlichen großen materiellen Aufwendungen ganz auf den Schultern des hochverdienten Forschers ruhten.

Das Schweizersbild war gerade in der noch kälteren postglazialen Zeit für eine Niederlassung besonders günstig. War auch keine geräumige Höhle zur Wohnung geboten, so war doch schon durch den Umstand, daß einer der Felsen an seinem südöstlichen Ende 3,5 m über seine Basis hinausschaut, einiger Schutz gegen die Unbilden der Witterung geschaffen. Dem rauhen Nordwind war durch den Felsen selbst der Zugang zur Südseite versperrt und außerdem bildet die Basis des Felsens fast eine halbe Ellipse In all dem haben wir für einen warmen Wohnort die günstigsten Bedingungen. „Von den mächtig emporstrebenden, gewölbten Felswänden werden die Sonnenstrahlen wie von einem Hohlspiegel gegen die Mitte des Raumes zurückgeworfen. Sie erwärmen den Platz derart, daß der Schnee im Winter nur ganz kurze

[1]) Neue Denkschriften der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesamten Naturwissenschaften. Band 35, 1896. (Bestehend aus 11 Abhandlungen von Nüesch, Studer, Penk, Nehring, Kollmann usw.)

Zeit sich hier halten kann und im Sommer die Hitze fast unerträglich wird. Am 17. August 1892 zeigte mittags um 12 Uhr das Thermometer — an die Felswand angelehnt — in der Sonne nicht weniger als + 53 ° C. und im Schatten der offenen bretternen Marktbude noch + 42 ° C. Am 20. September 1892 stand das Thermometer mittags 1 Uhr auf + 47,5 ° C. in der Sonne und auf + 27,5 ° C. im Schatten" [1]). Nicht ohne Grund hat sich daher der diluviale Mensch gerade diese Oertlichkeit zum Wohnort ausgewählt.

Nun zur Betrachtung der einzelnen Schichten! Zu unterst liegt eine lockere Schotterschicht mit sehr wenigen Tierknochen. Auch einige wenige Reste des Menschen wurden hier gefunden, nämlich zersplitterte Knochen und einzelne Feuersteinmesser. Bei deren geringer Zahl darf als sicher angenommen werden, daß sich diese Stücke erst nachträglich und allmählich in den lockeren Boden eingesenkt haben und der Mensch in der Bildungszeit dieser Schotterschicht das Schweizersbild noch nicht bewohnte. Darauf folgen — von unten nach oben:

1. Die untere Nagetierschicht (bis 50 cm mächtig) mit Spuren des Menschen
2. die gelbe Kulturschicht (30 cm) mit sehr zahlreichen Spuren des Menschen

} Aeltere (diluviale) Steinzeit (paläolithisch),

3. obere Breccienschicht (bis 80 cm) mit wenigen Spuren von Tier und Mensch } Uebergangszeit,
4. graue Kulturschicht (40 cm) mit Gräbern . . . Jüngere Steinzeit (neolithisch),
5. Humusschicht (40—50 cm) mit den verschiedensten Einschlüssen . . . Metallzeit (prähistorisch bis modern).

Wir müssen uns bei Betrachtung der einzelnen Schichten auch die Fauna näher ansehen. Denn aus dieser vermögen wir das zeitweilig herrschende Klima zu erkennen, und dieses wiederum ist von größter Bedeutung für die Beurteilung der Kultur und der Kulturfähigkeit einer Menschenrasse.

In der sogenannten unteren Nagetierschicht finden wir hauptsächlich Knöchelchen von Nagetieren, welche teilweise in kleinen Häufchen zusammenlagen. Dies ist ein Zeichen, daß wir es hier mit dem Gewölle von Raubvögeln zu thun haben, welche damals auf dem Felsen und in dessen Ritzen nisteten. Nach Nehring und Studer sind folgende Tiere vertreten: Büschelhaariges Rhinoceros, Wildpferd, Renntier, Hirschluchs, Wolf, Eisfuchs, gem. Fuchs, Vielfraß, brauner Bär, Halsbandlemming, kleiner Steppenhamster, Schneemaus, sibirische Zwiebel-

[1]) Rüesch, l. c. S. 228.

maus, nordiſche Wühlmaus, Alpenhaſe, Zwergpfeifhaſe u. a. Unter den Vögeln die Habichtseule, Turmfalke, Moorſchneehuhn, Alpenſchneehuhn u. a. Dieſe Fauna iſt zweifellos eine arktiſche, was das Vorkommen des Halsbandlemmings allein beweiſen würde. Nehring bezeichnet ſie mit Recht als arktiſche Tundrenfauna. Nach ihm ſind Charaktertiere der Tundren: Halsbandlemming, der obiſche Lemming, Eisfuchs, der veränderliche Haſe (Alpenhaſe), Renntier und Moſchusochſe. Da der letztere in der ungefähr gleichalterigen diluvialen Station vom Keßlerloch, welche nur 5 km vom Schweizersbild entfernt iſt, gefunden wurde, ſo fehlte von genannten Charaktertieren der Tundra in der Umgebung von Schaffhauſen nur der obiſche Lemming. Da neben dieſen rein arktiſchen Tieren auch Vertreter der ſubarktiſchen Steppenfauna vorkommen (Wildpferd, Zwergpfeifhaſe, Hamſter), ſo müſſen wir annehmen, daß die Bildung der unteren Nagetierſchicht teilweiſe noch in die Uebergangszeit von der Tundrenzeit in die Steppenzeit fiel und dieſe Reſte nur aus dieſer jüngeren Zeit ſtammen, oder, was wahrſcheinlicher ſein dürfte, daß wir es nicht mit einer reinen Tundrenfauna, ſondern mit einer gemiſchten Fauna zu thun haben, in welcher aber diejenige der Tundren vorwiegt. Damit iſt uns auch ein Anhaltspunkt für Flora und Bodenverhältniſſe gegeben. „Wollen wir einen Teil unſerer Erde ſuchen, auf welchem wir eine ähnlich zuſammengeſetzte Fauna treffen, ſo finden wir ihn, wenn wir abſehen von ausgeſtorbenen Arten, wie Höhlenlöwe, wollhaariges Nashorn und Mammut, in den Gebieten, welche ſich vom Nordoſten unſeres Kontinentes über die weiten Strecken von Sibirien erſtrecken. In den nördlichen Teilen dieſes Areals, im Nord-Oſten Europas, in Nord-Sibirien finden wir die Moorſteppen oder Tundren, Länder mit niedrigen Sträuchern von Zwergbirken, Weiden und Krüppelfichten beſtanden, oder waldlos, wo der Boden mit Renntierflechten, Moos und niederen perennierenden Pflanzen, wie Bärentrauben, Rauſch- und Preißelbeeren, krautartigen Weiden bedeckt iſt, durchzogen von weiten Sumpfgebieten, in denen Torfmooſe wuchern. Hier finden wir eine Fauna, wie ſie die tiefſte Nagetierſchicht des Schweizerbilds zeigt.“ (Studer.) Das allgemein Charakteriſtiſche iſt alſo: Moorſteppen, Sümpfe, dürftige, verkrüppelte Flora, polare und ſubarktiſche Tiere, arktiſches Klima mit arktiſcher Kälte à la Nord-Sibirien!

In dieſer Landſchaft lebte bereits der Menſch. Die Spuren ſeiner Anweſenheit beſtehen in aufgeſchlagenen Knochen und in Werkzeugen aus Feuerſtein, Knochen und Geweih. Es war nicht ein Röhrenknochen vorhanden, den der Menſch nicht zur Markgewinnung aufgeſchlagen hätte. Dazu benutzte er hier nicht den Bärenkiefer, ſondern einfach fauſtgroße

Kieſelſteine. Unter den Tieren, welche ihm zur Nahrung dienen mußten, ſteht der Alpenhaſe an erſter Stelle. Die kleinen Feuerſteinwerkzeuge ſind in einer Zahl von 300 Stück vertreten. Es ſind Meſſer, Schaber, Sägen und Bohrer. Aus Knochen und Geweih von Renntier ſind Pfriemen, Meißel, Harpunen und Nadeln hergeſtellt. Zur Zubereitung ſeiner Mahlzeiten hatte ſich der diluviale Bewohner des Schweizerbildes aus kleinen ſteinernen Herdplatten eine Feuerſtelle hergerichtet, die von angebrannten Knochen umgeben und noch mit einer Aſchenſchicht von 10 cm Mächtigkeit bedeckt war. Mit Recht ſchreibt Rüeſch über dieſen älteſten Diluvialmenſchen der dortigen Lokalität (l. c. S. 248 bis 249): „Eine bemerkenswerte Thatſache beſteht darin, daß ſchon der erſte, am Schweizersbild erſchienene Menſch mit denſelben geiſtigen Fähigkeiten, wie ſie die lange Zeit nach ihm ſich bleibend niederlaſſenden Renntierjäger beſaßen, ausgeſtattet war. Er kannte das Feuer ſchon und auch die Kunſt, Feuer anzumachen; er verzehrte ſeine Jagdbeute nicht roh, ſondern gebraten; er hatte eine beſtimmte Feuerſtätte, an der er entweder das Feuer beſtändig unterhielt oder nach Bedürfnis wieder anfachte; er wärmte ſich an demſelben, im Kreiſe um dasſelbe herumgelagert, kannte den Feuerſtein und wußte durch Druck oder Schlag alle nötigen Werkzeuge aus ihm herzuſtellen; er verwendete dieſe letzteren zum Sägen, Schneiden, Glätten und Bohren der Knochen und der Geweihe, fing Tiere ein oder erlegte ſie durch mit Widerhaken verſehene Harpunen; er häutete mit Meſſer und Meißel die Jagdtiere ab, ſchabte und walkte die Felle mit den kunſtvoll hergeſtellten Feuerſteinſchabern und Knochen; er durchlöcherte die Felle mit Pfriemen, bohrte mit Feuerſtein die Löcher in Knochen, ſowie die Oehre in die Nadeln und nähte mit den letzteren die Häute zuſammen. Als Zwirn benutzte er wohl die Haare der Mähne und des Schweifes der Pferde und die Sehnen der Renntiere; er kleidete ſich in Felle, um ſich vor der Unbill der Witterung zu ſchützen, zerſchlug nur die markführenden Knochen der Säugetiere, nicht aber die Vogelknochen; überliſtete, ohne Hülfe des Hundes, große und gefährliche Tiere, wie den Bären, den Wolf, den Vielfraß und Hirſchluchs. Er erlegte das ſchnellfüßige Wildpferd und das flüchtige Renntier, wußte Eulen und Falken zu jagen, Schneehühner, Ammern und Droſſeln, Auerhähne und Spießenten in ſeine Gewalt zu bringen und beſtattete aller Wahrſcheinlichkeit nach ſeine Toten außerhalb der Wohnſtätte, denn weder in der unteren Nagetierſchicht noch in der darüberliegenden gelben Kulturſchicht fanden ſich menſchliche Ueberreſte aus dieſer Zeit. Der paläolithiſche Menſch vom Schweizersbild war kein Kannibale; er ſtand bereits auf einer gewiſſen Stufe der Geſittung.“

Ueber dieser unteren Nagetierschicht lagert die „gelbe Kulturschicht", welche demnach ein jüngeres Alter als die erstere besitzt, aber immerhin noch in das ältere diluviale Steinzeitalter gehört. Der Name Kulturschicht ist auf die überaus große Anzahl von Einschlüssen menschlicher Spuren zurückzuführen; sie besitzt einen gelb-rötlichen Grundton infolge von Beimengungen gelblichen Lehms, durch die unzähligen, in ihr eingebetteten gelben Knochen und die vom Feuer rötlich gewordenen Kalksteintrümmer.

Die Fauna aus dieser jüngeren Periode der diluvialen Steinzeit ist eine wesentlich andere. Hier ist vor allem der arktische Halsbandlemming verschwunden, ebenso fehlen Hirschluchs, Schneemaus, sibirische Zwiebelmaus, nordische Wühlmaus, Rhinoceros usw. In diese Lücken treten der Steinbock, Maralhirsch, Edelhirsch, Reh, Wildschwein, Bison, Wildesel, eine Schafart, Biber, das Eichhörnchen, Rotfußfalke, Uraleule u. a. Diese Fauna kann im allgemeinen als subarktische Steppenfauna, das Klima als „Steppenklima mit arktischem Anstrich" bezeichnet werden. Freilich fehlen die für die Steppe charakteristischen Springmäuse, und neben den Steppentieren haben wir einige ausgesprochene Waldtiere (Edelhirsch, Reh, Wildschwein, Eichhörnchen, Baummarder und Biber). Wir haben es auch hier mit keiner reinen, ungemischten Fauna zu thun. Der größere Teil des Terrains war offenbar Steppe, daneben hatten sich aber bereits einzelne Waldstriche gebildet. Uebrigens muß noch bemerkt werden, daß sich nur wenige Reste von Waldtieren und zwar nur in den oberen Partieen der schwarzen Kulturschicht (einer Abteilung der gelben) an Stellen fanden, wo die Grenzen zwischen der gelben und grauen Schicht (jüngere Steinzeit) undeutlich waren. Vor allem fand sich kein Werkzeug aus Knochen oder Geweih des Edelhirsches. Jedenfalls bleibt bestehen, daß das Klima der Nagetierschicht gegenüber milder geworden und der allgemeine Habitus derjenige der subarktischen Steppe war.

In der gelben Kulturschicht ist das Renntier, dessen Knochen und Geweih verarbeitet wurden, außerordentlich zahlreich vertreten. Es waren Ueberreste von mindestens 500 Tieren vorhanden. Alles läßt darauf schließen, daß der Mensch als „Renntierjäger" sich hier lange Zeit niedergelassen hatte, während es sich in der Nagetierschicht nur um einen kürzeren, mehr vorübergehenden Aufenthalt handelt. Die große Zahl der Renntiere rief die Vermutung wach, daß diese bereits gezähmt waren. „Für die Domestizität des Renntieres spricht noch der Umstand, daß auf einer in dieser Schicht gefundenen Renntierzeichnung zwei vom Rücken her schief gegen die Vorderbeine über die Seiten verlaufenden Linien, die wahrscheinlich einen Riemen darstellen sollen, sich deutlich

verfolgen lassen" (Rüesch l. c. S. 257). Die Deutung jener Zeichnung scheint mir, wenn auch nicht unmöglich, so doch etwas unwahrscheinlich. Sichere Anhaltspunkte für die Haltung des Renntieres als Haustier sind jedenfalls nicht vorhanden.

Aus Knochen und Geweih fanden sich 1304 Gegenstände, Nadeln, Pfriemen und Ahlen, Meißel, Pfeile, Lanzenspitzen, Harpunen, sog. Kommandostäbe und Renntierpfeifen. Als Meißel waren Knochen und Geweihstücke vierkantig zugeschnitten und von zwei Seiten her zugeschärft. Von Feuersteingeräten sind nicht weniger als 14000 gefunden worden, von welchen auch nicht ein einziges zugeschliffen war. Geschliffene Steinwerkzeuge kommen bekanntlich erst in der jüngeren Steinzeit vor. Es kann bei der enormen Zahl der Geräte kaum einem Zweifel unterliegen, daß die paläolithische Niederlassung am Schweizersbild eine eiszeitliche Fabrik für Knochen- und Feuersteingeräte darstellt, welche von hier aus an andere Stationen abgegeben wurden. Es fand sich eine förmliche Werkstätte vor. Ihr Boden war sorgfältig mit großen Kieselsteinen gepflastert und von einer großen Zahl angefangener Knochen- und Geweihartefakte und von Feuersteinwerkzeugen bedeckt. Der Platz war von vielen Sitzplatten umgeben, dazwischen waren Kiesel niedergelegt, welche als Amboß verwendet wurden und von Feuersteinsplittern bedeckt waren. Ein größerer steinerner Amboß fand sich an einer anderen Stelle der Niederlassung. Es ist ein Granitblock, der einen stumpfen Kegel bildet, oben also ziemlich flach ist. Hier ist er mit Hieben und kleinen Sprengflächen ganz bedeckt. Der Block selbst ist wiederum von vielen Feuersteinsplittern, unbrauchbaren Knochenstücken usw. umgeben. Sozusagen eine Kunstprobe der Arbeiter vom Schweizersbild fand sich in einem sorgfältig hergestellten Steinkistchen mit gut schließendem Steindeckel. Dieses barg 48 Feuersteininstrumente, und zwar die kleinsten, zierlichsten und schärfsten von allen. Der diluviale Renntierjäger, der die kostbaren Instrumente so sorgfältig verwahrte, wird wohl kaum daran gedacht haben, daß eines derselben nach Tausenden von Jahren dazu bestimmt sein sollte, einem zweifelsüchtigen Schaffhauser Baumeister an seinem Sonntagsrock einen praktischen Beweis von der Geschicklichkeit der diluvialen „Messerschmiede" zu liefern (s. S. 19).

Auch in dieser Niederlassung fand sich eine Feuerstelle, deren Boden aus drei großen Schieferplatten gebildet war. Die zwei äußeren waren gegen die mittlere schief geneigt und außerdem waren noch kleinere Platten und Steine ringsum schief angebracht. Somit bildete der Herd eine schüsselförmige Vertiefung. In einem etwas höheren Niveau fand sich eine zweite Herdstelle.

Auch für Schmuck und Verschönerung hatte der Bewohner des

Schweizersbildes Sinn. Als Schmuckgegenstände, die wahrscheinlich um den Hals getragen wurden, fanden sich an der Wurzel durchbohrte Zähne von Pferd, Eisfuchs und Vielfraß, durchlöcherte Muscheln und Versteinerungen (Ammoniten, Haifischzähne usw.). Die Versteinerungen stammen größtenteils aus dem Mainzer Tertiärbecken und bildeten vielleicht einen Tauschartikel. Ihre Wanderung von Mainz bis in die Nähe des Bodensees ist sehr bemerkenswert und scheint darauf hinzudeuten, daß der Rhein damals schon als Handelsstraße gedient hat. Als Schmuckgegenstand muß auch die gefärbte Erde aufgefaßt werden, welche wohl zur Bemalung des Gesichtes diente. Es fanden sich Farbschalen, nämlich Steine mit Vertiefungen, von welchen einzelne gefüllt waren „mit einer gelblichen, andere mit einer rötlich gefärbten Erde, die mit einer lehmigen, fettig anzufühlenden Masse vermischt war". Eine intensiv rote Paste fand sich auch in Schussenried.

Höchst primitive, und dennoch von genauer Naturbeobachtung zeugende Zeichnungen auf Knochen und auf einer Kalksteinplatte haben wir schon im zweiten Kapitel erwähnt. Es sind Darstellungen des Renntieres, des Wildpferdes, des Steppenesels und des Mammuts.

Werfen diese Funde auch nur auf einen Teil der Kultur des damaligen Menschen ein aufklärendes Licht und stellen sie auch diese als die Kultur eines sogenannten „wilden" Volkes dar, soviel wird jedem Leser sicher sein, daß es sich hier nicht um einen tiefstehenden, mangelhaft begabten und indolenten Menschenschlag handelt. Wer die ältesten Vertreter des Menschengeschlechtes nur aus darwinistischen, etwa von Häckel verfaßten Märchenbüchern kennt, dem wird diese Kultur sogar als eine weit über Erwarten hohe erscheinen.

Auf die gelbe Kulturschicht folgt eine bis zu 120 cm mächtige gelbe Kalktrümmerschicht, die obere Breccienschicht oder obere Nagetierschicht. Sie repräsentiert die Uebergangszeit von der älteren Steinzeit zur jüngeren. Einzelne aufgeschlagene Knochen, Feuersteinmesser und etwas Asche verraten, daß der Mensch auch in dieser Periode, aber nur vorübergehend, am Schweizersbild geweilt hat. Die wenigen menschlichen Spuren sind insofern von nicht zu unterschätzender Bedeutung, als sie Hand in Hand mit anderen neueren Funden beweisen, daß der früher angenommene Hiatus zwischen älterer und jüngerer Steinzeit thatsächlich nicht bestanden hat. Es schien, als ob nach dem Aussterben des diluvialen Europäers Europa lange Zeit unbewohnt gewesen sei, bis endlich viel später der neolithische Mensch in die verlassenen Gefilde einzog. Diese Ansicht läßt sich heute nicht mehr aufrecht erhalten. Europa blieb seit dem Auftreten des ersten postglazialen Menschen ununterbrochen bewohnt. Die Fauna repräsentiert

sich als eine Mischung von Steppen- und Waldtieren und bildet so einen Uebergang zu der von Beginn der neolithischen Zeit an herrschenden rezenten Waldfauna. In der Fauna widerspiegelt sich daher unverkennbar das allmähliche Milderwerden des Klimas, welches mit dem Zusammenschrumpfen der Gletscher auf ihre heutige Ausdehnung gleichen Schritt hielt: zuerst die arktische Tundrenfauna, dann subarktisches Steppenklima, die Waldbezirke gewinnen während der Uebergangsperiode im ehemaligen Steppengebiet immer größere Ausdehnung, bis schließlich der Steppencharakter ganz verloren geht und in der jüngeren Steinzeit die Waldfauna zur endgültigen Herrschaft gelangt.

Ueber der oberen Breccienschicht lagerte die „graue Kulturschicht", welche sich als ein Friedhof aus der jüngeren Steinzeit darstellt. Das Nähere über diese Schicht folgt bei Behandlung der neolithischen Periode. Als gemeinsame Decke war über diese Etagen die Humusschicht ausgebreitet, welche aus der Bronzezeit, aus der Eisenzeit und aus der modernen Periode Einschlüsse enthielt. So fand sich z. B. die bekannte kleine thönerne Nachbildung des Muttergottesbildes von Maria-Einsiedeln.

Fünf Kilometer vom Schweizersbild entfernt ist noch eine andere diluviale Niederlassung des Menschen, das sog. Keßlerloch bei Thayingen. Dasselbe ist eine Höhle von ansehnlicher Größe, wie überhaupt die natürlichen Höhlen in den Wänden des Jura vom Menschen der Eiszeit vielfach als Wohnung benützt wurden. Schon im Jahre 1874 wurde diese Höhle von Merk ausgebeutet, aber nicht vollständig. Sie ist berühmt durch die Zeichnungen und Schnitzereien, welche hier gefunden, und berüchtigt durch die Fälschungen, welche unter diese Gegenstände eingeschmuggelt wurden. Die noch intakten Teile der Höhle und des vor ihr lagernden Schuttkegels wurden 1899 von Nüesch mit derselben Exaktheit durchforscht wie das Schweizersbild. Die Fauna war im allgemeinen eine Steppenfauna, was auf die Gleichalterigkeit mit der gelben Kulturschicht des Schweizersbildes hinweist.

Auch im Keßlerloch fanden sich die bekannten Feuersteingeräte, die wir nicht bei jedem Fundort besonders aufzählen können, da ja immer dieselben Formen der Werkzeuge sich wiederholen. Hervorzuheben ist nur, daß diese Instrumente weit mehr abgenutzt waren als jene vom Schweizersbild. Dies spricht für die Anschauung, daß die Werkzeuge vom Schweizersbild nicht alle an Ort und Stelle gebraucht, sondern teilweise für andere Stationen der diluvialen Menschen bestimmt waren. Die Knochenartefakte sind wie beim Schweizersbild aus Knochen und Geweih des Renntieres und den Röhrenknochen des Alpenhasen hergestellt: „schöne lange und kurze, runde und kantige Lanzenspitzen,

Pfeile und Meißel, ebenfalls Knochennadeln mit und ohne Oehr, darunter solche mit länglichem Oehr, einfach und mehrfach durchbohrte Knochen, Renntierpfeifen aus den Phalangen desselben, Ahlen, Pfriemen, Schmuckgegenstände, als durchbohrte Muscheln und Zähne vom Eisfuchs und Höhlenbär. Einige von den Artefakten sind mit Strichornamenten verziert." (Nüesch: Neue Grabungen und Funde im Keßlerloch bei Thayngen. Gäa 1900, H. 5, S. 3.) Auf einer Geweihstange fand sich die Zeichnung eines menschlichen Gesichtes, wie schon im Kapitel II angeführt. Ferner sind Schnitzereien aus fossilem Elfenbeine (Mammut) und aus Renntiergeweih zu erwähnen. Die gespaltenen Renntierstangen mit den reliefartigen Rhombenornamenten haben gleichfalls schon oben ihre Beschreibung gefunden.

Ueber einen mehr praktischen Fortschritt in der Herstellung der Knochennadeln berichtet Nüesch (l. c. S. 4): „Unter den Nadeln befindet sich eine aus Renntiergeweih hergestellte, welche einen Fortschritt in der Bearbeitung derselben andeutet. Das hintere Ende der Knochennadeln hat nämlich bei den bisher gefundenen Nadeln gewöhnlich wegen der konisch nach rückwärts sich erweiternden Form den größten Umfang, sodaß die durch das Oehr gezogene Sehne oder das Haar der Mähne des Wildpferdes beim Durchziehen durch die zu nähenden Felle vorstanden, und das Nähen erschwerten; bei jener aber ist das hintere Ende von zwei einander gegenüber liegenden Seiten meißelförmig zugeschärft und das Oehr geht quer durch dieses verdünnte hintere Ende hindurch, wodurch dasselbe, selbst dann, wenn auch der Zwirn eingefädelt war, keinen größeren Umfang erhielt und derselbe bequem durch die von den vorderen Partieen gemachte runde Oeffnung in den Fellen mit Leichtigkeit hindurchgezogen werden konnte."

Was aber das wichtigste Resultat der neuen Ausgrabungen im Keßlerloch darstellt, das ist der Nachweis, *daß der Mensch hier mit dem Mammut zusammengelebt und dasselbe gejagt hat*. Freilich fand man schon im Schweizersbild auf einer Kalksteinplatte die primitive Zeichnung eines Mammuts; da jedoch dieselbe etwas schwer zu entziffern und gerade die Stoßzähne nicht abgebildet waren, brachte man der Deutung der Zeichnung teilweise Bedenken entgegen. Mit Unrecht. Die Zeichnung kann gar nichts anderes als einen Mammut darstellen: Der gewaltige Kopf, der lange Rüssel, die plumpen Elefantenfüße sind mit einer Deutlichkeit dargestellt, die nichts zu wünschen übrig läßt, sobald man sich nur in dem Gewirr der verschiedenen Zeichnungen angehörenden Linien zurechtgefunden hat. Diese Deutung fand ihre volle Bestätigung bei den neuen Grabungen in dem vor der Höhle des Keßlerloch gelegenen Schuttkegel. In diesem waren nicht nur zwei große

Backenzähne des Mammuts mit noch anhaftenden Kieferstücken, Knochen von ausgewachsenen Exemplaren, Lamellen von Backenzähnen und Wirbelkörper junger Tiere eingeschlossen, man stieß auch, 3 m unter der Oberfläche, auf eine Feuerstelle, aus welcher hervorgeht, daß der Mensch das erlegte Mammut verzehrt hat. „In der Asche dieses Herdes und um die Feuerstelle herum lagen eine Menge angebrannter und kalzinierter Knochen von jungen und alten Individuen des Mammuts" (Nüesch, l. c. S. 6). Diese Thatsache ist von größter Wichtigkeit, weil man teils die Gleichzeitigkeit von Mensch und Mammut immer noch bestritten hat, teils neben dem „Renntierjäger" einen bedeutend älteren „Mammutjäger" annehmen wollte. Durch den neuen Fund ist zweifellos nachgewiesen, daß der Mensch das Mammut noch gesehen hat und daß Mammut- und Renntierjäger in einer Person zu vereinigen sind.

Die postglaziale Niederlassung von Schussenried und die noch unsicher datierte von Taubach bei Weimar haben wir bereits kennen gelernt. Aus den Funden in Deutschland müssen noch die von Oskar Fraas gemachten Höhlenfunde auf der württembergischen Alb genannt werden. Die berühmteste Höhle ist der sog. Hohlefels bei Schelklingen. Der Mensch wird diese gewöhnlich sehr feuchten Höhlen wohl nur als Winterwohnungen benützt und während des Sommers unter Fellzelten gelebt haben. Im Hohlefels fanden sich besonders die oben geschilderten, in Fleischerbeile umgewandelten Unterkiefer des Höhlenbären und gegen 200 Knochen, welche einen Hieb von jenem Beile aufwiesen. „Ich habe es versucht, auf frische Knochen mit dem alten tausendjährigen Bärenkiefer zu schlagen und habe z. B. in frische harte Hirschknochen mit großer Leichtigkeit ganz dieselben Löcher eingeschlagen, welche wir an den Bärenknochen beobachten. Die durchgeschlagene Wand des Knochens legt sich nach innen ganz in der Form des Zahnes um . . ." (Oskar Fraas: Beiträge zur Kulturgeschichte, aus schwäbischen Höhlen entnommen; Archiv für Anthropologie 1872, V. Band, S. 187). Mit dem Kieferbeil wurde unter anderen der Schädel eines Renntieres zu einem Trinkgeschirr verarbeitet. „Die Stirnzapfen sind so glatt als möglich weggenommen und zwar mit keinem anderen Instrument als dem Bärenkiefer. Jeder Hieb mit dem Zahn hat einen entsprechenden Streifen im Knochen hinterlassen. Ueber das Stirnbein bis zur Basis cranii ist ein gleichmäßig glatter Rand gearbeitet, an welchem gleichfalls noch die Schlagmarken des Bärenzahns sichtbar sind. Nicht minder sind diese Marken am Hinterhaupt sichtbar, wovon die Krista abgeschlagen und mit dem Zahne geglättet ist." (Fraas, l. c. S. 187.)

Vom Renntier waren Reste von ungefähr 60 Individuen vorhanden, wobei junge Tiere überwogen. Auch in der gelben Kulturschicht des

Schweizersbildes waren ungefähr 1/3 der Exemplare junge Tiere. Man wollte aus diesem Umstande den Schluß ziehen, daß es dem Menschen leicht möglich war, unter den Renntierherden eine Auswahl zu treffen und hauptsächlich nur jüngere Tiere zum Schlachten zu verwenden. Dies sollte auf die Zähmung des Renntieres hinweisen. Vielleicht liegt doch die Annahme näher, daß sich junge Tiere leichter anschleichen und überhaupt leichter erlegen ließen als ältere.

Auch Zahnsplitter und Knochenreste des Mammut, ebenso Relikten des Nashorns fanden sich, ferner Knochen von Löwen, Luchs und der Wildkatze, deren Unterkiefer durchbohrt und neben den Pferdezähnen als Schmuck getragen wurden. Unter den Vögeln treffen wir den Sing- oder Wildschwan, Gänse, Enten, Gimpel und Dohle, unter den Fischen Barsch oder Karpfen.

Die Feuersteingeräte aus dem Hohlefelsen sind sehr primitiv; man scheint den Hauptwert auf beinerne Waffen und Geräte gelegt zu haben.

Nunmehr müssen wir uns noch nach Mähren wenden und uns den dortigen „Mammutjäger" etwas näher ansehen. Hier war zunächst über die Station von Przedmost ein Streit ausgebrochen. Zahlreiche Mammutreste und menschliche Spuren waren im Löß eingeschlossen, und der Mensch hatte sich aus Knochen und Zähnen des Mammuts Werkzeuge verfertigt. Es schien kein Zweifel möglich zu sein, daß der Mensch hier mit dem Mammut zusammengelebt und es auf der Jagd erlegt hatte, wenn auch die Zahl der erlegten Mammute im Verhältnis zu der doch etwas primitiven Ausrüstung des diluvialen Jägers gewaltig groß erscheinen mußte. Da kam der greise dänische Forscher Steenstrup nach Przedmost zum Studium der Lokalität und stellte eine andere, so plausible Erklärung des Fundes auf, daß selbst Wankel und Maska, welche hauptsächlich die Station durchforscht hatten, ihre früher verfochtene Ansicht aufgaben und sich jener Steenstrups anschlossen. Dieser Forscher sprach sich dahin aus, daß jene Mammute vielleicht Tausende von Jahren vor den Menschen gelebt hätten, und daß der Renntierjäger nur die im Boden oder Eis eingefrorenen Kadaver dieser Tiere herauswühlte, um ihre Knochen und Zähne zu verwerten. Das wäre vor allem für die große Zahl der Mammutreste eine natürliche Erklärung. Die Annahme ist nicht etwa phantastisch, wie sie dem Laien vielleicht erscheinen mag. Die „Jagd" auf das eingefrorene Mammut findet heute noch in den Tundren bei den Tungusen, Juraken und Jakuten statt. In Sibirien sind die Leichen von Mammut und Rhinoceros mit Haut, Haaren und Fleisch im Boden eingefroren, und werden besonders an den Abhängen von Flußufern durch Unterwaschungen oder durch Abstürze bloßgelegt. „Man fand bald, daß, je

mehr man nach Norden drang, solche Funde immer häufiger wurden, und daß nicht nur die Leichen, sondern auch die Zähne und Knochen in so großer Menge vorkamen, »daß sogar ganze Inseln nur von den Resten dieser Tiere gebildet scheinen«. Seit den ältesten Zeiten pflegen dort die Samojeden derartige Mammutleichen und deren Knochen aufzusuchen, um sich aus den letzteren Löffel und allerhand Geräte zu schnitzen, die Haut als Leder zur Herstellung der Bespannung für ihre Hunde und Renntiere, das Fett zum Schmieren zu benutzen und mit dem Fleisch die Hunde zu füttern. Eine ganze Reihe solcher exakt beobachteter Mammutleichenfunde sind bekannt. . . . In einer kleinen Schlucht des Sees Nelgato, der schon in das Stromgebiet der Gyda fällt, lag der Mammutkadaver noch mit Haut bedeckt am Abhang der Schlucht in der Lößaufschwemmung, aus welcher schon mehrere Knochen herabgefallen waren. Die daraufgelagerten Schichten bestanden aus Sand und Lehm. Die Knochen, welche, nachdem die Stelle mit heißem Wasser begossen worden war, mit Keilhämmern herausgehauen werden mußten, waren noch ziemlich frisch mit Fleisch und Haut bedeckt, die letztere ließ noch die Epidermis, welche an den langen Haaren hing, deutlich erkennen. Das Fleisch war schon mehr zersetzt, sodaß das Tier offenbar schon längere Zeit an dem Ufer des Tundra-Sees gelegen haben mußte, bevor es in den Boden einfror. . . . Daß die Mammute in jenen nordischen Ländern aber wirklich einst gelebt haben und nicht nur ihre Reste dahin geschwemmt worden sind, beweist die oft aufrechte Stellung der Leichen; die Tiere versanken lebend im Sumpf und froren hier ein" (Ranke, der Mensch, II, 499). Da wir es bei Przedmost mit einem förmlichen Mammutleichenfeld zu thun haben, hat die Hypothese von Steenstrup sehr viel für sich und scheint dieser Lokalität die richtige Deutung zu geben. Ich sage dieser Lokalität — denn wir dürfen diese Erklärung nicht ohne weiteres auf alle übrigen Funde in Mähren uud anderswo ausdehnen. Durch Nüesch ist eine Gleichzeitigkeit von Mensch und Mammut nachgewiesen, welche übrigens auch von skeptischen Forschern schon vorher als sehr wahrscheinlich, wenn auch als noch nicht vollkommen beweisbar angesehen worden ist. Jetzt handelt es sich nicht mehr darum, ob Mensch und Mammut gleichzeitig waren, die Fragestellung muß vielmehr auf Grund dieser feststehenden Thatsache dahin lauten, ob der Renntiermensch nur die letzten spärlichen Reste des Mammuts gesehen und gelegentlich das seltene Wild erjagt oder aber, ob er schon in der Blütezeit des Mammuts gelebt hat, sodaß, ähnlich wie das Renntier, der riesige Dickhäuter die Hauptbeute der Jagdtiere darstellte. Die Funde im Süden Deutschlands sprechen entschieden für die erstere Ansicht. Im Schweizersbild fand

sich außer einer Zeichnung nichts vom Mammut, im Keßlerloch waren verschiedene, aber verhältnismäßig wenige Knochen und Zähne erhalten, in Schussenried fehlen Mammutreste, während sich im Hohlefels wieder einzelne Stücke vorfinden. Danach war das Mammut eine sehr seltene Jagdbeute, und nicht jede Niederlassung hatte das Glück, ein solches Tier zu erlegen. Von den — wie aus den sibirischen Funden zu schließen ist — äußerst zahlreichen Mammuthorden waren in Süddeutschland nur mehr vereinzelte und zersprengte Trupps vorhanden, sodaß in dieser Gegend vom Mammutjäger in dem Sinne wie von einem Renntierjäger nicht die Rede sein kann. Es fragt sich nun, ob östlich von Deutschland, in Mähren, die Verhältnisse dieselben waren, oder ob der Mensch hier schon früher gelebt oder das Mammut sich in größerer Zahl länger als in Süddeutschland erhalten hat.

Zu den Vorkämpfern der mährischen Forscher, welche für die Gleichzeitigkeit von Mensch und Mammut in ihrer Heimat mit Entschiedenheit eintreten, gehört Makowsky, Professor der Geologie an der technischen Hochschule zu Brünn. Dieser sehr verdiente Forscher hat nunmehr alle nach seiner Ansicht beweiskräftigen Funde in einer Abhandlung zusammengefaßt[1]). Auf Grund dieser Schrift müssen wir uns die wichtigen mährischen Funde etwas näher ansehen.

Diese sind im sogenannten Löß eingeschlossen, welcher eine Mischung von Thon und Quarzsand darstellt. Nach Richthofens Theorie, die heute fast allgemein acceptiert wird, ist er nichts anderes als eine Staubablagerung, welche durch die Winde zusammengefegt worden ist. Der Staub wurde vom getrockneten Gletscherschlamm und vom Verwitterungsprodukt der diluvialen Schotter geliefert. Der Löß war zwar bei seiner Entstehung sehr geeignet, Gegenstände in sich einzubetten, aber er ist sehr ungeeignet, dem Forscher einen sicheren Anhaltspunkt über das Alter der Einschlüsse zu bieten. Der Löß besitzt eine eigentümliche Beweglichkeit und läßt jüngere Gegenstände allmählich nach unten hindurchsickern. Selbst da, wo eine eigentliche Schichtstörung — wenn man sich beim ungeschichteten Löß so ausdrücken will — stattgefunden hat, kann dieselbe nachträglich spurlos verschwinden. „. . . allbekannt sind die Bewegungen des Löß, welche gerade zu der äolischen Theorie seiner Bildung geführt haben, und welche auch jetzt noch stattfinden, zum Teil durch Wassersickerung, worauf früher durch Semper und andere auch in neuester Zeit wieder hingewiesen worden ist, sodaß relativ ganz

---

[1]) Makowsky, Der Mensch der Diluvialzeit Mährens. Sonderabdruck aus der Festschrift der k. k. technischen Hochschule in Brünn. Verlag der k. k. technischen Hochschule. Brünn 1899.

moderne Einschlüsse in scheinbar ungestörten Lößschichten vorkommen können" (Ranke, Der Mensch II, S. 500). Der Löß ist daher ein etwas unzuverlässiger Kamerad, weshalb bei Lößfunden nicht geringe Vorsicht und Skepsis angewendet werden muß. Unter den Tieren, welche im mährischen Löß eingebettet sind, ist in erster Linie das Mammut zu nennen. Mammutreste kommen schon im älteren diluvialen Schotter vor, doch ist die Mehrzahl derselben in den unteren Lagen des Löß eingeschlossen, während sie in den obersten fehlen. Das Mammut scheint demnach schon vor Ende des Postglazial ausgestorben zu sein. Als Begleiter des Mammut erscheint das zweihörnige Woll-Nashorn. Besonders zahlreich sind Renntier und Wildpferd, welche auch in Mähren die hauptsächlichsten Jagdtiere der Menschen waren. Selten ist der Moschusochse, etwas zahlreicher ein Rind, von dessen Resten es sich nicht sicher feststellen läßt, ob sie dem Wisent oder dem Urstier angehören. Neben dem sehr spärlichen Riesenhirsch ist der Edelhirsch zahlreich vertreten. Ferner sind zu nennen: Höhlenbär, Höhlenlöwe, Lößhyäne, Wolf, Eisfuchs, Dachs, Murmeltier. Die Fauna ist demnach eine gemischte; denn daß Mammut, Eisfuchs und Edelhirsch gleichzeitig gelebt haben, wird kaum jemand annehmen wollen. Der Edelhirsch weist bereits auf das Ende des Postglazial oder auf den Anfang der neolithischen Periode hin.

Was die menschlichen Einschlüsse betrifft, so haben die Feuersteinwerkzeuge paläolithische Form. „Zur Erzeugung von Knochenwerkzeugen der Diluvialzeit dienten zumeist Rippen, Röhrenknochen und Fußwurzelknochen, besonders Griffelbeine vom Pferd, Hirsch, Elen und Renntier, selten vom Mammut, die als Meißel, Schaber, Pfriemen und löffelartige Werkzeuge gedient haben. Sehr häufig fanden Geweihstücke von Renn und Hirsch als Fassung für Steinwerkzeuge oder als Bohrer Verwendung. Von hohem Interesse sind die aus Mammutstoßzähnen hergestellten Artefakte (Wurfgeweih, Ahlen usw.), die aus der Przedmoster Kulturstätte stammen und im Museum von Olmütz bewahrt werden.... Von hohem Interesse sind die teils aus Gestein, teils aus Rippen und Zähnen von Rhinoceros und Mammut hergestellten, fast kreisrunden kleinen Scheiben, die oberflächlich abgeschliffen, am Rande mit feinen Strichen und teilweise auch mit Durchbohrungen versehen sind." (Makowsky l. c. Seite 22.) Als Schmuck fanden sich durchbohrte Knochenstücke, Zähne und Konchylien, besonders aber Stücke der Röhrenschnecke (Dentalium), welche wohl um den Hals getragen wurden. Endlich wurden verschiedene Scherben von Thongefäßen gefunden.

Noch einen kurzen Bick auf die einzelnen wichtigeren Stationen in Mähren.

Bei Joslowitz wurde in einer Tiefe von 9—10 m eine Brandschicht mit verschiedenen Kohlenlagen aufgedeckt. In der Schicht lagen Knochenreste vom Mammut, Rhinoceros, Wildpferd, Renntier usw., ferner Steinwerkzeuge, Knochenwerkzeuge vom Mammut und Wildpferd und ein angeblich ausgekratztes und infolge dessen viereckig durchhöhltes Mammutschienbein. Das zerbrochene Stück, dessen Höhlung vielmehr den Eindruck einer Auswitterung des spongiösen Knochengewebes macht, kann nach meiner Ansicht unmöglich als Beweisstück für menschliche Bearbeitung angesehen werden.

Bei Pausram fanden sich keine Kohlenreste. „Alle Knochen des Wildpferdes und Hirsches sind in Stücke zerbrochen und mit deutlichen Schlagmarken versehen. Dies ist auch der Fall bei den etwas selteneren, aber gleichfalls sehr kräftigen Knochen des Bison und des Rhinoceros, dessen Oberarmknochen deutlich ausgekratzt sind. . . . Steinwerkzeuge wurden bisher nicht beobachtet" (Makowsky l. c. S. 25). Die Reste liegen in einer Tiefe von 10—12 m, die Mächtigkeit der Lößwände beträgt bis zu 25 m.

Brünn ist von verschiedenen Kulturstationen umgeben. Am Roten Berg fanden sich Extremitätenknochen des Mammuts nicht selten mit Aschenkrusten, ausgekratzte und mit aschenhaltigen Mergelkrusten versehene Schienbeine vom Rhinoceros, eine Brandschicht (in 8 m Tiefe) und ein menschliches Skelett. Bei der St. Thomas-Ziegelei wurden mächtige Lagen von Holzkohlen aufgedeckt, welche von Nadelhölzern stammen. Von der Wranamühle stammen unter anderem drei Oberarmknochen des Mammut, welche eine quadratisch-konische Höhlung aufweisen. Diese Stücke waren auf der Lindauer Anthropologenversammlung 1899 Gegenstand eingehender Diskussion, auf welche wir an späterer Stelle zurückkommen werden.

Den Fund von Przedmost haben wir schon erwähnt. Die menschlichen Skelette, welche im Löß gefunden wurden, scheinen mir zweifelhaften Alters zu sein; Näheres darüber im folgenden Kapitel.

Wie steht es nun mit der Gleichalterigkeit von Mensch und Mammut in Mähren? Durch Artefakte aus Mammutzähnen kann diese sicher nicht bewiesen werden, da aus den fossilen Zähnen der eingefrorenen Mammute heute noch Gerätschaften hergestellt werden. Besser zu verwerten sind Knochen, welche von einer Aschenkruste resp. einer aschenhaltigen Mergelkruste umgeben sind. Bei einem einzelnen Funde an einer einzelnen Lokalität wäre ja die Annahme naheliegend, daß beim Anzünden der großen Feuer der Mammutreste einschließende Untergrund erwärmt und sich so eine Schicht um den erhitzten Knochen gebildet habe. Doch scheint eine derartige Erklärung den vielfachen Funden

solcher Knochen gegenüber nicht mehr ausreichend zu sein. Ueber die Spuren menschlicher Bearbeitung tragenden Mammutknochen ist, wie schon erwähnt, eine lebhafte Kontroverse entstanden. Es sind Oberarmknochen gefunden worden, welche ausgehöhlt erscheinen, während man annahm, daß die langen Knochen der Dickhäuter keine Markhöhle besitzen, sondern mit spongiösem Knochengewebe erfüllt seien. Das Merkwürdigste ist, daß die Form der Höhlung besonders in einem Falle eine geradezu mathematisch abgegrenzte ist. Der Querschnitt ist ziemlich quadratisch, die Höhlung verjüngt sich nach unten bedeutend und ihr Boden bildet hier wieder ein kleineres Quadrat, die vier Kanten der viereckigen Höhlung weisen eine mathematische Schärfe und Gleichmäßigkeit auf. Diese Stücke wurden auch vom Generalskeptiker Virchow, dann von Ranke und anderen als unzweifelhafte Beweise menschlicher Bearbeitung angesehen, und Virchow vermutet, daß sie als Sockel für einen Pfahlbau gedient haben. Auch bei den Pfahlbauten des Bodensees dienten teilweise Steine als Sockel für einzelne Pfähle, um deren nachträgliches tieferes Eindringen in den sumpfigen Boden zu verhindern. Dieser Ansicht widersprach Szombathy sowohl in den „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien“ [1]), als auch auf dem Lindauer Kongreß. Er machte darauf aufmerksam, daß zwar der Oberarmknochen des Rhinozeros mit spongiösem Knochengewebe erfüllt sei, der des Mammut aber eine Markhöhle aufweise, ebenso wie der des indischen Elefanten, und daß der Querschnitt der (offenbar durch teilweise und allmähliche Resorption der Spongiosa entstandenen) Markhöhle eine rechteckige Form besitze. Makowsky hat alsdann das Wiener Material selbst in Augenschein genommen und hatte die Freundlichkeit, mir brieflich über das Resultat derselben Mitteilung zukommen zu lassen: „Gleich nach meiner Rückkehr von der Anthropologen-Versammlung in Lindau begab ich mich in das Wiener Hofmuseum, um den von Kustos Szombathy erwähnten Humerus eines rezenten Elefanten zu untersuchen. Dieser, einem noch jugendlichen Exemplare angehörig, zeigte in dem entzwei geschnittenen circa 60 cm langen Knochen thatsächlich in dem spongiösen inneren Knochengewebe eine etwa 20 cm lange Höhlung mit stumpfer, also nicht quadratischer Spitze, auch der Querschnitt war nicht quadratisch, sondern unregelmäßig oval, doch so enge, daß kaum ein menschlicher Finger eingeführt werden konnte. Die Seitenflächen waren gleichfalls nicht eben. Armknochen von älteren Mammuten, die ich zu untersuchen nunmehr Gelegenheit fand, zeigten eine

[1]) Szombathy, Bemerkungen zu den diluvialen Säugetierknochen aus der Umgebung von Brünn. Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band XXIX, 1899, S. 78—84.

unregelmäßige trichterförmige Höhlung mit nicht ebenen Flächen, woraus ich schließe, daß diese Höhlung durch Auswitterung, vielleicht auch Resorbierung des ursprünglichen Knochengewebes entstanden ist. Meine Meinung geht nun dahin, daß die drei Humeri von der Wrana-Mühle, die nur jugendlichen Exemplaren angehören, durch Menschenhand in frischem Zustande eine Bearbeitung erfahren haben, indem man durch Eintreiben eines Holzpfahles, wie Virchow meint, die ursprünglich kleine und enge Höhlung erweitert hat. Dafür spricht auch die Thatsache, daß die Epiphysen, an beiden Enden abgeschlagen, deutliche Schlagmarken (von Mergelkrusten zum Teil bedeckt) aufweisen."

Inzwischen hat sich auch E. Fraas über den strittigen Punkt geäußert:[1]) „Ich versprach seiner Zeit in Lindau der Sache auf Grund unseres Stuttgarter Materiales nachzugehen und unsere Humeri von Elephas auf ihr Verhalten bezüglich der Markhöhle zu prüfen. Mit unserem diluvialen Material von Mammut hatte ich dabei wenig Erfolg, denn bei zwei Exemplaren zeigte sich die ganze Spongiosa ausgefault und ausgebröckelt. Ein dritter riesenhafter Humerus von 1,20 m Länge war zwar im Inneren gut erhalten, aber alle Hohlräume waren mit Kalk ausgefüllt, wodurch das Bild undeutlich wurde. Immerhin ließ sich bei diesem Stück deutlich eine große Markhöhle von quadratischem Querschnitte erkennen. Um nun ein zweifelloses Präparat zu bekommen, wurde an unserem Elefantenskelett der rechte Humerus ausgelöst und an der Stelle durchsägt, welche der Bruchfläche der Makowskyschen Originale entspricht. Diese Stelle liegt, wie Szombathy ganz richtig bemerkt, annähernd in der Mitte des Knochens. . . . Ein Vergleich mit den Abbildungen von Makowsky lehrt uns, daß es sich hier um ein und dieselbe Erscheinung handelt, nämlich um den natürlichen Hohlraum, welcher zur Aufnahme des Markes diente. Die Markhöhle zeigt einen abgerundet quadratischen Querschnitt und bildet einen in der unteren Hälfte des Knochens steilen Konus, während sie sich nach oben rasch wieder schließt. Die Untersuchung ergab demnach eine vollständige Bestätigung der von Szombathy vertretenen Ansicht, daß es sich bei den ausgehöhlten Mammutknochen von Mähren nicht um Artefakte, sondern um natürliche Strukturverhältnisse des Knochens handelt."

Welche ist nun unter diesen sich widersprechenden Ansichten die richtige? Sicher ist, daß die Humeri (Oberarmknochen) der verschiedenen Elephantenarten entgegen der bisherigen Ansicht eine freie Markhöhle mit oval-quadratischem Querschnitt besitzen. Diese Markhöhle ist nun bei

---

[1]) Ueber die Markhöhle im Humerus von Elephas. Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie . . . XXXI. Jahr 1900, Nr. 5, S. 38.

dem von Szombathy angeführten und abgebildeten Humerus eines Elefanten sicher viel enger und unregelmäßiger gebaut als bei den Mammutknochen aus Mähren. Dagegen weist die von Fraas gegebene Abbildung des rechten Humerus von Elephas indicus eine ganz bemerkenswerte Aehnlichkeit mit jenen Knochen auf. Allein es läßt sich aus der Abbildung nicht eruieren, ob die Markhöhle hier auch jene scharfkantige, ich möchte sagen mathematisch regelmäßige Begrenzung aufweist oder ob wir es nur mit einem ähnlichen, mehr abgerundeten und unregelmäßiger gebildeten Querschnitt zu thun haben. Die Höhlung der Knochen aus Mähren macht, wie ich mich in Lindau durch Augenschein überzeugt habe, infolge ihrer ganz überraschenden Regelmäßigkeit entschieden den Eindruck einer künstlichen. Nachdem sich Szombathys Ansicht von der Existenz einer Markhöhle definitiv bestätigt hat, wird uns die Annahme Makowskys, der ursprünglichen kleineren und unregelmäßigen Höhlung sei von Menschenhand jene auffällige Form gegeben worden, nahegelegt. Ein endgültiges Urteil läßt sich, wie mir scheint, noch nicht aussprechen. Denn es ist nicht sicher, ob das Stuttgarter Exemplar des indischen Elefanten etwa doch eine ähnlich regelmäßige, scharfkantige Höhlung aufweist und die Annahme, daß der diluviale Mensch mit seinen primitiven Werkzeugen eine fast mathematisch genaue konische Höhlung herstellen konnte, deren praktischer Zweck sowohl im allgemeinen als speziell mit Rücksicht auf die erwähnte Form gar nicht ersichtlich ist, bietet ebenso viele Schwierigkeiten als die Ansicht, daß bei natürlicher Resorption des Knochengewebes eine so scharfkantige Begrenzung entstehen könne. Daß die Form der Höhlung durch das Einsetzen eines Pfahles entstanden ist (Virchow), scheint mir nicht bloß unwahrscheinlich, sondern unmöglich. In diesem Falle müßte man annehmen, daß die Spitze des Pfahles in Form einer ganz regelmäßigen vierkantigen Pyramide mit abgestutzter Spitze zubehauen wurde. Dies wäre beim Mangel metallischer Instrumente doch wohl unmöglich oder jedenfalls so ungeheuer schwierig und zeitraubend, daß nur ein sehr wichtiger Zweck, den man dabei verfolgte, eine genügende Erklärung dafür geben kann, daß man sich einer solchen Arbeit unterzog. Es wird aber vergebens sein, einen vernünftigen Zweck für eine solche Bearbeitung ausfindig zu machen. Ich habe diese Streitfrage etwas eingehender behandelt, als es der Zweck dieser Schrift verlangte. Es sollte dem Leser ein Beispiel geboten werden, welche Schwierigkeiten oft der Lösung einzelner Detailfragen entgegenstehen.

Es dürfte kaum ein begründeter Zweifel möglich sein, daß der Mensch in Mähren das Mammut noch gesehen und gejagt hat. Nicht nur die aufgeschlagenen Knochen und die Aschenkrusten sprechen dafür,

sondern auch die Thatsache, daß das Rhinozeros in Mähren sicher noch vom Menschen gejagt worden ist. Rhinozeros und Mammut sind aber sozusagen zwei unzertrennliche Brüder. Ob aber der Mensch noch in der Blütezeit des Mammuts gelebt hat oder erst zu einer Zeit, da es, wie in Süddeutschland, bereits auf den Aussterbeetat gesetzt war, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden; dies hängt ganz ab von der Deutung des Fundes bei Przedmost. Hat der Mensch die so zahlreichen Mammute von Przedmost noch lebend in die Hände bekommen, so lebte er offenbar noch in der Blüteperiode jenes Tieres; handelt es sich dort aber um das fossile oder eingefrorene Mammut, so sprechen die übrigen, viel dürftigeren Funde dafür, daß das Mammut nur mehr in seinen letzten Ausläufern vorhanden war. Beim Przedmoster Fund können wir aber nur Hypothesen und Ansichten aufstellen, nicht sicher beweisbare Thatsachen. Auf die menschlichen Skelettreste werden wir bei Besprechung des Alters der mährischen Funde zurückkommen.

Zahlreich sind die Spuren des Diluvial-Menschen in Frankreich, wo überhaupt die Existenz desselben zum erstenmal durch Boucher de Perthes nachgewiesen worden ist. Wir haben es auch hier mit einem Renntierjäger zu thun. Bei der Aehnlichkeit, welche die zahlreichen Funde mit den bereits geschilderten besitzen, können wir auf eine Beschreibung verzichten; dieselben stammen teils aus Flußanschwemmungen, teils aus Höhlen.

In außereuropäischen Ländern sind die Spuren des diluvialen Menschen in der Pampasformation in Südamerika am häufigsten. Man nimmt an, daß er dort die Panzer riesiger Gürteltiere (Glyptodon) als Wohnstätte benutzt habe: „Wie große Schilderhäuser sind sie so hingestellt, daß die Bauchöffnung als Eingang diente. Die Knochen sind ausgenommen und abseits geworfen, im Inneren findet man zuweilen bearbeitete Hirschgeweihe, Toxodonzähne, aufgeschlagene Knochen; ein Glyptodon-Panzer, der am Rio de Arre gefunden wurde, barg noch das Skelett seines Bewohners. So ersetzten diese ausgestorbenen Edentaten dem Menschen die Felsspalten und Höhlen, in denen er sich in Europa, aber auch in Brasilien, barg. Wie ein Nachhall aus diesen alten Zeiten klingt es, daß die Eingeborenen in S. Paolo die Panzer der kleinen Gürteltiere, der Epigonen der Glyptodonten, als Wiege benutzen.“ (Koken, die Vorwelt, Leipzig 1893, S. 494.) Ob diese Deutung der Glyptodon-Panzer als Wohnstätten richtig ist, muß bei nüchterner Betrachtung etwas zweifelhaft erscheinen. Eine solche Wohnung wäre doch furchtbar eng und beschränkt gewesen! Viel eher scheint mir jenes menschliche Skelett auf eine Beisetzung des Leichnams in einem Glyptodon-Panzer hinzuweisen.

Wir haben schon bei der Beschreibung des Schweizersbildes darauf hingewiesen, daß es, entgegen früheren Ansichten, zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit keine Periode gegeben hat, in welcher Europa nicht bewohnt gewesen wäre. Wir haben beim Schweizersbild einige Spuren des Menschen aus der Uebergangsperiode kennen gelernt. Wir wollen noch einen zweiten Fund aus der Uebergangsperiode kennen lernen, die Schichten von Mas-d'Azil, welche von Piette in den Pyrenäen entdeckt und erforscht wurden. Die unterste und älteste Schicht repräsentiert die jüngste Periode der älteren Steinzeit und wohl zugleich den Anfang der Uebergangszeit. Renntier und Edelhirsch kommen nebeneinander vor, und das erstere geht in den oberen Etagen bereits dem Aussterben entgegen. Die Steinwerkzeuge besitzen den paläolithischen Typus, für die Beinwerkzeuge fanden besonders Renntiergeweihe, aber auch Hirschhorn Verwendung. Als zweite Uebergangsschicht folgt die „Schicht mit bemalten Steinen". Sie ist charakterisiert durch Feuersteinwerkzeuge von paläolithischem Typus, welche aber teilweise bereits jenen der jüngeren Steinzeit ähneln, Werkzeuge aus Hirschgeweih, Fehlen des Renntiers, Vorkommen von Obstbaumarten und Getreide und die nachher zu besprechenden bemalten Steine. Hierauf folgt als dritte Uebergangsschicht die Schneckenschicht (Helix nemoralis). Die paläolithischen Steinwerkzeuge sind selten, die meisten weisen neolithischen Typus auf. Das Renntier fehlt auch hier. Erst über dieser Etage liegt eine rein neolithische Schicht mit poliertem resp. geglättetem Stein.

Hat auch die zweite Uebergangsschicht mit den bemalten Steinen bereits mehr Anklänge an die neolithische Zeit, so können wir sie als Uebergangsperiode doch auch schon hier betrachten, weil sie gerade die Mitte dieser Periode darstellt. Vor allem ist hervorzuheben, daß der Mensch der Uebergangsperiode bereits den Getreidebau trieb. Ein kleiner Haufen von Weizen liefert den Beweis. Auch fanden sich in den oberen Etagen, da die große Feuchtigkeit des Klimas etwas nachgelassen hatte, verschiedene Baumfrüchte; dabei waren die Kerne des Steinobstes aufgeschlagen. Es fanden sich die Früchte der Eiche, des Weißdorns, der Schlehe, der Haselstaude, der Vogelkirsche, der Pflaume, der Zwetsche und der Wallnuß (und zwar Juglans regia). Den Typus der Werkzeuge haben wir bereits kennen gelernt. Das größte Aufsehen erregten die bemalten Steine, nach welchen die Schicht benannt wurde. Es sind dies flache, eiförmige Kiesel, welche mit Eisenoxyd gefärbt wurden. „Die Werkzeuge, die dazu gedient haben, finden sich in der Grotte: Die Farbengefäße waren Schalen von Pecten jacobaeus (sog. Pilgermuschel), Steine mit natürlichen Höhlungen, hohle Knochen, welche die Form eines Rohrs mit spitzem Ende hatten. Die Farbe wurde auf flachen Steinen

mit knöchernen Spateln angerührt. Das Eisenoxyd wurde wahrscheinlich mit einem Harz vermischt, denn die Farbe haftet fest am Stein, sogar wenn man ihn abzuwischen sucht." (Dr. Laloy, Referat über Piette's Publikation im Zentralblatt für Anthropologie von Buschan 1897, Heft 1, S. 53.) Die Steine sind gewöhnlich nicht ganz gefärbt, sondern nur am Rande mit einem roten Rahmen versehen. In der Mitte sind dann höchst eigentümliche Zeichen angebracht, welche wir nach demselben Autor anführen wollen: „1. Viele Steine tragen einfache parallele Striche, deren Zahl von 1—8 variieren kann. Gewöhnlich findet man auf beiden Seiten des Steines dieselbe Anzahl von Strichen. Manchmal sind es zwei einander folgende Zahlen, z. B. 4 auf der einen Seite, 5 auf der anderen. Verfasser (nämlich Piette) meint, daß diese Striche die einfachsten Zahlen zu bedeuten hätten. — Andere Steine tragen (von 1—8) rote Scheiben, die ebenfalls nebeneinander gereiht stehen, und sind gewöhnlich von einem roten Saum umgeben. Diese Scheiben könnten die Grundzahl des Systems bedeuten, z. B. 10, wenn es, wie das unserige, dezimaler Natur ist, vielleicht auch 9, wenn dieses die Grundzahl für die asylische Bevölkerung warn. In diesem Falle würden drei Scheiben 27 bedeuten usw. — Auf bestimmten Steinen bemerkt man länglich-runde Scheiben, die immer den Rand des Steines berühren und vielleicht das Quadrat der Grundzahl bedeuten . . . (?) Man könnte übrigens auch annehmen, daß Striche und Scheiben dieselben Zahlen bedeuten, und daß man verschiedene Zeichen anwendete, je nach den Gegenständen, die man zählen wollte. Die Steine mit den eben beschriebenen Zeichen sind äußerst zahlreich; vielleicht muß man sie als Spielzeug betrachten analog dem Dominospiel. In seltneren Fällen sind die Striche und manchmal auch die Scheiben durch feine Verästelungen verziert.

„2. Auf anderen Steinen findet man symbolische Zeichen. In erster Linie bemerkt man gleicharmige Kreuze, die manchmal von einem Rahmen umfaßt sind; auf einem Steine kommt immer nur je ein Kreuz vor. Dasselbe ist vielleicht, wie bei den Assyriern, das Sinnbild der Sonne; diese scheint auch durch die Steine dargestellt zu sein, die in der Mitte eine Scheibe und am Rande einen Rahmen tragen, beide manchmal mit Franzen geziert. Von anderen sinnbildlichen Zeichen wollen wir nur noch das dreiarmige Kreuz hervorheben, das sich auf einigen Steinen gemalt findet.

„3. Gewisse Zeichnungen scheinen natürliche Gegenstände vorzustellen, z. B. Schlangen, Bäume, Schilf, Augen, Harpunen und einen unbestimmbaren Vierfüßler. Natürlich können einige dieser Deutungen auch unrichtig sein; denn die piktographischen Zeichnungen sind sehr ungeschickt ausgeführt.

„4. Zu der vierten Klasse gehört, was Verfasser alphabetische Zeichen nennt. Ohne irgend eine bestimmte Voraussetzung über ihre wirkliche Bedeutung zu machen, wollen wir nur die interessantesten Stücke schildern. Mehrere von diesen Zeichnungen gleichen gewissen Buchstaben, die viel später bei verschiedenen Völkern in Gebrauch kommen. Mit Staunen sieht man auf einem dieser Steine ein *L*, auf einem anderen ein *E*, auf wieder anderen die Buchstaben *M*, *F*, *M*, (gotisch), und die griechischen *Θ*, *Γ*, *ε*, *μ*, *ς*, *τ*; auf noch anderen Linienverbindungen, welche den alten phönizischen und cyprischen Buchstaben ähneln. Man darf natürlich nicht annehmen, daß diese Zeichen für die quaternäre Asylbevölkerung dieselbe Bedeutung hatten, als für die späteren Kulturvölker. Aber es ist doch interessant, zu sehen, daß die später als Buchstaben gebrauchten Zeichen damals schon benutzt wurden — obwohl wir noch nichts über ihre wahre Bedeutung und Rolle wissen. Die große Aehnlichkeit der phönizischen Buchstaben mit denjenigen vom Mas-d'Azil (von 23 Buchstaben, die das phönizische Alphabet enthält, finden sich 13 auf den asylischen Steinen) läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß die Phönizier auf ihren Reisen bis zu den Pyrenäen gelangt sind und der dort gebräuchlichen Schrift diese Buchstaben entnommen haben. Es steht in jedem Fall fest, daß nach der rein künstlerischen Thätigkeit, die sich während der Renntierzeit geltend machte, eine mehr praktische und geistige Kultur während der Uebergangszeit geherrscht hat." (Laloy l. c. S. 54—55.)

Aehnlich bemalte Kiesel sind auch von Cartailhac (L'Anthropologie VII, 1896, S. 309) aus einem anderen, der Uebergangsperiode angehörigen Fund in den Pyrenäen beschrieben.

Die erste Art von Steinen (Striche und Scheiben in der Zahl von 1—8) mögen sehr wohl mit dem Zahlensystem zusammenhängen. Dann aber müßte man als Grundzahl nicht 10, sondern 9 annehmen; jedenfalls ist es bei der großen Anzahl dieser Steine kein Zufall, daß die Zahl 8 nie überschritten wird. Wollte man freilich die Striche als Einer, die Scheiben als Grundzahl = 9 ansehen, so wäre nicht recht zu begreifen, daß nie eine Kombination von Scheiben und Strichen gefunden wird. Ueber den Zweck dieser Steine lassen sich natürlich nur vage Vermutungen aufstellen, auf welche wir lieber verzichten wollen. Noch größere Schwierigkeit bietet die Deutung der sog. alphabetischen Zeichen. Unmöglich wäre es ja nicht, daß die Phönizier auf ihren Handelsreisen die Pyrenäen besucht, und daß die dortigen Bewohner von ihnen das Alphabet entlehnten (jedenfalls nicht umgekehrt, wie Piette meint). Allein dies würde doch einen länger dauernden Tauschhandel voraussetzen, denn ein Alphabet nimmt ein Volk nicht über Nacht von einem anderen an. Wo sind dann aber die von Phönizien eingeführten

Objekte des Tauſchhandels? Wie ließe ſich die chronologiſche Diſſonanz ausgleichen? Es wäre wiſſenſchaftlich nicht zu rechtfertigen, auf Zeichen, deren Bedeutung man noch gar nicht kennt, ſo weitgehende Hypotheſen aufzubauen. Vielleicht löſen ſpätere Funde das Rätſel.

Endlich ſind noch zwei Skelette zu erwähnen, die ſich in derſelben Schicht fanden. Sie waren, wie wir das auch ſonſt antreffen, rot gefärbt, und Rillen an den Knochen weiſen darauf hin, daß vor der Färbung mit Steinwerkzeugen an ihnen gearbeitet wurde. Wenn man, wie gewiſſe Leute, ſchon zum voraus in jenen alten Schichten einen inferioren, möglichſt kannibaliſchen Menſchen wittert, ſo wird man ſich die Sache ſo auslegen, daß mit Steinmeſſern das Fleiſch von den Knochen gelöſt und dann verzehrt wurde. Eine ſolche Deutung iſt unmöglich. Wo man den Menſchen auffrißt, erweiſt man den Ueberreſten der Mahlzeit, den Knochen, ſicherlich nicht die Ehre einer ſorgfältigen Beſtattung und eines beſonderen Schmuckes. Die Erklärung dieſer Funde iſt ſehr einfach. Der Leichnam wurde offenbar ſolange über der Erde behalten, bis der Verweſungsprozeß die Fleiſchteile zerſtört hatte. Dann wurden die Gebeine mit Feuerſteingeräten gereinigt und die etwa noch anhaftenden Ueberreſte von zuſammengeſchrumpften Sehnen, Gelenkbändern u. dgl. damit losgelöſt. Hierauf wurden die Gebeine mit Eiſenoxyd rot gefärbt und dann erſt der Erde übergeben. Die Färbung iſt ein Ausdruck der allgemein menſchlichen, heute noch exiſtierenden Sitte, einem Toten möglichſt viel Schmuck ins Grab zu geben.

Wir ſind nun am Ende der älteren Steinzeit angelangt, ja wir ſtehen im Mas-d'Azil bereits an der Eingangspforte zur neolithiſchen Periode. Bevor wir unſere Exkurſion in die jüngere Steinzeit beginnen, müſſen wir die Frage nach dem Alter der geſchilderten Niederlaſſungen und nach der phyſiſchen und geiſtigen Beſchaffenheit des diluvialen Menſchen noch etwas eingehender betrachten.

Schon bei unſerer im zweiten Kapitel angeſtellten allgemeinen Betrachtung ſind wir zu dem Reſultate gekommen, daß der Menſch ſicher im jüngſten Abſchnitt der Eiszeit Europa bevölkert hat (Schuſſenried), während Datierungen, welche über das Poſtglazial hinausgehen, zweifelhaft ſind. Bei den deutſch-ſchweizeriſchen Funden iſt ein interglaziales Alter (Zwiſcheneiszeit vor der letzten Vergletſcherung) das Höchſte, was in Anſpruch genommen wird. Keiner dieſer Funde bietet eine abſolute Sicherheit für dieſes Alter. Beim Taubacher Funde haben wir geſehen, daß die menſchliche Bearbeitung der Knochen des interglazialen Elephas antiquus und damit die Coexiſtenz von Menſch und Elephas ſehr zweifelhaft iſt. In Mähren waren die Knochen von Elephas primigenius und von Rhinozeros aufgeſchlagen, in Taubach nicht. Daraus

ergiebt sich als nächstliegender Schluß, daß Elephas und Rhinozeros in Mähren von Menschen gejagt wurden, in Taubach aber nicht. Die wenigen Brandspuren an Elephas antiquus beweisen nichts; die zufällig aus dem Boden aufgewühlten Knochen (s. Kap. II über die Herdanlage) können vereinzelt vom Feuer erreicht worden sein. Da die sonstige Fauna von Taubach einen ganz rezenten Anstrich hat und auffallenderweise alle Funde nicht über die Gletschergrenze der zweiten Vereisung in der Weise hinübergehen, daß sie unter Ablagerungen der jüngsten Eiszeit zu liegen kämen, so scheint mir die Annahme eines jungpostglazialen Alters (das Renntier ist bereits ausgestorben) näherliegend. Die Möglichkeit eines interglazialen Alters will ich damit nicht bestreiten.

Ob ein „kleiner, mit deutlicher Schlagmarke versehener Feuerstein-Nucleus" (interglaziale Ablagerungen von Eberswalde) und ein Schulterblatt eines Pferdes, welches Spuren der Bearbeitung durch Menschenhand aufweist" (interglazialer Kies von Rixdorf bei Berlin) allein genügen, ein interglaziales Alter des Menschen in Deutschland zu beweisen, möchte ich lebhaft bezweifeln. Einzelne Spuren menschlicher Thätigkeit können eben durch letztere zu leicht in tiefere Schichten gelangen, als daß man so vereinzelten Funden irgendwelche Beweiskraft zuschreiben könnte.

Als Zeugen des interglazialen Menschen sollten auch die sogenannten „Wetzikonstäbe" dienen. Es sind dies allmählich sich zuspitzende Stäbe mit queren Einschnürungen, welche den oberen, dickeren Teil in wulstartige Abschnitte zerlegen, sodaß der Anschein hervorgerufen wird, als hätte der Mensch dieselben sich in dieser Weise zugeschnitzt. Sie wurden im Interglazial bei Wetzikon in der Schweiz gefunden. Nunmehr hat Prof. Schröder in Zürich auf der 79. Versammlung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Zürich 1896 die thatsächliche Entstehung dieser Stäbe demonstriert. Er kam zu folgendem Resultat: „Die Wetzikonstäbe sind eingewachsen gewesene, aus dem Stamm herausgewitterte Aststücke von Fichte und Kiefer; die Zuspitzung entspricht der natürlichen Verjüngung des Astansatzes, durch Abrollung geglättet. Die »Umhüllung« des »eingewachsenen« Teiles besteht aus Resten des Stammholzes und ist durch Abrollung teilweise verloren gegangen. Die querverlaufenden »Einschnürungen« entsprechen den Jahresschichten des Stammholzes der Umhüllung; sie sind beim großen Stück durch den Druck bei der Fossilisation auch auf das Astholz übertragen worden. Die Rinde des eingewachsenen und des freien Teiles ist durch die Abrollung beinahe verloren gegangen. Die Art der Zuspitzung sowohl als die Umhüllung mit ihren Einschnürungen finden also ihre vollkommene Erklärung in der

Natur der Stücke als herausgewitterte Aeste; vollkommen identische »Wetzikonstäbe« entstehen auch heutzutage noch fortwährend“ [1]).

Somit scheint ein sicherer Beweis für das interglaziale Alter des Menschen in Deutschland und der Schweiz nicht erbracht zu sein.

Mit großer Sicherheit läßt sich das Alter der paläolithischen Niederlassung am Schweizersbild bei Schaffhausen bestimmen. Sowohl nach Gutzwiller wie nach Penk ist die Niederlassung zweifellos postglazial, und zwar war zwischen dem Beginn des Gletscher-Rückzuges am Ende der letzten Vereisung und der ersten Niederlassung des Menschen eine ziemlich lange Zeit verstrichen. Penk giebt in der schon genannten Veröffentlichung über das Schweizersbild folgende Phasen an:

„1. Maximum der letzten Vergletscherung: das Schweizersbild samt Nachbarhöhen vom Eise bedeckt.

„2. Gletscherrückzug bis zum ersten Halte.

„3. Der Gletscher bleibt 600 m südöstlich vom Schweizersbild stehen, seine Wasser schütten den Boden des Schweizersbildes auf.

„4. Der Gletscher schreitet weiter zurück; das Schweizersbildthal wird nicht mehr von Schmelzwassern durchströmt, seine eigenen Gewässer häufen mindestens 1,5 m Juraschotter auf.

„5. Vom Felsen des Schweizersbildes bröckeln Trümmer ab, und häufen sich zu einer feinkörnigen Schutthalde an. Nagetiere hausen bereits im Lande.

„6. Der paläolithische Mensch siedelt sich unter dem Felsen an.

„Wie weit in den Phasen 4—6 der Gletscher zurückgegangen, läßt sich aus der Fundstelle direkt nicht herleiten; aus der Mächtigkeit des Juraschotters (4) und der grauen Breccie (5) läßt sich aber schließen, daß lange Zeit zwischen dem ersten Halt des Gletscherrückzuges und der ersten Besiedelung der Gegend verstrich. Es ist daher Marcelin Boule durchaus beizupflichten, wenn er sagt: »Die Menschen der Renntierzeit sind lange nachdem die letzten quartären Gletscher die Gegend von Schaffhausen verlassen hatten, daselbst angekommen.«“

Demnach fällt auch die älteste paläolithische Niederlassung des Schweizersbildes (in der Nagetierschicht) nicht in die älteste Phase des Postglazial, und die jüngere große paläolithische Niederlassung der gelben Kulturschicht gehört sicher erst in die zweite Hälfte der Nacheiszeit. Die beiden paläolithischen Niederlassungen am Schweizersbild sind relativ sehr jung.

Mit diesen ist der Fund im Keßlerloch bei Thayingen im allgemeinen gleichalterig. Da die Artefakte im Keßlerloch kunstvoller gearbeitet

[1]) Vgl. Centralblatt für Anthropologie . . von Buschan 1892, Heft 1, S. 72—73.

sind und dort vor allem schöne Zeichnungen und Schnitzereien gefunden wurden, so kommt Nüesch zu dem Schlusse, daß die Niederlassung am Schweizersbild den Anfang der Kultur der Renntierepoche, das Keßlerloch dagegen die Blütezeit derselben darstelle. Hiermit wäre die Niederlassung vom Keßlerloch noch jünger als jene bereits aus dem jüngeren Postglazial stammende Station der gelben Kulturschicht. Dieser Ansicht möchte ich nicht beipflichten. Es ist eine allbekannte Sache, daß die höhere Kultur — wenn man von einer solchen hier eigentlich reden kann — durchaus nicht jünger sein muß als eine etwas niedrigere. Sie kann ebenso gut gleichzeitig und auf lokale Verhältnisse zurückzuführen, ja sogar älter sein. Daß in unserem Falle lokale Verhältnisse den Kulturunterschied begründen können, spricht Nüesch selbst aus, wenn er schreibt: „Dort (nämlich am Schweizersbild) hatten die Bewohner mit Erlangung der täglichen Bedürfnisse in der hügeligen und sterilen Gegend vollauf zu thun und mußten sogar ihre Zuflucht zu den kleinen und kleinsten Tieren zeitweise nehmen; hier dagegen (im Keßlerloch) waren in der Nähe auf der großen, fruchtbaren Ebene des Höhgaus, die sich ostwärts vom Keßlerloch bis an die Ufer des Bodensees und des Rheines erstreckt, die großen und die kleineren Jagdtiere im Ueberfluß vorhanden. Der Mensch des Keßlerloches hatte keine Sorge um das tägliche Brot und konnte sich daher den Kunstleistungen eher widmen als der arme Troglodyte des Schweizersbildes." (Nüesch, Gäa l. c., S. 6—7.) Der Hauptgrund der Verschiedenheit dürfte darin liegen, daß der Mensch des Schweizersbildes die Artefakte offenbar im großen und gleichsam fabrikmäßig angefertigt hat, sodaß ihm für künstlerische Leistungen, wie wir sie im Keßlerloch finden, keine Zeit übrig geblieben ist. Uebrigens würden Moschusochse und Mammut eher auf ein etwas höheres Alter des Keßlerlochs hinweisen. Da jedoch am Schweizersbild wenigstens eine Zeichnung vom Mammut gefunden wurde, so wird man an der ungefähren Gleichzeitigkeit und am mittel- bis spätpostglazialen Alter festhalten müssen.

Postglazial ist, wie wir schon gesehen haben, auch die Station von Schussenried. Die Menge der Renntierreste erinnert lebhaft an die jungpostglaziale gelbe Kulturschicht des Schweizersbildes. Da aber die hochnordische Flora von Schussenried eher auf eine Tundren- als auf eine Steppenzeit hinweist, so dürfte der Mensch von Schussenried mit jenem aus der Magetierschicht des Schweizersbildes gleichzeitig sein. Sein Alter wäre demnach alt- bis mittelpostglazial. Die Höhlenfunde stimmen im allgemeinen mit jenen vom Schweizersbild und von Schussenried ganz überein, weshalb an ihrem postglazialen Alter nicht zu zweifeln ist. Eine weitergehende Altersbestimmung ist bei den Höhlenfunden nicht möglich.

Somit ist von jenen größeren Funden in Deutschland und der Schweiz, welche sicher datiert werden können, keiner älter als postglazial. Als die ältesten, alt- bis mittelpostglazialen Stationen erscheinen jene von Schussenried und aus der Magetierschicht vom Schweizersbild. Dann folgt die jungpostglaziale Niederlassung aus der gelben Kulturschicht des Schweizersbildes. Ob die Station vom Keßlerloch zu den älteren oder jüngeren Niederlassungen des Postglazials gehört, kann nicht mit Sicherheit eruiert werden. Schwieriger ist die Zeitbestimmung bei den übrigen Funden. Wann hat der Mensch in Mähren gelebt? Seine Spuren wurden im Löß gefunden, über dessen Alter man streitet. Es scheint teilweise interglazial, der Hauptsache nach aber postglazial zu sein. Nun fanden sich bisher in Mähren überhaupt keine Spuren der Interglazialzeit. Ob daher in Mähren die ganze Lößdecke postglazial ist, oder ob die untersten Schichten dem Interglazial zugeschrieben werden müssen, läßt sich nicht entscheiden. Soviel ich sehe, sind sichere menschliche Spuren nur aus der mittleren und oberen Region des Löß bekannt. Doch hat die Einteilung des Löß in verschiedene Regionen bei der außerordentlich ungleichmäßigen Mächtigkeit des vom Wind zusammengewehten Löß eine etwas problematische Bedeutung. Jedenfalls haben wir bis jetzt keine begründete Ursache, am postglazialen Alter des Lößmenschen in Mähren zu zweifeln. Wüßten wir sicher, ob die im Löß gefundenen Skelette aus der Lößzeit stammen, so ließe sich die Unterabteilung des Postglazial mit annähernder Genauigkeit bestimmen. Allein diese Skelette könnten auch in einer jüngeren Zeit begraben worden sein. „Vielleicht sind die Gräber höhlenartig in die Lößwände eingegraben worden (wie man heute überall Kellergruben in ihnen anlegt), und die Grabhöhlen dann teils wieder zugeschüttet, teils durch die im Löß stets eintretenden inneren Verschiebungen wieder verschlossen worden“ [1]). Vorausgesetzt, daß die Gräberfunde mit den übrigen Spuren trotzdem gleichzeitig sind — und die Möglichkeit ist ja vorhanden —, so ist der Mensch dort wohl jungpostglazial. Darauf weist eine ganze Reihe von Thatsachen hin. Es finden sich z. B. nicht nur vom Renn, sondern auch sehr häufig vom Hirsch Geweihstücke, welche als Fassung für Steinwerkzeuge dienten. Werkzeuge aus Hirschgeweih finden sich dagegen weder in Schussenried noch in der jung-postglazialen gelben Kulturschicht vom Schweizersbild. Demnach scheint der Mensch in Mähren noch jünger zu sein als jener vom Schweizersbild. Hirschhornwerkzeuge weisen im allgemeinen auf die jüngere Steinzeit und aufs Alluvium (geologische Gegenwart) hin. Ferner fanden sich aus Stein, Rippen und

[1]) Ranke, Korrespondenzblatt für Anthropologie XXVIII, 9, S. 82. 1897.

Zähnen verfertigte kreisrunde Scheiben, „die oberflächlich abgeschliffen, am Rande mit feinen Strichen und teilweise auch mit Durchbohrungen versehen sind“ (Makowsky l. c. S. 22). Etwas Aehnliches, das ganz auffallend an jene Scheiben erinnert, kennen wir noch aus zwei anderen Stationen, die beide aus derselben Zeit stammen. Es sind dies die von Piette und Cartailhac beschriebenen bemalten Kiesel, an welche uns jene Scheiben unwillkürlich erinnern. Man wird kaum fehlgehen, wenn man beiden dasselbe Motiv unterlegt. Die bemalten Kiesel stammen aber aus der Uebergangsperiode von der älteren zur jüngeren Steinzeit, sie sind ganz jung-postglazial oder früh-alluvial. Auf ein ähnliches Alter scheinen mir die Scheiben in Mähren hinzuweisen.

Auch sind einige Thonscherben vorgefunden worden. Die diluvialen Niederlassungen sind gerade durch den gänzlichen Mangel an Thonscherben charakterisiert, da die Kunst der Töpferei erst in der alluvialen jüngeren Steinzeit gepflegt wurde. Weder in Schussenried noch am Schweizersbild ist auch nur eine Thonscherbe gefunden worden. Nun wäre es ja möglich, daß der Anfang der Töpferei noch ins Ende des postglazialen Diluviums fallen würde; damit aber weisen diese Thonscherben wiederum zum mindesten auf ein sehr jung-postglaziales Alter hin, auf ein noch jüngeres Alter als das der jung-postglazialen gelben Kulturschicht des Schweizersbildes. Auch Ranke sagt (l. c. S. 82): „Aber die Art der Beigaben: zum Teil Thongeschirre, die Dentalien-Ketten, die »Knöpfe« scheinen im wesentlichen auf die jüngere alluviale Steinzeit hinzudeuten.“ So dürften diese Menschenreste am ehesten aus der Zeit der Uebergangsperiode vom Postglazial zum Alluvium stammen. Ob aber damit alle menschlichen Spuren für genannte Zeit zu datieren sind, ob dieser Mensch noch das Mammut gejagt oder ob der Mammutjäger älter war, dürfte sich schwerlich mit Sicherheit entscheiden lassen. Es ist recht wohl möglich, daß im Löß Menschenspuren aus verschiedenen Zeiten durcheinander gemengt sind, und wir mögen noch so sehr ins Detail eingehen, wir kommen nicht weiter als zur Wahrscheinlichkeit, daß der Mensch in Mähren kein höheres Alter als ein postglaziales besitzt.

Der agilere Franzose ist in der Aufstellung von Diluvial-Epochen, während welcher der Mensch Frankreich bewohnt haben soll, etwas weiter voran als der langsame deutsche Gelehrte. Der französische Forscher kennt fünf diluviale Epochen, welche nach verschiedenen Fundorten benannt werden:

1. Epoche von Chelles; präglazial
2. Epoche von St. Acheul
3. Epoche von Moustiers — Eiszeit.
4. Epoche von Solutré
5. Epoche von Madeleine; postglazial.

Die Funde aus Deutschland und der Schweiz gehören alle der Epoche von Madeleine an, sodaß Frankreich bereits einen Vorsprung von vier Epochen erreicht hat. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß eine zuverlässige Altersbestimmung nur bei den obengenannten deutsch-schweizerischen Funden möglich und daß das Prinzip jener französischen Einteilung ein nicht stichhaltiges ist. Jene Einteilung ist auf die Form der Feuersteinwerkzeuge gegründet — Mandelform, Katzenzungen- und Faustkeilform, Spießspitzen-, Lorbeerblattform usw. — und wird von Ranke mit den wenigen Worten abgethan: „Derartige Typen sind zu einer rascheren Verständigung über die Formen der Steinobjekte, aber nicht als Unterlage für eine wissenschaftliche Klassifikation der Diluvialepoche brauchbar." (Der Mensch II, S. 457.) Sicher datierte europäische Stationen gehen nicht über das Postglazial hinaus. Bei den südamerikanischen Funden kann noch gar nicht daran gedacht werden, die Periode des Diluviums anzugeben.

Wir sind aber weit entfernt, die Behauptung aufzustellen, daß der Mensch erst seit der Postglazialzeit den Erdball bewohne; hatte er ja doch schon im Diluvium in allen Erdteilen, Australien vielleicht ausgenommen, Niederlassungen gegründet. Es ist nicht wahrscheinlich, daß für diese weite Ausbreitung die Zeit des Postglazials ausreicht.

Zum Schlusse müssen wir noch den Versuch erwähnen, das Alter des postglazialen Menschen annähernd in Jahreszahlen auszudrücken. Schon früher wurden solche Versuche gemacht, bei welchen ganz riesige Zahlen herauskamen, deren Unrichtigkeit längst erkannt ist. Nunmehr hat Rüesch versucht, das absolute Alter des Schweizersbildes zu bestimmen. Die Humusschicht, welche die Metallkultur einschließt, hat eine Mächtigkeit von 40 cm. Da nun angenommen wird, daß seit Beginn der Metallkultur ungefähr 4000 Jahre verstrichen sind, so zieht Rüesch daraus den Schluß, daß sich in 1000 Jahren ca. 10 cm Schicht gebildet haben. Das ergiebt für

die untere Nagetierschicht 50 cm = 5000 Jahre;
die gelbe Kulturschicht 30 cm = 3000 Jahre;
Breccien (Uebergangszeit) 80—120 cm = 8—12000 Jahre;
Graue Kulturschicht (jüngere Steinzeit) 40 cm = 4000 Jahre;
Humusschicht 40 cm = 4000 Jahre.

Hiermit wären seit dem Anfang der Nagetierschicht ungefähr 24—28000 Jahre verflossen. Da der Mensch erst in der Mitte der Nagetierschicht auftrat, und die Verwitterung des Felsens während des feuchten postglazialen Klimas wohl noch rascher vor sich ging, so setzt Rüesch als Maximalalter des ersten Renntierjägers aus der Nagetierschicht 20000 Jahre an. Soll hiermit nur das Maximalalter angegeben werden,

so sind wir mit den Ausführungen Rüeschs vollständig einverstanden, und wir geben zu, daß am Schweizersbild der wichtige Beweis geliefert worden ist, daß der postglaziale Renntierjäger jedenfalls nicht älter ist als 20000 Jahre. Dagegen können wir in dieser Zahl unmöglich das wirkliche Alter des Renntiermenschen erblicken. Die 4000 Jahre der Humusschicht, die wir als ungefähr richtig annehmen wollen, entsprechen drei großen Kulturepochen, der Bronzezeit, der prähistorischen (für Deutschland) Eisenzeit und der modernen Kultur. Es wäre jedenfalls ein sehr auffallendes Verhältnis, wenn diesen drei Perioden mit nur 4000 Jahren zwei Perioden (ältere und jüngere Steinzeit) mit ca. 16000 Jahren, also dem Vierfachen der Zeit, gegenüberständen. Wir müssen bei jener Berechnung zwei Punkte mehr berücksichtigen, als dort bei der Aufstellung von 20000 Jahren geschehen ist. Wo der Mensch sich niedergelassen hat, da wird die Schicht infolge der Abfälle und anderer Gegenstände, die in die Schicht eingeschlossen werden, viel rascher wachsen als in einer Zeit, da nur die Verwitterung am Aufbau der Schicht arbeitet (Werkzeuge, Abfälle, Asche, Steine usw.). Wir haben keinen sicheren Anhaltspunkt, um wieviel das Tempo der Schichtablagerung beschleunigt wird, wir glauben aber mindestens eine dreifache Beschleunigung annehmen zu dürfen. Auch die Verwitterung des Kalkfelsens ging während der Bildung der Humusschicht und während des postglazialen Klimas sicher nicht gleichmäßig vor sich. Zur Zeit der Nagetierschicht war das Klima noch sehr kalt. Gerade die Kälte begünstigt die Verwitterung außerordentlich, indem das in die Spalten des Gesteins eindringende Wasser dieses beim Gefrieren auseinandersprengt, da das Wasser sich bekanntlich beim Gefrieren ausdehnt. Wir dürfen daher bei der Nagetierschicht jedenfalls doppelte Beschleunigung der Schichtbildung annehmen und die auf Grund der menschlichen Thätigkeit bei der gelben Kulturgeschicht angenommene dreifache Beschleunigung mit Rücksicht auf die durchs Klima begünstigte Verwitterung aufs Vierfache erhöhen. In der Uebergangszeit war, wie aus dem Funde von Mas-d'Azil hervorgeht, das Klima sehr feucht, wodurch die Verwitterung wiederum beschleunigt wird. Nach dem Gesagten ergäbe sich rein hypothetisch ungefähr folgendes Alter:

1.	Nagetierschicht (der Mensch erst seit der Mitte derselben, also:) ca. 25 cm; doppelte Beschleunigung (in 1000 Jahren 20 cm)	1250 Jahre
2.	Gelbe Kulturschicht 30 cm; 4fache Beschleunigung	750 „
3.	Breccienschicht 80—120 cm; doppelte Beschleun.	4—6000 „
4.	Graue Kulturschicht 40 cm; dreifache Beschleun.	1300 „
5.	Humusschicht	4000 „

Dies ergäbe ein Alter von ungefähr 11—13 000 Jahren, welches der Wirklichkeit näher kommen dürfte als 20 000 Jahre. Wir halten aber auch hier noch die Zahl für die Uebergangszeit (Breccienschicht) für zu hoch, da die Funde aus der Uebergangszeit in den Pyrenäen in keiner Weise für eine so lange Dauer dieser Periode sprechen. Wir werden daher voraussichtlich unter 10000 Jahre herunterrücken müssen. Doch sei noch einmal bemerkt, daß derartige Berechnungen bei der Unsicherheit der Grundlage eine sehr minimale Bedeutung haben.

Viertes Kapitel.

Die körperliche und geistige Beschaffenheit des diluvialen Menschen.

Das verflossene Jahrhundert hat uns neben vielen anderen Erfindungen auch jene gebracht, daß der Mensch vom Affen abstamme. Um Gründe für oder gegen diese Theorie zu gewinnen, hat man der körperlichen und geistigen Beschaffenheit des diluvialen Menschen von Anfang an großes Interesse entgegengebracht. Ist die Affentheorie richtig, so muß der älteste, also diluviale Mensch den Stempel der Affenabstammung noch deutlicher aufgedrückt haben, als selbst das moderne Gigerl. Er müßte eine körperliche Bildung aufweisen, welche die zwischen dem Affen und dem modernen Normalmenschen bestehende anatomische Kluft als Bindeglied zu überbrücken geeignet wäre. Die Versuche, den diluvialen Menschen als inferioren Affenmenschen zu charakterisieren, sind nach einer längeren Pause heute wieder aufgenommen worden. Es ist die bekannte Neanderthaler- oder Spy-Rasse, welche von neuem in verschiedenen Werken ihren Spuk zu treiben beginnt. Die Rasse baut sich auf ein Skelett vom Neanderthal bei Düsseldorf und auf zwei andere aus einer Höhle bei Spy (Belgien) auf. Schwalbe erklärt diese angebliche Rasse geradezu als Mittelglied zwischen Mensch und Affe, und nach Fraipont und Collignon war der Mensch von Spy nicht einmal im stande, ganz aufrecht zu gehen, sondern nur mit eingebogenen Knieen, wie z. B. der Gorilla.

Demgegenüber ist vor allem darauf aufmerksam zu machen, daß wir so ziemlich gar keine sicher diluvialen Skelettreste besitzen. In Niederlassungen mit genauer Schichtung, wie im Schweizersbild oder auch in Schussenried, fehlen menschliche Skelette ganz; das meiste, wenn nicht alles, stammt aus zweifelhaften Höhlenfunden, und es ist nach den Ausführungen des berühmten englischen Höhlenforschers

Dawkins sehr wahrscheinlich, daß alle dem Diluvium zugeschriebenen Schädel aus der jüngeren Steinzeit stammen und nur beim Begräbnis in Berührung mit diluvialen Dingen gekommen sind. Von allen Schädeln kann am ehesten derjenige von Egisheim im Elsaß als diluvial gelten.

Was den Neanderthal-Schädel betrifft, so ist es schwer begreiflich, wie ein ernster Gelehrter dieses Objekt ohne weiteres als diluvial annehmen und gar eine Rasse darauf aufbauen kann. Dieser Schädel zeichnet sich dadurch aus, daß er eine starke Schläfeneinschnürung, starke Augenbrauenwulste, eine fliehende Stirne und geringe Höhe besitzt, Eigentümlichkeiten, wie sie in ähnlicher Weise auch die Spy-Schädel aufweisen. Hierin wollte man eine affenartige Bildung erblicken. In Wirklichkeit haben wir es einfach mit einem niedrigen und langen Schädel (chamäkephale Dolichokephalie) zu thun, und diese Form des Schädels treffen wir auch noch beim rezenten Menschen an. „Wenn wir auch Darwins Worten, der den Neanderthal-Schädel sehr gut entwickelt und geräumig nannte, nicht ganz beistimmen können, so zeigten doch die Untersuchungen von Virchow, Spengel und anderen, daß die allgemeine Form des Schädels (die chamäkephale Dolichokephalie) in alter und neuer Zeit in der Fundgegend des Neanderthal-Schädels, namentlich aber in dem alten Friesland, weit und zahlreich verbreitet war und noch heute ist, wozu dann als individuelle Bildung leicht stark entwickelte Stirnhöhlen und Augenbrauenwulste des Stirnbeins treten können. Virchow hat ein Schädeldach aus Ostfriesland beschrieben und mit dem des Neanderthals ineinander zeichnen lassen und damit den Nachweis geführt, daß beide so vollständig wie möglich übereinstimmen. Wenn sich zu solch einem relativ langen und niedrigen Kopfe als individuelle Besonderheit stark entwickelte Stirnhöhlen gesellen, so wird sich eine ›neanderthaloide‹ Form ausbilden, und zwar viel auffallender, als wenn ein hoher und kurzer Schädel sich innerhalb dieser individuellen Anlage weiter entwickelt. Auf dem anthropologischen Kongreß in Brüssel erklärte Hamy, daß er hier in den Straßen der Stadt Leuten mit ähnlicher Schädelbildung wie die des Neanderthalers begegnet sei; andere Forscher konnten auf andere Schädel aus Europa hinweisen.“ (Ranke, „Der Mensch“ II, S. 473—474.)

Hiermit ist in erster Linie klargelegt, daß die Eigentümlichkeiten der Neanderthaler- und Spy-Schädel nicht affenähnliche Merkmale sind, sondern innerhalb der Variationsgrenze des normalen Menschenschädels liegen. Damit ist die angebliche Bedeutung der angeblichen Spy-Rasse für die Entwickelungstheorie illusorisch gemacht. Außerdem ist der Neanderthal-Schädel krankhaft. Der ehe-

malige Besitzer desselben hat nach Virchow an jugendlicher Rhachitis (englische Krankheit) und später an der Gicht der Alten (arthritis deformans) gelitten. Viel wichtiger als diese Thatsache ist es, daß es kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß der Neanderthal-Schädel nicht diluvial ist; zum mindesten ist sein Alter ein ganz unsicheres. Virchow sagt darüber: „Für die Beurteilung dieser Gebeine ist es von Wichtigkeit, zu erwähnen, daß dieselben aus keiner Höhle herstammen; auch hat man sie nicht an ihrer Lagerstätte aufgefunden, niemand hat sie ausgegraben, sie sind in Bezug auf die geologischen Verhältnisse, unter denen sie sich befanden, nicht Gegenstand der Beobachtung gewesen. Sie wurden gefunden in einer Schlucht, die zunächst eines Bergabhanges sich gebildet hatte; durch diese Schlucht waren Wasser herabgekommen und hatten allerlei herausgespült; wo die einzelnen Stücke früher gelegen hatten, wußte niemand. Darunter befanden sich auch das Bruchstück des Schädels und die Gebeine. Sie sind also durchaus nicht an einer sicher konstatierten Lagerstätte nachgewiesen; ob sie in diluvialem Lehm, wie angenommen wird, gesteckt haben oder nicht, hat niemand gesehen. Dabei muß ich bemerken, daß schon unter den ersten Gelehrten, welche sich mit dem Schädel beschäftigt haben, vorsichtige Männer waren, welche fragten: »Warum kann da oben nicht ein Grab gewesen sein? Warum kann das Wasser nicht den Schädel daraus abgespült haben?« Die ganze Bedeutung des Neanderthaler-Schädels hat darin beruht, daß von Anfang an der Nimbus um ihn sich verbreitet hat, daß er in diluvialem Lehm gelegen habe, der zur Zeit der alten Säugetiere sich gebildet hatte. So hat sich die Meinung gebildet, so gut wie der Kanstatter Schädel mit Mammutresten zusammengelegen habe, sei auch der Neanderthaler-Schädel mit etwas Aehnlichem zusammen gewesen, obwohl nicht ein einziges Stück von diluvialen Tieren bei ihm gefunden wurde, auch nicht in dem abgespülten Material. Auf so unsicherer Basis beruhen die Vorstellungen von der uralten Beschaffenheit dieser Schädel.“ (Citiert nach Ranke, „Der Mensch“, II, S. 485.)

Nun wurden nach Fullrott in den diluvialen Schichten, in welchen das Neanderthal-Skelett vielleicht eingebettet war, zwei Bruchstücke von Steinbeilen aus der jüngeren Steinzeit gefunden. Wenn wir daher auch absolut nichts Sicheres über das Alter des Neanderthal-Mannes angeben können, so hat man doch noch am ehesten einen Anhaltspunkt für ein neolithisches Alter. Hierfür — und hierfür allein — hat man wenigstens einen einigermaßen positiven Anhaltspunkt. Wenn unter diesen Umständen der Neanderthal-Schädel heute noch von Gelehrten zur Aufstellung einer eiszeitlichen Rasse verwertet wird, so müßte man bei denselben eine so krasse Unwissenheit annehmen, daß man fast ver-

sucht wäre, eher an der bona fides zu zweifeln, wenigstens bei deutschen Forschern, welchen diese Dinge doch allmählich bekannt sein sollten.

Das diluviale Alter der Schädel von Spy wird auf der einen Seite behauptet, auf der anderen bezweifelt. Die unsicheren Höhlenfunde haben eben seit den kritischen Ausführungen von Dawkins ihr Ansehen verloren. Will man aber die Skelette von Spy als echt diluvial gelten lassen, so wird man das wohl auch bei den anderen Höhlenfunden thun müssen. Ob wir nun annehmen, die Spy-Schädel seien zweifelhaften Alters, oder ob wir allen Höhlenfunden diluviales Alter zuschreiben, in jedem Fall sinkt die Rasse von Spy in Nichts zusammen. Auf unsicher datierte Schädel kann man unmöglich eine eiszeitliche Rasse aufbauen. Ist aber alles eiszeitlich, dann ist die Rasse nach der Mehrzahl der Schädel zu beurteilen und nicht nach zwei vereinzelten Abweichungen. Da weisen nun die drei Schädel von Cro-Magnon eine sehr steile, gut gewölbte Stirn auf — ein extremer Gegensatz zu den Spy-Schädeln! Sie „übertreffen in ihren Durchmessern, ihrer Wölbung, in ihrem Gehirnraum sogar die Mittelwerte der modernen Franzosen" (Ranke, „Der Mensch", II, S. 481). Der Schädel von Engis besitzt gleichfalls eine steile Stirn und gehört nach Landzert „zu den besonders gut entwickelten Schädeln". Der Schädel von Egisheim im Elsaß gleicht — abgesehen von seiner Dolichokephalie — ganz den Schädeln der modernen Elsäßer. Bei Annahme des diluvialen Alters kämen wir zu dem Resultat, daß die eiszeitliche Rasse sehr wohl entwickelte Schädel mit steil gewölbter Stirn besaß, daß aber auch, gerade wie heutzutage, vereinzelte chamäkephale (niedrige) Formen mit fliehender Stirn vorkamen, die aber mit äffischen Formen nichts zu thun haben; sie liegen, wie wir schon oben gesehen haben, innerhalb der Variationsgrenze der modernen normalen Schädel. Allein auch dies ist unsicher, da das diluviale Alter dieser Schädel zweifelhaft ist. Der Schädel von Egisheim kann noch die größte Wahrscheinlichkeit für diluviales Alter in Anspruch nehmen. Aber gerade er ist besonders günstig gebaut und hat selbst nach Schwalbe keine Aehnlichkeit mit den Spy-Schädeln. Das Märchen, daß der Spy-Mensch nicht vollständig aufrecht gehen konnte, ist von Manouvrier längst widerlegt.

Dem Gesagten zufolge kann der Neanderthal-Schädel für die Aufstellung einer eiszeitlichen Rasse gar nicht in Betracht kommen, und ist der Versuch, einseitig auf Grund der zwei unsicher datierten Spy-Schädel eine inferiore eiszeitliche Rasse zu konstruieren, als vollständig mißglückt anzusehen. Eine Neanderthal- oder Spy-Rasse giebt es nicht, und eine sicher eiszeitliche Rasse in Europa kennen wir nicht.

Die übrigens sehr geräumigen Schädel von Mähren sind gleichfalls etwas chamäkephal (niedrig). Der von Makowsky in seiner schon citierten Schrift Tafel IX, Figur 2, b abgebildete Schädel dürfte einen Längen-Höhenindex von 52—53 haben. Dieser Schädel ist also bedeutend höher als die Spy-Schädel, von welchen der eine den Index 40,9, der zweite einen solchen von 44,3 aufweist (der Index ist aus der Glabella-Inion-Linie = 100 und der Calottenhöhe berechnet). Nach der gewöhnlichen Messungsart und den von Schaaffhausen angegebenen Maßen (Länge 204 mm, Höhe 140 mm) beträgt der Längen-Höhenindex 68,6 (Grenze der Chamäkephalie 70,0). Die Kapazität ist ungefähr 1350, die Augenbrauenbogen sind stark vorspringend; weniger stark vorspringend sind sie bei dem unter 1, b abgebildeten Schädel vom Roten Berge. Besonders stark ist der Torus occipitalis entwickelt, der bis 10 mm vorsteht. Von einer Identität der Schädel von Spy und von Mähren kann keine Rede sein. Eine im Grad sehr verschiedene Chamäkephalie und kräftig ausgebildete Augenbrauenbogen geben einem Schädel zwar ein sehr charakteristisches Aussehen, aber zur Berechtigung; solche Schädel zu einer Rasse zusammenzuschließen, fehlt noch gar viel. Uebrigens könnte man auf die Vermutung kommen, daß zu Beginn der neolithischen Zeit (das alt-neolithische Alter der Skelette aus Mähren ist sehr wahrscheinlich) von Osten her ein chamäkephales Element eingewandert ist (Mähren), von dessen westlichen Ausläufern bei Spy und vielleicht auch im Neanderthal Spuren sich erhielten. Jedenfalls können wir die Schädel aus Mähren bei ihrer unsicheren Datierung nicht für eine diluviale Rasse verwerten.

Die Untersuchung der körperlichen Eigenschaften des diluvialen Menschen bietet demnach im wesentlichen nur ein negatives Moment, daß nämlich für die Annahme einer dem Affen näher stehenden diluvialen Rasse ein wissenschaftlich-empirischer Anhaltspunkt nicht gegeben ist. Eine positive Darlegung einer diluvialen Rasse ist bei der Unsicherheit der Datierung ganz unmöglich.

In bestimmteren Umrissen, wenn auch nicht in absoluter Vollständigkeit, tritt uns das Bild der Kultur und des geistigen Lebens des Diluvialmenschen entgegen.

Die Kulturhöhe eines Volkes kommt nach zwei Seiten hin zum Ausdruck: erstens in der Art und Weise, wie der Mensch den rein materiellen Erfordernissen, welche Not und Bequemlichkeit tagtäglich von ihm erheischen, nachzukommen versteht, und zweitens in dem Grade, in welchem eine über die Befriedigung der materiellen Sorgen hinausgehende geistige Thätigkeit zur Geltung kommt. Der erstere, rein materielle Teil der Kultur läßt unter Umständen sehr wenig berechtigte

Schlüsse auf die Kulturfähigkeit und die geistige Beanlagung eines Volkes zu, weil er in hervorragender Weise von äußeren und zufälligen Einflüssen bedingt ist. Der geistige Teil der Kultur aber hängt nicht ausschließlich von der Veranlagung des Volkes, sondern in ganz hervorragender Weise von der materiellen Kultur und damit indirekt von äußeren, zufälligen Momenten, wie z. B. vom Klima, ab. Wir dürfen daher die Kultur nicht schematisch mit dem Meterstab abmessen, sondern müssen im einzelnen Fall die äußeren Verhältnisse, die materielle und die geistige Kultur in ihrem gegenseitigen Verhältnis betrachten. Nur auf diese Weise können wir die relative Kulturhöhe bestimmen, und nur diese relative Kulturhöhe läßt einen verläßigen Schluß auf die Kulturfähigkeit zu. Wenn ein Volk unter günstigen Bedingungen eine annähernd gleichwertige Kultur aufweist wie ein anderes, das unter sehr ungünstigen Lebensbedingungen zu leiden hat, so haben wir, absolut genommen, dieselbe Kulturstufe, während in der relativen Kulturhöhe das letztere das erstere bei weitem übertrifft. Bei der relativen Bestimmung der Kultur muß ganz besonders ein Faktor erwogen werden, der so vielfach außer acht gelassen wird: ob nämlich die Kultur eines Volkes im großen und ganzen die Frucht eigener kultureller Arbeit darstellt, oder ob sie auf fremder, von einem anderen Volke überkommener Kultur aufbaut. Mag man beispielsweise die alte griechische und unsere deutsche Kultur als der Hauptsache nach gleichwertig und die letztere in manchen Punkten als noch vollkommener hinstellen, die deutsche Kultur wird in ihrer relativen Höhe, sobald man an diese den Maßstab der selbständigen Arbeit anlegt, von der griechischen unendlich weit übertroffen. Die griechische Kultur weist trotz der vielen Abirrungen die erhabensten moralischen und philosophischen Anschauungen auf, welche damals nicht etwas Selbstverständliches, weil Ueberkommenes, waren, zu denen sich der griechische Geist vielmehr erst durchringen mußte; griechische Kunst und griechische Philosophie sind Erzeugnisse des griechischen Genies und nicht Setzlinge, die man sich erst aus dem Kulturgarten eines Fremden holen mußte. Dagegen liegt die Grundlage der rein geistigen Kultur der germanischen Welt in zwei fremden Kulturregionen, in der griechisch-römischen und in der christlichen. Freilich hat die deutsche Kultur die altgriechische in vielen Stücken übertroffen — und es wäre traurig, wenn sie dies auf solcher Grundlage nicht zu stande gebracht hätte —, allein für die Fähigkeit, in demselben Maße wie das griechische Volk Trägerin einer selbständigen hohen Kultur zu werden, dafür hat das deutsche Volk den Beweis noch nicht erbracht. Wir dürfen daher bei der Beurteilung einer Kultur nicht einfach die Summe aller vorhandenen Kulturfaktoren in Betracht ziehen,

sondern in erster Linie die nicht ererbten, sondern selbständig erworbenen. In den letzteren liegt der Kulturwert eines Volkes.

Wenn wir in oberflächlicher Weise die altsteinzeitliche Kultur betrachten, so erscheint sie uns, die wir an die moderne, auf Jahrtausende zurückreichende Kultur gewöhnt sind, als äußerst minderwertig. Wenn wir dann einen oberflächlichen Blick auf die stufenweise Entwickelung der materiellen Kultur werfen, wenn wir sehen, wie der Mensch in der älteren Steinzeit seine Geräte aus Bein und „roh zugeschlagenen" Steinen verfertigte, wie er in der jüngeren Steinzeit seine Steinwerkzeuge kunstvoller herstellte, geglättet und geschliffen, sich Haustiere gezähmt und den Ackerbau betrieben hat, wie er dann in der Bronzezeit an Stelle des unvollkommenen Bein- nnd Steinmaterials das besser brauchbare Metall gewählt und in der Eisenzeit der spröden Bronze das heute noch herrschende Eisen vorgezogen hat, dann freilich sehen wir in der älteren Steinzeit die niedrigste inferiore Entwickelungsstufe, auf welche wir von der Höhe unseres modernen Kulturbaues nur mehr mit Mitleid herabsehen können.

Und doch liegt die Sachlage ganz anders: wir haben bei den ältesten Menschenstämmen nichts Ueberkommenes, sondern nur selbständig Erworbenes, weshalb ihre scheinbar niedrige Kultur eine Kulturarbeit und einen Kulturwert repräsentiert, dessen sich auch kein modernes Kulturvolk zu schämen brauchte.

Fassen wir zunächst die materielle Kultur ins Auge. Was ist uns selbstverständlicher, als der Gebrauch des Feuers? Wer aber hat uns gelehrt, das Feuer aus dem Stein zu schlagen, die erwärmende Kraft des Feuers uns zu Nutzen zu machen und nicht wie wilde Tiere unsere Fleischnahrung roh zu verzehren? War das der Kulturmensch der Bronze- oder La Tène-Zeit? oder gar der unübertreffliche moderne Kulturmensch? Keiner von allen — der eiszeitliche Mensch ist der Entdecker des Feuers, dieses so wichtigen, grundlegenden Faktors der materiellen Kultur. Freilich, wenn der Vertreter der modernen Kultur mit einem Zündhölzchen gedankenlos seine Cigarre in Brand steckt, so erinnert er sich nicht daran, daß diese Kunst des Feuermachens auch einmal wie das Schießpulver erst erfunden werden mußte, und daß der diluviale Mensch dies zustande gebracht, während die Welt auf Feuer und Schießpulver vielleicht noch lange warten müßte, wenn es bei der Erfindung beider auf ihn angekommen wäre; er denkt auch nicht daran, daß alle sogenannten Kulturvölker Jahrtausende hindurch nicht über die primitive diluviale Methode des Feuerschlagens hinausgekommen sind, und daß die Erfindung der armseligen Zündhölzchen erst in allerjüngster Zeit gelang! Wir haben zwar

keinen ganz sicheren Anhaltspnnkt, ob der diluviale Mensch das Feuer durch Aneinanderreiben von Holzstückchen oder durch Aneinanderschlagen von Steinen gewonnen hat, aber es wird kaum einem Zweifel unterliegen können, daß er, der sich bei Herstellung seiner Geräte soviel mit dem Behauen des Feuersteins abgeben mußte, durch die dabei abspringenden Funken auf die Kunst des Feuerschlagens aufmerksam geworden ist.

Und ist es vielleicht eine Kleinigkeit, daß der älteste Mensch fast alle heute noch üblichen Werkzeuge für den täglichen Gebrauch in ihrer Form erfunden hat, so zwar, daß alle die Kulturvölker im Lauf der Jahrtausende es nicht für notwendig fanden, wesentliche Aenderungen im Typus dieser Werkzeuge vorzunehmen? Es ist kein wesentlicher Unterschied zwischen dem modernen Stahlmesser und dem Feuersteinmesser der paläolithischen Periode. Beide stellen ein flaches, ziemlich breites Stück des Rohmaterials mit scharfen Kanten dar. Dasselbe gilt von der modernen und der steinzeitlichen Säge, bei welcher die scharfe Kante schartenartige Lücken und damit Zähne erhält. Auch der Bohrer wurde schon vom diluvialen Menschen erfunden, ein Instrument, das später durch die an der Spitze angebrachte Windung verbessert worden ist. Meißel, Schaber und beilartige Instrumente (Bärenkiefer) gehen bis in die Eiszeit zurück. Ganz dieselbe Nadel, welche heute noch verwendet wird, finden wir schon beim diluvialen Menschen, der als ihr Erfinder angesehen werden muß. Angeln und Harpunen mit Widerhaken, Lanzen- und Pfeilspitzen von der heute noch existierenden Form, sie alle sind auf den eiszeitlichen Menschen zurückzuführen. Heutzutage sind dies selbstverständliche Dinge, damals aber mußte alles erst erfunden werden, ein Umstand, welcher den unscheinbaren Waffen und Werkzeugen einen ganz eminenten Kulturwert verleiht und der Kulturfähigkeit des diluvialen Menschen ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Aeußerlich und oberflächlich betrachtet erscheint ja die Kultur der älteren Steinzeit ziemlich identisch mit jener der Eskimos oder der Feuerländer, sie steht aber in ihrem durch selbständige Arbeit taxierten Wert weit über dieser. Der Eskimo und Feuerländer benutzt diese Dinge als überkommene, der diluviale Mensch ist ihr Erfinder. Man nennt das 19. Jahrhundert das Jahrhundert der Erfindungen, denn in ihm sind jene Erfindungen zustande gekommen, welche die materielle Kultur wenn nicht auf den Gipfelpunkt, so doch diesem sehr nahe gebracht haben. Auch die paläolithische Periode könnte man mit Fug und Recht ein Zeitalter der Erfindungen nennen. Denn damals wurden jene Erfindungen gemacht, welche den Anfang und die Grundlage der

ganzen materiellen Kultur der Menschheit bis auf den heutigen Tag darstellen. Es kann daher nicht bezweifelt werden, daß der diluviale Mensch eine hochveranlagte Rasse repräsentiert, und daß er an Kulturfähigkeit — aber selbstverständlich nicht an Kulturhöhe — mit jedem Volke wetteifern kann.

Daß der diluviale Mensch den Ackerbau nicht betrieben und Haustiere nicht gezähmt hat, dies hat seinen Grund nicht etwa in einer Minderwertigkeit seiner Kulturfähigkeit, sondern einzig und allein in den äußeren Umständen. Wo der Halsbandlemming lebt, also polares Klima herrscht, da ist der Ackerbau einfach unmöglich, und auch das subarktische Steppenklima ist nicht viel weniger ungünstig für ihn. Wenn aber der Ackerbau nicht betrieben wird, so fehlt auch ein Bedürfnis für Haustiere. Man bedarf derselben nicht zur Arbeitsleistung beim Ackerbau, und ein durch letzteren noch nicht an die Scholle gebundenes nomadisierendes Jägervolk kann Haustiere überhaupt nicht brauchen, welche für dasselbe mehr Last als Nutzen brächten. Fleisch, Fell, Knochen und Geweih liefert ihm das vorhandene Wild. Daß es nur die klimatischen Verhältnisse waren, welche den Ackerbau unmöglich machten, zeigt deutlich der Umstand, daß beim Milderwerden des Klimas in der Uebergangsperiode von der älteren zur jüngeren Steinzeit der Mensch sofort den Ackerbau in Angriff genommen und die Früchte der Obstbäume verwertet hat, wie uns der Fund von Mas-d'Azil lehrt. Dagegen könnte man eine merkliche Unvollkommenheit der materiellen Kultur des Diluvialmenschen in der Unkenntnis der Töpferei erblicken, da ihm ja das Rohmaterial zur Verfügung gestanden und leicht zugänglich gewesen wäre. Aber auch die Entstehung der Töpferei dürfte in engem Zusammenhang mit dem Ackerbau stehen. Die Fleischnahrung des Diluvialmenschen erforderte alsbaldige Konsumierung, und für die etwaige Aufbewahrung getrockneter Fleischstücke waren Behälter nicht so notwendig wie für die Aufbewahrung der Erzeugnisse des Feldbaues Auch die aus letzteren zubereiteten Speisen steigerten die Notwendigkeit des Besitzes geeigneter Gefäße. Daher mußte sich der Mensch nach einem geeigneteren Material umsehen, als ihm in den mühsam zu bearbeitenden Renntierschädeln geboten war, und die Knetbarkeit des Lehmes brachte ihn auf die Kunst der Töpferei. Somit dürfte auch der Mangel der Töpferei in der Diluvialzeit mit der Unmöglichkeit des Ackerbaues in Zusammenhang stehen.

Gehen wir nun von der rein materiellen Kultur zu den socialen Verhältnissen über. Der Mensch der Diluvialzeit lebte offenbar in kleinen Familienverbänden, in ganz ähnlicher Weise, wie sich die alten Germanen bei Besitznahme eines Landes ansiedelten (kleine Weiler

oder Dörfer). Daß es sich bei den diluvialen Ansiedelungen nicht bloß um Niederlassungen zweier oder dreier Personen handelt, geht aus der Fülle der Fundgegenstände an den einzelnen Orten mit Gewißheit hervor. Daß in einer solchen Niederlassung auch ein Oberhaupt war, darauf weisen die sogenannten „Kommandostäbe" hin. Diese Stäbe sind sorgfältig aus der Geweihstange des Renntieres geschnitten, am unteren Ende mit einer rundlichen fingerdicken Oeffnung versehen und vielfach mit Tierzeichnungen ornamentiert. Dieselben werden — da man eine andere Erklärung nicht fand — allgemein als Abzeichen einer bestimmten Würde aufgefaßt. Vorausgesetzt, daß diese Hypothese das Richtige trifft, so hätten wir in einem solchen „Kommandostab" das Abzeichen eines diluvialen Bürgermeisters zu erblicken.

Wenn die dem Diluvium zugeschriebenen Schädel wirklich dieses Alter besitzen — wofür ein strikter Beweis noch fehlt — so wäre nachzuweisen, daß der diluviale Mensch seinen Verwundeten eine so treffliche Pflege angedeihen ließ, daß z. B. die Frau aus der Höhle von Cro-Magnon nach Empfang einer riesigen und tiefen Wunde im Stirnbein noch wochenlang leben konnte. Der Knochen hatte sich an den Rändern der Wunde neu gebildet.

Besonders ist hervorzuheben, daß sich beim diluvialen Menschen bereits eine Arbeitsteilung konstatieren läßt, die in ihrer allgemeinen Durchführung in späteren Zeiten zu der Entstehung der einzelnen Handwerke geführt hat. Denn es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß wir am Schweizersbild eine Werkstätte, man möchte fast sagen, eine Fabrik für Knochen- und Steinwerkzeuge vor uns haben. Diese Werkstätte lieferte offenbar das Hausgeräte für umliegende Stationen. Ob die einzelnen Familienverbände zu einem großen Ganzen vereinigt waren, ob es sich bereits um verschiedene Stämme handelt, oder ob ein einziger Stamm in dem weiten, unbewohnten Gebiet sich ausgebreitet hatte und nur in lockerem gegenseitigen Zusammenhang stand, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Immerhin deutet die in der Fabrikanlage des Schweizersbildes zutage tretende Arbeitsteilung und gegenseitige Aushülfe auf eine Kommunikation unter den verschiedenen Stationen. Die Schmuckgegenstände, welche dem tertiären Mainzer Becken entstammen, weisen sogar auf Handelsbeziehungen nach weit entfernten Gegenden hin (der Rhein als Handelsstraße?).

In den Ornamenten und in den Tierzeichnungen läßt sich ein Sinn für Schmuck und Schönheit, für Dinge, welche über die Notwendigkeit und die praktische Verwendbarkeit hinausgehen, nicht verkennen. Daß auch der Farbensinn entwickelt war, zeigen uns die gelblichen und rötlichen Farbpasten. Die Plastik tritt uns in verschiedenen Schnitzereien

entgegen, die wir schon oben kennen gelernt haben. Mit all' diesen primitiven und einfachen Erzeugnissen stehen wir an der Wiege der Kunst. Zu beachten ist, daß die paläolithischen Funde den Beweis liefern, daß die darstellende Kunst nicht aus der Ornamentik hervorgegangen ist. Beide haben einen selbständigen Ursprung. Die Tierbilder aus den französischen Höhlen, aus dem Keßlerloch und aus dem Schweizersbild wurden größerenteils nicht als Ornamente verwendet, sondern repräsentieren reine Naturnachbildungen, die um ihrer selbst willen, d. h. „zum Vergnügen", gemacht wurden. Neben diesen kommen dann Zeichnungen und Schnitzereien vor, welche als Ornament dienten, und Linien, geometrische Figuren oder gleichfalls Tiere darstellten. Aus diesen ersten Verzierungen entwickelte sich die spätere reiche Ornamentik; in den selbständigen Tierfiguren und Menschenstatuetten haben wir die realistischen Anfänge der darstellenden Kunst zu erblicken.

Die religiösen Anschauungen des Diluvialmenschen liegen fast vollständig im Dunkeln. Wenn manche Skelette, welche einst bestattet worden sind, der Eiszeit nicht nur zugeschrieben werden, sondern ihr auch wirklich angehören, dann wäre in der Bestattung jedenfalls ein Akt der Pietät zu erblicken, der auf gewisse religiöse Anschauungen hinweisen würde. Allein das diluviale Alter dieser Skelette ist sehr zweifelhaft. Ob die menschlichen Statuetten als Idole und die bemalten Kiesel aus der Uebergangszeit teilweise vielleicht als Amulette oder religiöse Symbole aufzufassen sind, darüber lassen sich zwar verschiedene Meinungen und Ansichten aufstellen, eine Entscheidung ist aber bei dem Mangel aller positiven Anhaltspunkte nicht möglich. Die allerdings erst aus der Uebergangszeit von der paläolithischen zur neolithischen Periode stammende Sitte, die Gebeine eines Verstorbenen nach der Verwesung rot zu färben, setzt jedenfalls irgend welche religiöse Anschauungen über eine Existenz des Menschen nach dem Tode voraus; welcher Art aber diese Anschauungen waren, wird wohl für immer unbekannt bleiben.

Die materielle und geistige Kultur des diluvialen Menschen war dem Gesagten zufolge, absolut genommen, die Kultur eines sogenannten „wilden" Volkes. Dabei muß erstens betont werden, daß diese Kultur in keiner Weise sich unter dem Niveau der Kultur moderner wilder Völker befand, sodaß man in ihr nicht etwa ein Mittelding zwischen der menschlichen Kultur und der Geistesbethätigung eines noch in der Mauserung zum Menschen befindlichen Affenstammes erblicken kann. Vielmehr ist hervorzuheben, daß der diluviale Mensch in der Kulturfähigkeit und in der selbständigen Kulturarbeit, somit in der relativen Kulturhöhe die modernen wilden Völker bei weitem übertrifft. Dem diluvialen Menschen müssen die aller-

wichtigsten Erfindungen für die materielle Kultur zugeschrieben werden und auch die Entwickelung der geistigen Kultur seiner Nachkommen hat er grundgelegt. Wir haben daher alle Ursache, dem diluvialen Menschen eine hohe geistige Begabung beizulegen.

Fünftes Kapitel.

Jüngere Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit.

Als mit dem Ende der postglazialen Steppenzeit ein milderes Klima, verbunden mit einer Waldvegetation in Europa eingezogen war, trat ein Wechsel in der Kultur und offenbar auch in der Bevölkerung ein. Die günstigeren klimatischen Verhältnisse ermöglichten, daß der Mensch seine Kulturfähigkeit noch mehr als bisher in Kulturarbeit umsetzen konnte.

Auf die diluviale ältere Steinzeit folgte die jüngere Steinzeit oder neolithische Periode, die nunmehr der geologischen Gegenwart angehört: Klima, Bodengestaltung, Tiere und Pflanzen haben seit jener Zeit keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Das für die jüngere Steinzeit Charakteristische können wir folgendermaßen zusammenfassen: Das Rohmaterial für Werkzeuge und Waffen blieb Stein, Bein und Geweih; die Steinwerkzeuge wurden aber im allgemeinen sorgfältiger gearbeitet und besonders geglättet oder geschliffen. Geweih- und Beinwerkzeuge unterscheiden sich von jenen der älteren Steinzeit dadurch, daß nicht mehr arktische Tiere, wie das Renn, das Material liefern mußten, sondern heute noch bei uns einheimische. Das Geweih des Edelhirsches trat an die Stelle des Renntiergeweihes. Außerdem trieb man Ackerbau, Haustiere wurden gehalten, die Kunst des Spinnens, Webens und Flechtens und ebenso die Töpferei waren bereits bekannt. Wir wissen auch, daß sich der neolithische Mensch aus Holz Hütten oder Häuser errichtet und diese Wohnungen kunstvoll in die Seen hineingebaut hat (Pfahlbauten).

Zu den ältesten Funden der neolithischen Periode gehören jene aus der älteren nordischen Steinzeit. Die ältere nordische Steinzeit ist also neolithisch und darf nicht mit der älteren Steinzeit oder der paläolithischen Periode verwechselt werden. Während der älteren Steinzeit war der Norden noch von Eis bedeckt, weshalb hier die älteste Periode gar nicht vertreten ist. Nachdem in Schweden und Dänemark die Eisbedeckung verschwunden war, herrschte dort, wie bei

uns, ein postglaziales arktisches Klima. Diese Periode ist aber bereits jünger anzusetzen als unser Postglazial, da das allmähliche Zurückweichen der ganz riesigen Decke des nordischen Inlandeises viel längere Zeit in Anspruch nehmen mußte als das Abschmelzen unserer verhältnismäßig geringen Alpenvergletscherung. Ging doch in der jüngeren Eiszeit die Vergletscherung bis über Berlin und Frankfurt a. O. herunter! Auf das postglaziale arktische Klima folgte eine Waldflora, mit welcher die geologische Gegenwart beginnt. Diese Waldflora blieb aber nicht bis auf den heutigen Tag eine gleichmäßige, vielmehr war Skandinavien zur neolithischen Zeit hauptsächlich von Fichtenständen bedeckt, während heutzutage die Buchenwälder überwiegen. Aus dieser älteren Fichtenzeit stammen die ältesten neolithischen Spuren, welche unter dem Namen Kjökkenmöddinger bekannt sind. Dieselben stellen nichts anderes dar als Abfallhaufen [1]) aus der Küche des neolithischen Menschen. Sie werden auch Muschelhaufen genannt, denn sie bestehen größtenteils aus den weggeworfenen Schalen der verzehrten Muscheln (z. B. Auster, Herzmuschel). Außerdem finden sich in ihnen Knochen von Tieren, die teilweise zur Markgewinnung aufgeschlagen worden sind, nicht geglättete Feuersteinwerkzeuge, Beinwerkzeuge und rohe Topfscherben. Vom Renntier finden sich nur mehr ganz selten Spuren, der Ackerbau wird noch nicht betrieben und von Haustieren wird nur der Hund gehalten. Wir haben hier eine gemischte Kultur, welche sicher aus neolithischer Zeit stammt, aber sehr viele Anklänge an die paläolithische Kultur besitzt. Da wir es auch hier mit einem ausgesprochenen Jägervolk zu thun haben, das in ähnlicher Weise wie in Taubach und Schussenried seine Küchenabfälle zurückgelassen, so kann man auf die Vermutung kommen, daß der Mensch der älteren nordischen Steinzeit kein anderer ist, als der paläolithische Mensch, welcher als nomadisierender Jäger dem mit dem Eis sich zurückziehenden Renntier gefolgt ist und sich im Norden bis in die neolithische Zeit herein erhalten hat. Doch können die ähnlichen Kulturverhältnisse auch ohne jeden weiteren Zusammenhang nur durch ähnliche klimatische Verhältnisse verursacht sein.

Aehnliche Abfallhaufen hat man in vielen anderen Ländern gefunden; doch sind nicht etwa alle gleichalterig. Nach Ihering [2]) hat man sogar verschiedene der Muschelhaufen mit Unrecht auf menschliche Thätigkeit zurückgeführt, indem es sich bei manchen um natürliche Ablagerungen handelt.

---

[1]) Dieselben sind wallförmig, erreichen eine Höhe von 1 bis 3 m, eine Breite von 50 bis 60 m und eine Länge von über 300 m.

[2]) Ihering, Ueber die vermeintliche Errichtung der Sambaquis durch den Menschen. Verhandlungen der Berliner anthropol. Gesellschaft 1898, Bd. 30, S. 454—460.

Im Anschluß an die dänischen Muschelhaufen wollen wir die neolithische Schicht des Schweizersbildes betrachten, da zwischen beiden eine gewisse Aehnlichkeit in der Kultur besteht.

Der Leser wird sich noch aus dem dritten Kapitel erinnern, daß am Schweizersbild über der gelben Kulturschicht die Breccienschicht lagerte, welche aus der Uebergangszeit von der paläolithischen zur neolithischen Periode stammt. Auf diese nun folgt eine neolithische Schicht, die „graue Kulturschicht". Zur neolithischen Zeit diente das Schweizersbild nicht als Wohnort, sondern als Grabstätte. Von den 22 Gräbern stammen ca. 18 aus der jüngeren Steinzeit, sodaß wir mit Recht von einem neolithischen Friedhof reden können.

An Feuersteinwerkzeugen fanden sich ca. 6000 Exemplare, welche sich, wie bei den dänischen Muschelhaufen, von den paläolithischen nicht unterscheiden [1]). Es wäre die Möglichkeit vorhanden, daß diese Werkzeuge beim Anlegen der Gräber aus der paläolithischen Schicht heraufbefördert wurden, doch ist dies bei der großen Anzahl der Stücke etwas unwahrscheinlich. Daß wir es mit der jüngeren Steinzeit zu thun haben, geht mit Sicherheit aus den Topfscherben, den Beinwerkzeugen und aus der Fauna hervor. Die Topfscherben sind noch roh und grobkörnig, und ohne Drehscheibe gefertigt. Die Fauna ist eine Waldfauna (Edelhirsch, Reh, Wildschwein, Dachs, brauner Bär), und außerdem kommen Tiere vor, die wohl bereits als Haustiere gedient haben, nämlich das Torfrind, die Ziege und das Schaf. Auffallender Weise fehlt der Hund. Die Beinwerkzeuge sind nicht mehr aus Knochen und Geweih des Renntieres, sondern aus denen des Edelhirsches. Ob der neolithische Mensch vom Schweizersbild schon den Ackerbau getrieben, ist nicht nachgewiesen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er, wie der Mensch aus der Zeit der dänischen Muschelhaufen, in die älteste Periode der jüngeren Steinzeit fällt und älter ist als die benachbarten steinzeitlichen Pfahlbauten des Bodensees. Doch ist die Annahme nicht auszuschließen, daß der inmitten des wild- und raubtierreichen Waldgebietes lebende Neolithiker sich ausschließlich mit der Jagd befaßte und deshalb noch keine so hohe Kultur besaß wie der gleichzeitige Bewohner der Pfahlbauten, welcher durch seine mühsam hergestellte Wohnung „an die Scholle" gebunden war. Nach Studer ist die Fauna ähnlich der Tierwelt der ältesten steinzeitlichen Pfahlbauten; somit wird es keinem Zweifel unterliegen, daß der Neolithiker vom Schweizersbild in die älteste Periode der jüngeren Steinzeit zu datieren ist, und daß er an-

[1]) Nur zwölf Stück waren geschliffen.

nähernd ein Zeitgenosse des skandinavischen Neolithikers war, der uns in den Kjökkenmöddinger seine Spuren hinterlassen hat.

Noch müssen wir uns die Gräber des Schweizersbildes näher ansehen, denn sie haben uns scheinbar ein überraschendes Resultat geliefert. Die 22 Gräber enthalten Ueberreste von 27 Individuen; dabei sind aber 4 Gräber nicht aus neolithischer, sondern aus neuerer Zeit. Die 18 neolithischen Gräber schließen hauptsächlich Frauen und Kinder ein; es finden sich 5 Frauenskelette und 10 Kinderleichen. Das Merkwürdigste aber ist, daß 5 Gräber Individuen bargen, die man infolge ihres zwerghaften Wuchses als *Pygmäen* bezeichnet hat. In neuerer Zeit sind verschiedene Zwergvölker oder zwergartige Völker bekannt geworden (Afrika, Ceylon). Man vertritt vielfach die Ansicht, daß diese Zwergvölker Ueberreste des Urmenschen oder Zwischenformen zwischen dem Ur-Affenmenschen und den heutigen Rassen darstellen. Die größeren Rassen hätten sich erst aus diesen kleineren herausgebildet, diese wiederum sollten darauf hindeuten, daß sich der Mensch nicht aus großen anthropoiden Affen, sondern aus kleineren Affenformen, beispielsweise aus den Hylobatiden, entwickelt habe. Demgegenüber ist darauf hinzuweisen, daß ein Mensch von kleinem Bau ebenso vollständig Mensch ist wie ein großer, und daß durch kleine Menschenrassen die Kluft zwischen Mensch und Affe auch nicht einen Zoll breit überbrückt wird. Diese Anknüpfung an kleinere Affen ist zum mindesten ebenso phantasievoll wie die angebliche Abstammung von den großen sogenannten menschenähnlichen Affen. Sie entbehrt noch mehr als die letztere jedes *speziellen*, im anatomischen Bau oder in der paläontologischen Erfahrung begründeten Anknüpfungspunktes. Dann aber ist das postulierte hohe Alter dieser Pygmäen gar nicht bewiesen. Käme ihnen die genannte Bedeutung im Rassen-Stammbaum des Menschen wirklich zu, so müßten sie eiszeitliches, zum mindesten postglaziales Alter besitzen. Die angeblichen Pygmäen des Schweizersbildes stammen aber erst aus neolithischer Zeit, also aus *der geologischen Gegenwart!* Die Skelettreste, bei welchen diluviales Alter *möglich* ist, gehören *alle sicher nicht* einer pygmäenhaften, sondern einer sehr kräftigen Rasse an. Wir haben daher für die Annahme, daß der älteste Mensch ein Pygmäe gewesen sei, keinen anderen Anhaltspunkt als die Phantasie. Endlich scheint es mir *sehr zweifelhaft*, daß wir es am Schweizersbild wirklich mit einer Pygmäenrasse zu thun haben.

Bei drei weiblichen Pygmäenskeletten ist von Kollmann (in der Beschreibung des Schweizersbildes von Rüesch, Nehring, Studer, Kollmann usw.) die Länge des Oberschenkelknochens angegeben, aus welcher dann die ungefähre Körpergröße berechnet wurde:

	Länge nach Manouvrier	Körpergröße nach Manouvrier
Grab 2	369 mm	1416 mm
„ 12	355 „	1355 „
„ 14	396 „	1500 „

Dazu kommt noch ein von Rüesch wieder aufgefundenes, schon 1874 von Dr. von Mandach in einer Höhle beim Dachsenbüel zwischen Keßlerloch und Schweizersbild ausgegrabenes neolithisches Skelett: Länge des Oberschenkels (Rüesch): 385 mm, Körpergröße 1490 mm. Da nun bei den Rassen gewöhnlicher Größe die Größe der kleinsten Leute durchschnittlich zwischen 1500—1600 mm liegt, so hat man den Schluß gezogen, daß man hier Pygmäen vor sich habe, deren mittlere Größe unter der Minimalgröße anderer Rassen liegt.

Es ist mir nicht bekannt, ob Kollmann zur Berechnung der Körpergröße den Oberschenkelknochen allein oder auch andere Knochen benutzt hat. Aus dem Oberschenkelknochen ergäbe sich nach meiner Berechnung aus Manouvriers Tabelle folgende Körpergröße:

Grab 2:	1428 mm
„ 12:	1373 „
„ 14:	1532 „
Skelett von Dachsenbüel	1490 „

Diese Zahlen wären immerhin etwas höher. Uebrigens sind alle diese Zahlen unzuverlässig, da aus einem einzigen Knochen nur ganz annähernd die Körpergröße bestimmt werden kann und nach meiner Ansicht die Abweichung von der wirklichen Größe in einzelnen Fällen sehr wohl 100 mm betragen, wenn nicht übersteigen kann.

Nehmen wir aber an, die Zahlen wären im allgemeinen richtig. Nun sind die Skelette vom Schweizersbild weiblich. Aus weiblichen Skeletten können wir aber nicht die mittlere Größe einer Rasse bestimmen, da das Weib durchschnittlich ziemlich kleiner ist als der Mann. Berechnen wir nun aus den weiblichen Skeletten die Größe entsprechender männlicher. In meiner Arbeit über das Femur bin ich zu dem Resultat gekommen, daß der weibliche Oberschenkelknochen durchschnittlich 30 mm kürzer ist als der männliche. Den oben angegebenen Längenmaßen der weiblichen Knochen würden also bei männlichen ungefähr solche von 385—426 mm entsprechen. Das gäbe nach Manouvrier eine Körpergröße von 1490—1614 mm. Wirklich übertrifft auch die berechnete Körpergröße bei Grab 5 — Angehörige der von den angeblichen Pygmäen sich unterscheidenden größeren Rasse — jene mit 1614 nur um $4^1/_2$ cm, was bei der Unsicherheit der Zahlen

keinen Unterschied ausmacht. Außerdem möchte ich noch darauf aufmerksam machen, daß von den 4 Oberschenkelknochen 3 noch innerhalb der von mir an 340 männlichen, also größeren Femora gefundenen Variationsgrenze liegen, und daß das eine (Grab 12) dem männlichen Minimum nur um 2 mm nachsteht. Die kleinste Länge jener männlichen Knochen war bei natürlicher Stellung 357 mm, bei Grab 12 355, Grab 2 369, Skelett vom Dachsenbüel 385, Grab 14 396. Somit kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die weiblichen Knochen vom Schweizersbild innerhalb der Variationsgrenze der normal großen weiblichen Knochen liegen, da dies schon mit einer ganz minimalen Differenz den normal großen männlichen Knochen gegenüber gesagt werden kann. Leider habe ich bei den weiblichen Knochen ein anderes Längenmaß abgenommen, als es bei denen vom Schweizersbild geschehen ist, sodaß ich sie nicht direkt vergleichen kann. Schließlich klingt es noch sehr unwahrscheinlich, daß zwei verschiedene Rassen, von denen die eine doch wohl die unterjochte darstellen mußte, dasselbe gemeinschaftliche Begräbnis hatten, und auffallend wäre es, daß sich nur pygmäenhafte Frauen, nicht aber solche Männer finden. Aus all dem möchte ich schließen, daß wir nicht zwei Rassen, sondern ein und dieselbe vor uns haben, die allerdings nicht besonders groß, aber doch noch normal groß und jedenfalls nicht pygmäenhaft war. Vielleicht war die teilweise herrschende geringere Größe einfach eine Folge ungünstiger Lebensbedingungen. Dies scheint mir wahrscheinlicher als die gewagte Pygmäenhypothese.

Schon hier, in der ältesten Periode der neolithischen Zeit, tritt uns die für Kultur und religiöse Anschauungen bemerkenswerte Thatsache entgegen, daß man die Toten sorgsam bestattet hat und eigene Bestattungsorte, ähnlich den heutigen Friedhöfen, besaß. Interessant ist auch in kultureller Beziehung das Grab 14, welches eine sogenannte Pygmäenfrau mit einem neugeborenen Kinde barg: „Das Skelett horizontal in reiner Asche; die unteren Extremitäten gerade ausgestreckt; der rechte Arm war etwas zusammengefaltet schief am Körper empor; der linke Unterarm quer über die Brust gelegt; die linke Hand ruhte auf dem rechten, nach aufwärts gebogenen Unterarm; beim rechten Arm befanden sich Teile eines Schädels von einem ganz jungen Kinde; die Knochen des letzteren lagen etwas zerstreut beim rechten Arm; der Schädel des großen Skelettes war seitlich gelegt.“ Die Lagerung deutet Nüesch ganz richtig, wenn er schreibt, daß dieser Frau ihr totes „Kind auf den rechten Arm gegeben ward; mit dem linken Arme, der quer über der Brust lag, hielt sie den Liebling fest! — Die Art und Weise, wie man hier die Verstorbenen begrub, läßt tiefe Blicke in das Gemüts-

leben der damaligen Menschen thun.“ Solch vereinzelte Züge überzeugen uns mehr als die gelehrtesten Deduktionen, daß jener Neolithiker ein fühlender Mensch war wie der moderne.

Man war in Deutschland gewohnt, die Pfahlbauten als fast ausschließliche Vertreter der neolithischen Periode anzusehen. In neuerer Zeit treten die Niederlassungen auf dem festen Lande in den Vordergrund. Neben der eben geschilderten Station vom Schweizersbild sind besonders die neolithischen Gräberfelder am Rhein hervorzuheben, die teilweise eine ganz bedeutende Ausdehnung besaßen und auf eine ziemlich dichte Bevölkerung des betreffenden Gebietes hinweisen.

Schon seit längerer Zeit ist das Gräberfeld am Hinkelstein bei Monsheim bekannt. Die Zahl der Gräber, welche reihenweise — wie in unseren Friedhöfen — angelegt waren, betrug über 200; sie waren nicht mit Steinen ausgemauert, sondern ähnlich wie unsere heutigen Gräber hergestellt. „Die Grabstätten waren alle von Westen nach Osten gerichtet, jedoch nicht völlig genau, mehr von Nordwesten nach Südosten, so jedoch, daß die Absicht nicht zu verkennen ist, das Antlitz des Toten dem Aufgang der Sonne zuzuwenden.“ (Ranke, Der Mensch II, S. 565.) In neuester Zeit hat Dr. Köhl in der Nähe von Worms vier neolithische Grabfelder entdeckt. Das erste, dicht am Rhein bei Worms gelegene, enthielt 69 Gräber. Ein zweites Grabfeld liegt bei Wachenheim, 2½ Stunden westlich von Worms und 25 Minuten vom Grabfeld am Hinkelstein entfernt. Es waren ungefähr 20 Gräber. In der Art der Beisetzung zeigten sich zwischen Worms und Wachenheim einige Unterschiede. In Wachenheim sind die Toten wie am Hinkelstein von Südwest nach Nordost orientiert, während diejenigen in Worms von Südost nach Nordwest gerichtet waren. Ferner waren in Wachenheim die Leichen als liegende Hocker beigesetzt, in Worms in ausgestreckter Lage; am Hinkelstein fanden sich sitzende Hocker. Demnach ist bei den neolithischen Begräbnisweisen eine hockende und eine ausgestreckte Lage (Worms, Schweizersbild) zu unterscheiden. Sitzt der Tote in aufrechter Stellung, die Füße an den Leib angezogen, so haben wir den sitzenden Hocker, dagegen die liegenden Hocker, wenn der Leichnam mit angezogenen Füßen nicht aufrecht sitzt, sondern auf der Seite liegt. In Wachenheim lagen alle Toten in Hockerstellung auf der rechten Seite.

Ein drittes Gräberfeld liegt eine Stunde nördlich von Worms bei Rheindürkheim. Die Orientierung der Toten geht hier wieder von Südost nach Nordwest. Die Skelette liegen in ausgestreckter Lage auf dem Rücken. Wie bei den anderen Gräberfeldern, so wurden

auch hier den Toten verschiedene Beigaben mit ins Grab gelegt: Thongefäße, Steinwerkzeuge und Schmuck. An den Thongefäßen von Rheindürkheim fehlt noch der Gefäßhenkel. Eine Beigabe giebt uns Aufschluß, auf welche Weise der Neolithiker das Feuer gewonnen hat, nämlich durch Aneinanderschlagen von Schwefelkies (Pyrit) und Feuerstein. „Was aber dieses Grab uns als ganz besonders wertvoll erscheinen läßt, ist der Umstand, daß hier zum erstenmale unter den Beigaben eines Toten eine größere Menge Schwefelkies oder Pyrit zusammen mit einem Feuersteinsplitter gefunden wurde. Es bilden diese Stücke zusammen das älteste Feuerzeug und das erste, das in einem neolithischen Grabe bis jetzt aufgefunden worden ist. Es kann nämlich der Schwefelkies mit dem Feuersteinsplitter zusammen keinen anderen Zweck gehabt haben, als mit Hülfe von Schwamm oder einer ähnlichen Substanz Feuer zu erzeugen. Auch die Fundverhältnisse geben dafür einen deutlichen Fingerzeig. Beide Stücke lagen nämlich an der Hüfte, wo in der Regel die kleineren Geräte, wie Feuersteinmesser, Schaber, Klopf- und Glättesteine und die rote Farbe sich finden und wo man eine Art Tasche vermuten muß, in welcher diese zur Ausrüstung des Mannes notwendigen Gegenstände verwahrt wurden." (Köhl, Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1899, Nr. 10, S. 113.) Ein viertes von Köhl am Rhein entdecktes Gräberfeld ist noch nicht ausgebeutet. Auch in anderen Gegenden Deutschlands, namentlich in Thüringen, wurden Gräberfelder aus der neolithischen Zeit entdeckt.

Seine Wohnungen hat der neolithische Mensch teilweise in Grubenform angelegt. Eine sehr große neolithische Wohngrube ist neuerdings von Köhl aufgedeckt worden. „Dieselbe stellt eine in den Löß gearbeitete Grube von ellipsoider Form dar, welche durchschnittlich eine Tiefe von 1,50 m und eine Längenausdehnung von 9 m besitzt; in der größten Breitenausdehnung mißt sie 5,50 m. Was nun das Merkwürdigste an dieser Wohngrube darstellt, das sind die zahlreich in sie einmündenden Gänge. Es sind 0,50 bis 0,60 m breite Gräben, gewissermaßen Laufgräben, welche sanft geneigt von der Oberfläche aus nach dem Innern der Grube führen und 0,35 m oberhalb der Sohle in sie einmünden. Auf jeder Seite liegen deren sechs und am vorderen Ende der eiförmigen Grube einer, im ganzen 13. Am hinteren Ende, das nach Norden bergaufwärts gerichtet ist, befindet sich die Feuerung. Dort ist die Wand der Grube in einer Ausdehnung von 1,65 m stark verbrannt, der Löß geradezu verglast, was sich sonst nirgends in der Grube findet. Um diese Herdstelle ist aus dem Löß eine Bank herausgearbeitet, eine Art Ofenbank von 0,40 m Höhe und 0,50 m Breite. ... Der Boden der Wohngrube scheint früher einen Belag aus Holz gehabt zu haben, wodurch sich auch

erklärt, daß die sogenannten Eingänge alle 0,40 m über dem jetzigen Boden einmünden." (Köhl l. c., S. 115.) Ueber der Grube waren offenbar niedere Hüttenwände und ein Dach errichtet, denn es fanden sich zahlreiche Stücke von Hüttenbewurf. In Bayrisch-Franken hat der neolithische Mensch ähnlich wie der Paläolithiker die Höhlen des Jura als Wohnungen benützt. Die sehr zahlreichen, meist aus Knochen und Hirschhorn verfertigten Funde sind von Ranke beschrieben worden.

Wir können unmöglich alle einzelnen Funde und Stationen aus der neolithischen Zeit aufzählen. Wir wollen nur noch die Grabdenkmäler der nordischen Steinzeit, die Pfahlbauten und die Kultur des Neolithikers einer kurzen Betrachtung unterwerfen.

Die nordische neolithische Steinzeit wird in zwei Perioden geteilt, in die ältere der Kjökkenmöddinger und in die jüngere der megalithischen Grabbauten. Die ältere Periode haben wir schon am Anfang dieses Kapitels kennen gelernt. Unter den jüngeren megalithischen Grabbauten unterscheiden wir Dolmen, Ganggräber und Steinkisten. Die Dolmen, freistehende Grabkammern, stellen eine Art Steintisch dar. Senkrecht gestellte Felsblöcke dienen als Pfeiler und Wände, welche von einem großen Felsblock bedeckt sind. Den Ganggräbern liegt dasselbe Bauprinzip wie den Dolmen zu Grunde. Sie bestehen aus einer großen, rundlich-ovalen Grabkammer (bis zu 7 m im Längsdurchmesser). Die Wände sind aus Steinblöcken zusammengesetzt und mit mächtigen Steinplatten bedeckt. Die Grabkammer wurde aber im Gegensatz zu den Dolmen von einem großen Grabhügel überwölbt, durch welchen ein langer, mit Steinen ausgemauerter Gang in die im Innern des Hügels gelegene Grabkammer führte. Die Steinkiste entsteht einfach durch Austapezierung eines länglich viereckigen Grabes mit dünneren Steinplatten. Nicht nur in Skandinavien, auch in England und Frankreich finden sich viele megalithische Grabbauten. Diese teilweise riesigen Bauten waren wohl nur für die Vornehmsten des Volkes bestimmt.

Und nun zu den allbekannten Pfahlbauten! Was hat den neolithischen Menschen bewogen, in seenreichen Gebieten das feste Land zu verlassen, um in kunstvoller und beschwerlicher Weise seine Wohnungen ins Wasser hineinzubauen? War er ja doch Bauer und Jäger und in jeglicher Beziehung aufs Land angewiesen! War es die dadurch erstrebte Sicherheit vor wilden Tieren? Oder waren es besonders gesundheitlich ungünstige Verhältnisse, welche das von Wald und Sumpf bedeckte Gebiet aufwies? Wir möchten am ehesten an letzteres denken, denn gesündere und reinlichere Wohnungen als die Pfahlbauten sind in einem sumpfigen Waldgebiet nicht denkbar. Dabei konnte man sich der vielen lästigen Küchenabfälle auf einfachste Weise entledigen, wie ja schon der paläo-

lithische Mensch die Seen als Abfallsgruben benutzt hat (Taubach, Schussenried).

Am häufigsten sind die Pfahlbauten am Bodensee und in den Schweizerseen. Aber nicht alle diese Bauten gehören in die neolithische Periode, vielmehr bieten uns diese Pfahldörfer ein klassisches Bild von der allmählichen Entwickelung der Kultur in der Stein-, Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit. Wir haben uns hier zunächst nur mit den steinzeitlichen Pfahlbauten zu beschäftigen.

Die Pfahlbauten wurden in verschiedener Weise angelegt. Sehr selten sind die sogenannten Packwerkbauten. Hier wurden einfach verschiedene Holzlagen nacheinander mit Kies und dergleichen beschwert, sodaß sie auf den Seeboden sanken. Dies wurde so lange wiederholt, bis dieser kompakte Unterbau den Seespiegel überragte. Dann wurden auf ihm die Hütten aufgeführt. Selbstverständlich wären solche Bauten in größeren Seen wie im Bodensee alsbald von starkem Wellenschlag auseinandergerissen worden, weil bei dieser Art der Konstruktion den tobenden Wellen eine viel zu große Angriffsfläche geboten war. Das letztere wurde jedoch vermieden bei der fast ausschließlich angewandten Pfahl-Konstruktion. Hierbei wurde eine Reihe von Pfählen in den Seeboden eingetrieben und zwar so, daß sie in gleicher Höhe noch ein Stück über die Wasserfläche emporragten. Auf den Köpfen dieser Pfähle wurden Balken horizontal befestigt und über ihnen ein hölzerner Boden für die Niederlassung ausgebreitet. Auf diese Weise konnten auch bei heftigem Sturme die Wellen unter dem Pfahldorf hindurchrollen, ohne nennenswerten Widerstand zu finden. Die Pfähle waren unten zugespitzt, sind in den steinzeitlichen Pfahlbauten rund und bestehen aus ganzen Stämmen, die aber selten mehr als 10 cm Durchmesser haben. Ihre Länge schwankt zwischen 2—4 m. Die Entfernung der steinzeitlichen Pfahlbauten vom Ufer beträgt 40—90 m, während diejenigen der Bronzezeit bis zu 300 m in den See vorgeschoben wurden. Auch scheinen die Pfähle der letzteren höher über das Wasser emporgeragt zu haben.

Ueber die Konstruktion der auf den Pfahlbau aufgesetzten Hütten war man lange im unklaren, bis es Frank gelang, die von Torf überwachsenen Ueberreste einer steinzeitlichen Pfahlbauhütte in der Nähe von Schussenried zu entdecken. Diese Pfahlbaustation lag aber nicht etwa in demselben See, an welchem sich in noch älterer Zeit der paläolithische Renntierjäger niedergelassen hatte, sondern nördlich davon im Becken des damals viel größeren Federsees, der heute noch in allerdings sehr reduzierter Gestalt existiert. „Die Hütte, von welcher ein Teil der Wände und die Fußböden noch bestehen, hat die Form eines 10 m langen und 7 m breiten Rechteckes. Sie ist in zwei Räume geteilt, welche durch

eine Thüröffnung miteinander in Verbindung stehen. Die Hütte besaß eine einzige, 1 m breite Eingangspforte, welche sich nach Süden öffnete. Diese Pforte führte in den ersten Raum, der 6,5 m lang, 4 m breit war. In einer Ecke befindet sich eine Art Pflaster, ein Haufen Steine, welcher augenscheinlich als Herd diente. Die erste Stube war also Küche und Haushaltungsraum, vielleicht wurde auch während der kalten Jahreszeit in der Nacht hier das Vieh eingestellt. Die Außenthür führte über eine Laufbrücke zum festen Land. Die zweite Stube ist geräumiger, 6,5 zu 5 m, und hat keine Verbindung mit dem Freien. Sie war wohl der Raum, wohin sich die Familie während der Nacht zurückzog. Der Fußboden der Hütte ruht auf mehreren ziemlich dicken, durch Schichten von Rundhölzern getrennten Lehmlagern; die oberste Fußbodenschicht besteht in beiden Zimmern aus Reihen runder Holzstücke, eins dicht neben das andere gelegt; die Hüttenwände bildeten in zwei Teile gespaltene Eichenpfähle, die Spaltfläche nach innen gerichtet. Die Pfosten, welche das Dach zu tragen hatten, sind bis in den Seeboden eingetrieben. Die Fugen der Wände sind mit feinem Ton dicht verkittet." (Ranke, „Der Mensch" II, S. 517—518.) Vom Verdeck des Pfahlbaues führten einfache Sprossenleitern ins Wasser: ein Pfahl wurde durchlöchert und in den Löchern die beiderseitigen Sprossen eingefügt. Unten an diesen Sprossenleitern müssen wir uns wohl die Kähne befestigt denken. Es sind ausgehöhlte Eichenstämme, sogenannte Einbäume, welche eine Länge von über 9 m erreichen können.

Entwerfen wir noch kurz ein Bild von der Kultur des Neolithikers. Aus dem Jägervolk der paläolithischen Zeit ist ein seßhaftes Hirten- und Bauernvolk geworden, das übrigens Jagd und Fischerei nicht vernachlässigt hat. Das Material für Waffen und Werkzeuge blieben bis gegen Ende der Steinzeit Holz, Stein, Bein und des Geweih des Edelhirsches. Erst in der letzten Periode der jüngeren Steinzeit tritt vereinzelt Metall auf, nämlich Kupfer und Bronze. Aber auch die Steinwerkzeuge sind in der Blütezeit der neolithischen Periode außerordentlich schön gearbeitet und weisen den paläolithischen Werkzeugen gegenüber große Fortschritte auf. Somit ist es das Verdienst des Neolithikers, die Steintechnik zur höchsten Vollendung gebracht zu haben, und die äußerst wichtige Entdeckung des Metalls als Rohmaterial für die Werkzeuge fällt noch in die neolithische Periode.

Wenn wir die neolithischen Steinwerkzeuge betrachten, so fällt uns sofort die Sauberkeit und Exaktheit der Bearbeitung auf und in den Formen dieser täglichen Gebrauchsgegenstände verrät sich nach meiner Ansicht ein besser entwickelter Schönheitssinn als in den entsprechenden modernen Gegenständen. Die Linien sind so scharf und gleichmäßig,

daß wir aus der Abbildung allein sicher auf moderne Metallinstrumente schließen würden. Es sind hauptsächlich schön geschliffene, oft gewaltig große Aexte und Hämmer, welche die neolithischen Niederlassungen charakterisieren, während sie in paläolithischer Zeit ganz gefehlt haben. Die Aexte wurden auch noch in der neolithischen Periode lange Zeit nicht durchbohrt, sondern in einen Griff von Holz oder Hirschhorn eingefügt. Die Durchbohrung der Aexte und Hämmer, durch welche sich dann bequem ein Holzstiel stecken ließ, kam erst in der jüngeren Periode des Neolithikums auf. Die in der Schweiz und am Bodensee ziemlich zahlreich gefundenen Aexte und Meißel aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit stammen vielleicht aus Centralasien und würden dann auf weitgehende Handelsverbindungen hinweisen. Doch ist nunmehr für Nephrit in der Nähe von Breslau auch ein europäischer Fundplatz ermittelt worden. Auch andere Instrumente wurden aus Stein verfertigt: Lanzen- und Pfeilspitzen, Dolche, Messer, Sägen, größere sichelförmige Steinklingen, Schleifsteine, Spinnwirtel, Mörser, Handmühlen mit Reibsteinen usw. In neuerer Zeit wurden in Pommern einige Steingeräte gefunden, die man wohl nicht anders denn als Steinpflüge deuten kann. Sie waren mit einem schräg verlaufenden konischen Bohrloch versehen, offenbar zur Aufnahme einer starken Handhabe oder dgl. Ihre Gestalt und ihre Größe (30—49 cm lang) spricht ganz für ihre Verwendung als Pflüge, umsomehr, als sie für andere Verwertung doch wohl viel zu groß und schwer gewesen wären. Sie sind in den Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaft 1895, XXVII, S. 328 von Schumann beschrieben.

Neben den Steinwerkzeugen sind Geräte aus Hirschhorn und Knochen äußerst zahlreich. Das Hirschhorn mußte vor allem als Heft und Handhabe für Steinäxte und Meißel dienen. Aber auch scharf zugeschliffene Hämmer und Hacken wurden aus diesem Material gefertigt; ferner Harpunen mit verschiedenen Widerhaken, Angelhaken, Pfeile, Haarnadeln, Kämme usw. Aus Knochen finden sich Nadeln, Pfeil- und Lanzenspitzen, Harpunen, Meißel, Messer zum Schneiden des Leders, Löffel, Häkelnadeln zum Netzstricken, Webschiffchen, Spinnwirtel usw.

Aus Holz wurden die mannigfachsten Gegenstände hergestellt. Erhalten sind noch: Hefte für die verschiedensten Werkzeuge, ein aus Buchsbaumholz verfertigter, 1,60 m langer Bogen, Haarkämme aus demselben Holz, Löffel, Holzschüsseln und Tassen, kleine Schiffchen, die nichts anderes waren als Kinderspielzeuge, Dreschflegel, dann Bruchstücke von Tischen, Bänken und Thüren. Außer den Geräten finden sich noch Ueberreste von Netzen, Gespinsten, Korbflechtereien, Matten, Geweben, Stricke und Schnüre.

Zahlreich sind auch die Erzeugnisse der Töpferei erhalten. Die, wie es scheint, ältesten Formen der Thongefäße sind sehr charakteristisch und verraten, aus welchen Anfängen sich die späteren Formen entwickelt haben.

In eine sehr alte Periode der neolithischen Zeit müssen wir die Gräber von Rheindürkheim versetzen. Die dort sehr gut erhaltenen Thongefäße weisen zwei Grundformen auf. Die einen stellen annähernd ein Kugelsegment (circa $^3/_4$ einer Kugel) dar, die anderen haben eine sanduhrähnliche Form, indem zwei Kegel mit der Spitze aufeinandergestellt sind (birnförmige Gestalt). Diese Formen sind deshalb auffallend, weil sie an knöcherne Gefäße aus der paläolithischen Zeit erinnern. Die Kugelform zeigt denselben Umriß wie das aus dem Schädel des Renntieres gearbeitete Trinkgeschirr, und die andere Form erinnert an die ausgehöhlten Röhrenknochen, die teilweise auch als Gefäße benutzt wurden, z. B. bei Mas-d'Azil, wo in ihnen die zur Bemalung der Kiesel notwendigen Farben aufbewahrt wurden. Die Einschnürung würde jener Stelle entsprechen, wo sich z. B. am Oberarmknochen die den Knochen nach unten wieder verbreiternde Gelenkrolle ansetzt. So muß man auf die Vermutung kommen, daß die ältesten neolithischen Thongefäße in ihrer Form einfach den paläolithischen Knochengefäßen nachgebildet wurden, was wiederum auf einen engen Zusammenhang der paläolithischen und neolithischen Kultur hinweisen würde. Daß wir es bei Rheindürkheim mit dem noch primitiven Anfangsstadium der Töpferei zu thun haben, darauf weist auch der Mangel einer Gliederung der Gefäße in einen Gefäßrand, Hals, Bauch und Fuß hin. Diese Gliederung ist bei den späteren neolithischen Gefäßen vorhanden. Bei Rheindürkheim dagegen besitzen nur die wenigen birnförmigen Stücke einen Fuß, die runden besitzen nicht einmal einen Standring und allen fehlt noch ein Henkel. Doch ist von ihm in Gestalt von Warzen oder Ansätzen bereits eine Spur vorhanden.

Sonst werden unter den neolithischen Gefäßen Amphoren, Becher, Krüge, Henkelkrüge, Vasen, Eimer, Näpfe, Schalen, Büchsen, flaschenähnliche Formen und wannenartige, viereckige Thongefäße unterschieden. Die Gefäße sind mit den mannigfachsten Ornamenten versehen. Sehr weit verbreitet und eine der primitivsten Arten ist die Schnurverzierung, zu deren Erzeugung man offenbar eine Schnur an den betreffenden Stellen um das zu verzierende noch ungebrannte Gefäß herumgelegt hat, deren Eindrücke die Schnurverzierung darstellen. Diese ist dann verschiedenartig ausgestaltet worden zur Stich-, Schnitt-, Reifenverzierung usw. Seltener findet sich eine andere Form der Ornamentierung, nämlich die Bandverzierung, welche bandartige, aus geraden und zickzackartigen Linien bestehende Streifen darstellt. Die

Gefäße waren großenteils polychrom gefaßt, indem die Wand eine schwarze Färbung erhielt, während die vertieften Ornamente mit einer weißen Masse, wahrscheinlich mit Kalk, ausgelegt wurden.

Was die Lebensweise und die socialen Verhältnisse anbelangt, so ist einmal sicher, daß der Neolithiker bereits seßhaft war, was durch die Anlage der Pfahlbauten zur Genüge bewiesen wird. Aus ebendenselben geht hervor, daß der Neolithiker sich zu größeren Gemeinden oder Dörfern vereinigt hatte, ein Umstand, der irgend welche obrigkeitliche Einrichtungen zur Voraussetzung hat. Wir können die Neolithiker als ein Bauern- und Hirtenvolk bezeichnen. Weizen, Gerste und Flachs wurden angebaut, und waren noch in Ueberresten in den schweizerischen Pfahlbauten vorhanden. Auf Feldbau weisen ferner die Steinpflüge, große, sichelförmige Steinmesser, Handmühlen und Dreschflegel hin. Dann wurden im Gegensatz zur paläolithischen Periode Haustiere gehalten, die wir uns nach den Angaben Studers etwas näher betrachten wollen. In den ältesten Pfahlbauten finden sich fünf Haustiere: der Hund, eine kleine spitzhundartige Form (Canis palustris), welche heute noch fast unverändert bei den Tunguſen, im Bismarckarchipel und auf Sumatra vorkommt; dann das Torfschwein (Sus scrofa palustris), das Torfschaf, eine Ziege und das kleine Torfrind (Bos taur. brachyceros). Zahlreicher werden die Haustiere in den jüngeren steinzeitlichen Pfahlbauten. Vom Hunde findet sich zunächst der schon erwähnte Torfhund. Von diesem wurden in den jüngeren Pfahlbauten durch Züchtung drei Abarten erzielt: der mittelgroße Spitzer unserer Bauernhöfe, der eigentliche Spitz und der Pinscher (Terrier). Außerdem findet sich, wohl als importiert, ein wolfsartiger Hund (nordischer Hund von Labrador und Sibirien, sog. Laika) und der irische Wolfshund. Schwein und Schaf der älteren Periode sind kräftiger geworden und eine neue Schafrasse ist dazu gekommen; ebenso eine zweite Ziegenform. Am zahlreichsten ist das Rind vertreten, und zwar in zwei Hauptrassen, im Torfrind und im Primigenius-Rind, das ohne Zweifel vom wilden Urstier (Bos primigenius) abstammt. Vom Primigenius-Rind hatten sich drei Rassen abgezweigt, eine hornlose, eine an die Frontosus-Form (Fleckvieh) sich annähernde, und eine durch Kreuzung zwischen Primigenius- und Torfrind entstandene Rasse.

Neben dem Ackerbau und der Viehzucht wurde die Kunst des Spinnens und Webens gepflegt; aber auch Jagd und Fischerei wurden nicht vernachlässigt. Fischernetze, Netzsenker, Angelhaken und Harpunen verraten uns die Art und Weise, in welcher der im Einbaum seinen See durchfahrende Pfahlbauer der Beute der Tiefe sich zu bemächtigen versuchte. Zum Nachweis, daß er auch fleißig das Waidwerk in wald- und

wildreichem Gebiete gepflegt, hätte es nicht erst der Funde von Lanzen- und Pfeilspitzen und eines hölzernen Bogens bedurft, die Menge der aus dem Geweih des Edelhirsches verfertigten Geräte würde allein genügen.

So haben wir im Neolithiker ein Hirten- und Ackerbauvolk, das trotz des mangelnden Metalls schon eine recht hohe Stufe der Kultur inne hatte. Alle beschriebenen Gerätschaften erinnern uns ganz an moderne, und wenn wir das Geschmacks- und Schönheitsgefühl vergleichen, mit welchem moderne und steinzeitliche Gegenstände des täglichen Gebrauches hergestellt wurden, so dürfte unbedenklich dem Neolithiker absolut und relativ die bessere Note zu erteilen sein.

Daß der Neolithiker auch irgend welche religiöse Vorstellungen von einem Leben nach dem Tode hatte, geht mit Sicherheit aus der Art der Bestattung hervor. Schon die gewöhnlich vorhandene Orientierung der Leiche nach Ost oder West könnte auf eine solche hindeuten. Vor allem aber sind es die Grabbeigaben, welche hier in Betracht kommen. Man hat dem Toten die notwendigen täglichen Werkzeuge mitgegeben, teilweise auch Nahrung, vielleicht als Proviant für die Reise ins Jenseits. Diese Thatsachen deuten aufs bestimmteste auf eine, wenn auch naive Anschauung von einer Weiterexistenz nach dem Tode. Man gab ihm wohl diese Geräte mit, damit er in der anderen Welt sogleich das Notwendige bei sich habe. Als Grabbeigaben dienten große Steinhämmer, Steinbeile, Feuersteinmesser, Schaber, Feuersteinknollen, Feuerzeug, rote und gelbe Farben, Gürtelbänder, Halsketten, Armbänder, verschiedene Gefäße und — ausschließlich in Frauengräbern — Handmühlen mit Reibsteinen zum Zerquetschen des Getreides. Diese Arbeit wurde demnach nur von Frauen besorgt. In manchen Gefäßen — und auch außerhalb solcher — wurden Tierknochen gefunden als Ueberreste der mitgegebenen Speisen. Eine eigentümliche Sitte war es, daß dem Toten öfters Scherben absichtlich zerbrochener Gefäße mit ins Grab gegeben wurden.

Wir wollen noch kurz die Frage berühren, zu welcher Rasse der europäische Neolithiker wohl gehört haben mag. Wir haben über die Stammesangehörigkeit der ältesten Bewohner Europas sehr wenig faßbare, aber immerhin einige Anhaltspunkte. Wir wissen nämlich, daß Europa schon vor der Einwanderung arischer Völkerschaften bewohnt war, indem heute noch die letzten Ueberreste dieser vorarischen Urbevölkerung vorhanden sind. Zwei, wir können wohl sagen zweifellos nachgewiesene vorarische Völker sind die Iberer und die Ligurer (Lygier). Die Iberer bewohnten Spanien, Südfrankreich und einen Teil Italiens. Im sechsten Jahrhundert vor Christus vermischten sie sich mit den Kelten zu den Kelt-Iberern. Dagegen hat sich ein iberischer Stamm bis auf den heutigen Tag rein erhalten, die Basken, und eben aus

deren Sprache ersehen wir, daß wir es nicht mit einem arischen und indogermanischen Stamme zu thun haben. Die Ligurer waren im nordwestlichen Teile Italiens, in Piemont und Sardinien ansässig. Ihre weitere Ausdehnung läßt sich nicht genau angeben. Ob die Ligurer nur die Vorhut der arischen Einwanderer darstellen, also selbst schon Arier waren, oder ob sie einer nicht arischen Rasse angehören, läßt sich, da wir ihre Sprache nicht kennen, nicht mit Sicherheit feststellen. Im ersteren Falle wären sie nur insofern vorarisch, als sie schon vor der allgemeinen arischen Einwanderung angekommen waren. Es liegt daher nahe, in den prähistorischen Neolithikern Iberer und Ligurer zu erblicken. Allein die Form neolithischer Schädel und linguistische Untersuchungen deuten unverkennbar darauf hin, daß schon in neolithischer Zeit Indogermanen Europa bewohnt haben. Auf die Einzelheiten der linguistischen Untersuchungen hier einzugehen, würde selbstverständlich zu weit führen (vergleiche übrigens Ranke, „Der Mensch", II, S. 582—591). Ob dann die Iberer und Ligurer in der ältesten Zeit der neolithischen Periode Europa bevölkerten und mit den ältesten indogermanischen resp. arischen Völkern annähernd gleichzeitig sind, oder ob wir sie gar in die paläolithische Periode zu verlegen haben, dies sind Fragen, deren Lösung einstweilen noch eine Unmöglichkeit ist. Noch sei bemerkt, daß die Haustiere und die Kulturgewächse der Steinzeit aus Asien und Aegypten stammen. Daher wird höchst wahrscheinlich auch der steinzeitliche Mensch aus Asien eingewandert sein. Bei den Iberern dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie aus Nord-Afrika nach Spanien gekommen sind.

Erst nach verhältnismäßig recht langer Zeit ist es dem Menschen geglückt, im Metall ein für Werkzeuge und Waffen geeigneteres Material zu entdecken. Das zuerst verwendete Metall war aber nicht das Eisen, sondern das Kupfer. Deshalb redet man mit einem gewissen Recht von einer

Kupferzeit.

In der dritten und jüngsten Periode der neolithischen Pfahlbauten finden wir — neben seltenen Bronze-Werkzeugen — solche von reinem Kupfer. Man darf sich diese Kupferzeit aber nicht so vorstellen, als ob hier alle Werkzeuge und Waffen nur aus Kupfer hergestellt worden wären. Neben den Kupfer-Werkzeugen sind vielmehr solche aus Stein, Bein und Holz sehr häufig, und auch solche aus Bronze sind bereits vertreten. Dadurch charakterisiert sich die Kupferzeit als eine Uebergangsperiode von der Steinzeit zur Bronzezeit. Auch in Schweden und an anderen Lokalitäten hat man Werkzeuge aus reinem Kupfer oder mit sehr geringer Beimischung von Zinn gefunden (zinnarme Bronze).

Diese Funde weisen darauf hin, daß es bei uns thatsächlich eine Kupferzeit gegeben hat. Allein wir dürfen diese Kupferzeit nicht als Aequivalent der älteren und jüngeren Steinzeit, der Bronze- und Eisenzeit auffassen. Die Kupferzeit ist lediglich eine relativ kurze Uebergangsperiode, und zwar von der Steinzeit zur

Bronzezeit.

Auch bei der Bronzezeit ist es sehr wahrscheinlich, daß das Ausgangscentrum ihrer Kultur in Asien zu suchen ist. Von hier aus wanderte die Bronzekultur auf zwei Wegen in Europa ein: auf einem nordeuropäisch-sibirischen und einem südeuropäischen. Auf diese Weise bildeten sich in Europa zwei sekundäre Centren der Bronzekultur, das eine im Norden, das andere in den Mittelmeerländern. Auch diese Centren waren bestrebt, ihre Kultur auszustrahlen und weiter zu verbreiten, die nordische Kultur nach Süden, jene der Mittelmeerländer nach Norden. Die beiden Kulturströme mußten schließlich zusammenstoßen, und dies geschah in den Alpenländern, speziell in den Pfahlbauten, welche wir uns, im Anschluß an jene der Steinzeit, zunächst betrachten wollen.

Wir finden in der Bronzezeit bereits ein Volk von hoher Kultur. Während die steinzeitlichen Pfahlbauern vorwiegend ein Hirtenvolk darstellen, überwiegt in der Bronzezeit der Ackerbau. Es kann aber auch keinem Zweifel unterliegen, daß in der Bronzezeit der Handel bereits mächtig blühte. Wir haben ein relativ reiches Volk vor uns. Die Pfahlbauten dieser Periode waren ausgedehnter als jene der Steinzeit, sie besitzen manchmal mehrere Ar Flächenraum. Wir haben es hier „nicht mehr mit armen Dörfern zu thun; die Pfahlbau-Niederlassungen der Bronzezeit erscheinen als wohl organisierte Marktflecken, blühende Städte, wo schon ein gewisser Luxus herrschte, die Erzeugnisse ihrer Industrie ziert jene Schönheit und Eleganz der Formen, wie sie nur eine schon sehr fortgeschrittene Civilisation hervorzubringen vermag“ (Ranke „Der Mensch“, II, S. 524—525). Vor allem ist natürlich charakteristisch, daß an die Stelle von Stein und Horn die Bronze trat. Diese entstand dadurch, daß man dem Kupfer zehn Prozent Zinn beimischte. So erhielt man nicht nur ein härteres Material, dasselbe gab auch durch seine goldene Farbe den aus ihm verfertigten Gegenständen ein schönes Aussehen. Die Werkzeuge wurden auf zweifache Weise hergestellt, die einen durch Hämmern, die anderen wurden gegossen; die Gußformen fanden sich in den Pfahlbauten wie auch an anderen Fundorten. Bemerkenswert ist das Auftreten einer neuen Waffe, des Schwertes. Das frühere Material,

Stein und Horn, reichte nur für kurze Messer und Dolche aus; mit der Entdeckung des Metalls war es möglich geworden, auch eine große und schneidende Waffe, das Schwert, zu verfertigen. Die Schwertklinge erreicht nicht ganz einen halben Meter, weist die Weidenblattform auf und ist stets zweischneidig. Die Bronzeschwerter, die übrigens in den Pfahlbauten noch ziemlich selten vorkommen, zeichnen sich allen späteren Schwertern gegenüber durch eine bewunderungswerte Schönheit der Form aus. Ganz dasselbe gilt von den Bronzemessern. Auch das Eisen war schon zur Bronzezeit bekannt, aber nur als seltenes und wertvolles Schmuckmetall. So wurden die Griffe von Schwertern zur Verzierung mit Eisenlamellen ausgelegt. Charakteristische Formen weisen auch die bronzezeitlichen Aexte, die Celte, auf, welche man als Schaftcelte und Hohlcelte unterscheidet. Die ersteren waren Nachbildungen der Steinäxte, die letzteren hatten hinten eine runde Oeffnung, womit sie an den oben knieförmig abgebogenen Schaft angesteckt wurden. Außerdem besaßen sie noch eine Oese zum Durchziehen einer Schnur, mit welcher der Celt an den Schaft angebunden wurde.

Aus Bronze finden sich in den Pfahlbauten noch die verschiedensten anderen Geräte, wie Pfeilspitzen, Meißel, Stecknadeln, Haarnadeln, Armspangen, Ohrgehänge usw.

Den Thonwaren wird niemand Eleganz und Formenschönheit absprechen.

Für Schmuckgegenstände wurde außer Eisen Glas, Gold und Bernstein verwendet.

Wir haben schon oben bemerkt, daß in der Bronzezeit die Viehzucht etwas zurücktrat und zwar zu Gunsten des Ackerbaues. Von Hunden kommt der deutsche Schäferhund und ein Jagdhund vor. Dann findet sich eine kleine Rasse des Schweines, eine große Schafrasse und die steinzeitliche Ziege. Das Rind ist in einer verkümmerten, kleinen Rasse vertreten, welche einige Anklänge an das Torfrind besitzt (Brachykephalus-Form). Neu ist das Pferd. Dasselbe stammt nicht vom europäischen Wildpferd, sondern gehört der Gruppe der orientalischen Pferde an. Es ist klein und schlank gebaut und erreicht eine ungefähre Höhe von 135,5—141 cm.

Im Norden war während der Bronzezeit das Eisen gar nicht in Gebrauch, nicht einmal zu einer Zeit, da das Eisen in Mitteleuropa bereits weite Verbreitung gefunden hatte (Hallstattkultur). Von anderen Metallen war nur das Gold bekannt. Während die bronzezeitlichen Pfahlbauten wahrscheinlich von einem neu eingewanderten Stamme bevölkert waren, scheint im Norden die Bevölkerung der Bronzezeit dieselbe geblieben zu sein wie in der Steinzeit. Die nordischen Bronzegeräte sind von ganz hervorragend schöner und geschmackvoller Arbeit. Die in

ihrer Form schon erwähnten Schwerter staken in einer Scheide „aus Holz mit einem Ueberzug aus gegerbtem Leder und einem Futter aus feinem Pelz; unten trugen sie ein Ortband von Bronze“ (Ranke, „Der Mensch“ II, S. 600). Neben Dolchen, Kriegs-Aexten, Pfeil- und Lanzenspitzen sind auch große bronzene Kriegshörner gefunden worden. Außerdem ist neu der Schild und — vereinzelt — der Helm. Von anderen Gerätschaften sind zu erwähnen: schön geformte, mit den mannigfachsten Verzierungen versehene Messer, — bei einem derselben dient z. B. eine menschliche Statuette als Griff —, Sicheln aus Bronze, Beschläge für Pferdegeschirre, Gewandfibeln — kunstvoll gearbeitete sogen. Sicherheitsnadeln —, Armspangen aus Bronze und Gold usw. Die während der nordischen Bronzezeit übliche Kleidung ist uns in einigen Grabfunden vollständig erhalten geblieben. „Ihr Material war ein Wollenstoff, und sie bestand aus einer hohen Mütze, einem weiten, rund geschnittenen Mantel, einer Art Rock, der von der Hüfte herabhing, und ein paar kleinen wollenen Stücken, die wahrscheinlich die Beine umhüllten . . . Der Rock war durch einen langen, zweimal um die Hüfte geschlungenen, vorn zusammengeknüpften, wollenen Gürtel gehalten, dessen lange, niederhängende Enden mit Fransen geschmückt waren. . . . Zehn Jahre später (1871) hat man . . . eine vollständige weibliche Kleidung aus derselben Periode entdeckt. . . . Die Kleidung besteht aus einem großen Mantel, aus Wolle mit eingemengten Tierhaaren gewebt. Das lange Haar der Leiche war vermutlich mit einem Hornkamm, den man im Grabe fand, aufgesteckt gewesen. Den Kopf selbst bedeckte ein aus Wollfäden hübsch geknüpftes Netz, die übrige Kleidung, alles aus Wollenstoff, bestand aus einer Jacke mit Aermeln und einem langen Rock. . . . Um die Taille wurde der Rock von einem gröberen wollenen Bande zusammengehalten, darüber lag noch ein eigentlicher Gürtel, ebenfalls aus Wolle, mit eingemischten Tierhaaren in drei Streifen gewebt, in schöne, dicke Quasten endigend. Der Mittelstreifen des Gürtels scheint eine andere Farbe gehabt zu haben als die beiden seitlichen. Außer der erwähnten kleinen Bronzespange fanden sich von Schmucksachen noch ein spiraliger Fingerring, zwei Armbänder und ein großer gewundener Ring, der als Diadem oder als Halsschmuck gedient hatte“ (Ranke l. c. S. 603—604).

In der älteren Bronzezeit wurden die Leichen in einem Sarge beigesetzt. Dieser stellte entweder eine Steinkiste dar, oder es wurde ein Baumstamm in zwei Teile gespalten und ausgehöhlt, so daß wir einen mit Deckel versehenen Holzsarg vor uns haben. Diese Särge wurden von einem Grabhügel aus Erde oder Steinen bedeckt. Die Beigaben bestanden in Gefäßen aus Thon oder Holz. In der jüngeren Bronzezeit

kam zum ersten Mal die Leichenverbrennung in Aufnahme. Die verbrannten Knochen wurden gewöhnlich in kleinen Steinkisten oder in Urnen beigesetzt. Manche Funde deuten darauf hin, daß auf Altären Opfer dargebracht wurden und Fetischglaube oder Zauberei herrschte.

Wir haben schon oben bemerkt, daß neben der Bronze allmählich auch das Eisen auftrat. Zuerst nur als wertvolles Schmuckmetall gebraucht, fand es mit der Zeit immer ausgiebigere Verwertung und wurde mehr und mehr neben der Bronze zur Herstellung der täglichen Gebrauchsgegenstände verwendet, bis es schließlich ganz an Stelle der Bronze trat und diese nur mehr zu Schmuckgegenständen benutzt wurde. Durch diese Verarbeitung des Eisens ist die letzte prähistorische Periode,

die Eisenzeit,

charakterisiert. Diese läßt sich in zwei große Abschnitte teilen, in die Eisen-Bronzeperiode und in die reine Eisenzeit. Der älteste Abschnitt der Eisen-Bronzeperiode ist in Italien im Grabfeld von Villanova vertreten. Neben Bronze wird Eisen benutzt, wobei die eisernen Geräte in der Form vielfach noch den bronzenen nachgebildet sind. Die Thongefäße sind nicht bemalt. Die Leichenverbrennung war noch vorwiegend, daneben kommt aber auch wiederum die Bestattung vor. Diese Kultur, welche Anklänge an Griechenland aufweist, wird als altitalische oder voretruskische bezeichnet und in den Anfang der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends vor Christus datiert. Ungefähr mit der zweiten Hälfte des letzten Jahrtausends beginnt der jüngere Abschnitt der Eisen-Bronzeperiode. In Italien (z. B. Marzobotto und Bologna la Certosa) repräsentiert sich dieser Abschnitt als nordetruskische und rein etruskische Kultur. Diese etruskischen Gräberfelder unterscheiden sich von den altitalischen vorzüglich durch ihre bemalten Thongefäße und die Art der Beisetzung. Die Leichenverbrennung nimmt immer mehr ab, bis schließlich die Bestattung die Oberhand gewinnt.

Wie wir es in Italien bereits mit einem geschichtlich bekannten Kulturvolk zu thun haben — mit den Etruskern —, so wird auch bei uns als Träger der jüngeren Eisen-Bronzekultur ein bekanntes Volk, nämlich die Kelten, angenommen. Als Hauptfund dieser Periode gilt das Gräberfeld von Hallstatt im Salzkammergut, nach welchem der ganze Abschnitt den Namen Hallstatt-Periode erhalten hat. Aus dieser keltischen Zeit, nicht aus der reinen Bronzezeit, stammen die meisten Bronzefunde aus unserer Gegend. Auch die bekannten Ringwälle sind in jener Zeit entstanden. Die Kultur der Hallstatt-Periode, als deren Träger wir wohl verschiedene Völkerstämme ansehen müssen, war eine bedeutende. Aus den Abbildungen auf Gürtelblechen und Gefäßen geht hervor, daß zur

Hallstatt-Periode in Europa bereits Kulturvölker gelebt haben mit staatlicher, gesellschaftlicher und militärischer Organisation. „Das Gesamtbild, welches uns aus den Funden bei Hallstatt entgegentritt, zeigt eine hoch entwickelte Kultur mit sehr ausgesprochener Vorliebe für Pracht und äußeren Glanz, aber zugleich eine nicht geringe technische Geschicklichkeit und eine entwickelte Industrie." (Ranke, l. c. II, 609.) Eine Illustration zu der Hallstatter Kultur bieten uns auch die schwäbischen „Fürstengräber", welche geradezu kleine künstliche Hügel genannt werden können. „In der Mitte des Totenhügels Belremise lag noch die Leiche des Fürsten mit goldener Krone, Goldspange, Bronzedolch usw. neben einem vierräderigen Streitwagen, dessen Achsen und Radnaben kunstvoll mit Kupfer beschlagen waren." (Ranke, l. c. 618.) Ein zweiter Fürstenhügel in der Nähe der Feste Hohenasperg, Kleinaspergle genannt, wurde von O. Fraas ausgebeutet. Leider fand man, daß das Hauptgrab, das eigentliche Fürstengrab, leer war: es war schon in früherer Zeit durch einen Schacht von oben her aufgedeckt und seines Inhaltes beraubt worden. Dagegen war ein Nebengrab wohl erhalten. „Das Grab lag auf der natürlichen Erdfläche" — innerhalb des Hügels — „und wurde auf der Sohle des Stollens angefahren. Es zeigte sich sorgfältig mit einem Zeltteppich zugedeckt. Zeltstangen, welche das Tuch trugen, waren noch in den Seitenwänden sichtbar, das Zelttuch selbst war natürlich längst vergangen, aber der weiche Lehm hatte das Gewebe abgedrückt. An der ganzen Behandlung des Grabes und der Anordnung der Grabgegenstände unter dem Zeltdach war die wahrhaft rührende Sorgfalt zu erkennen, mit welcher das Grab hergestellt war. An der Ostwand der Grabkammer standen nebeneinander vier prachtvolle, große Bronze- und Kupfergefäße bezw. eine aus Kupfer getriebene Wanne, 1 m im Durchmesser haltend. Es war das Mischgefäß für den Wein, in welchem noch ein hölzerner Schöpflöffel lag, leider sehr vergangen, wohl aus Birnbaumholz. Das zweite Gefäß ist ein gleichsam aus Kupferringen aufgebauter Schöpfeimer, eine sogenannte gerippte Ciste. Neben diesem Eimer stand ein zweihenkeliges Bronzegefäß mit massiven Henkeln, verziert mit etruskischen Ornamenten. Das vierte Gefäß war ein rein etruskisches einhenkeliges Gefäß (eine sogenannte nasiterna), die Schnauze der Kanne sowie der Unterteil des Henkels sind mit phantastischen Tierköpfen verziert, wie wir sie sonst nur an etruskischen Arbeiten kennen. Während dies alles an der Ostseite des Grabes war, lagen an der Westseite die eigentlichen Reste der Leiche, d. h. ein Häufchen Asche und weiße, gebrannte Knochen, mit einem goldverbrämten Tuche einst sorgfältig zugedeckt; die runden Goldplättchen und die läng-

lichen Besatzstreifen lagen auf dem Häufchen Knochen und Asche. Abseits von denselben, in der eigentlichen Mitte des Grabes, waren die Kostbarkeiten beigesetzt: zwei Schalen von vollendeter attischer Form, aus lemnischer Erde gearbeitet. Die Malerei in einer derselben stellt rot auf Schwarz eine Priesterin dar, die mit einem brennenden Holzscheit den Opferbrand entzündet. Der Rand der Schale ist mit einem Epheukranz bemalt und, was bisher noch nie gefunden worden war, die Unterseite zeigte sich mit goldener Draperie versehen. Ebenso mit Goldblech auf der Unterseite drapiert war auch die zweite Schale, in welcher mit gelbgrüner Farbe ein Kranz aus Mohn und Binsen aufgemalt ist. Zwischen den Knochenhäufchen und den Schalen lag ein Holzring aus »Ebenholz«, mit goldenem Knopfe verziert, der, nach seiner Stärke zu urteilen, an einen Frauenarm paßte. Auch der weitere Schmuck neben den Schalen, bestehend in einem goldenen Armschmuck und silberner Kette, deutet auf eine Frau als einstige Trägerin hin. Keinerlei Waffen, kein Dolch, kein Schwert oder Schild, die den Männergräbern nicht fehlen, sondern nur Schmuckgegenstände, aufs sorgfältigste gearbeitet, von außerordentlicher Schönheit. Das Merkwürdigste aber, das noch weiter in des Grabes Mitte lag, sind zwei goldene Hörner, nenne man sie Füllhörner oder wie man will. Jedes der Hörner hat die Gestalt eines Stierhornes, an dem unteren Ende ist je ein Widderkopf angebracht. Das Horn selbst ist wie das der Kuh oder des Stieres doppelt gekrümmt, ein eiserner Dorn bildet das Gerüst, um welches Holz gelegt ist, das Holz aber ist mit Goldblech belegt, das seinerseits wieder auf Kupferblech aufgelegt war. Die Ornamente auf dem Golde sind von großer Schönheit. Welchem Zwecke mochten die Goldhörner gedient haben? Fraas stellte sich vor, daß es Griffe von Libationsschalen gewesen seien; oder waren es Instrumente, um Weihrauch aus dem Gefäß zu nehmen und auf das Opferfeuer aufzustreuen? Waren doch die beiden Gefäße aus Bronze bis an den Rand mit einer mehligen Masse gefüllt, wie sie z. B. Dorow bei Wiesbaden ebenfalls gefunden hat, aber eine unverständliche, korkartige Masse nennt. Anfangs im Zweifel, was er daraus machen sollte, fand Fraas beim Erhitzen derselben auf dem Platinablech an dem Weihrauchduft, der sich entwickelte, daß die Gefäße einst mit wohlriechenden Harzen gefüllt waren. Ob Myrrhen, ob Olibanon, war freilich nicht mehr zu ergründen. So viel aber steht fest, daß dieses wohlriechende Harz im Schwabenlande nicht gewachsen, sondern ebenso sicher weither importiert war, wie die Schalen von Athen". (Ranke, „Der Mensch", II, S. 618—619.)

Auf diese Hallstatt-Periode — während welcher im Norden noch eine reine Bronzekultur herrschte — folgt die reine Eisenzeit,

welche nach dem Hauptfundort von La Tène die La Tène-Periode genannt wird. La Tène war eine Militärstation der gallischen Helvetier am Neuenburger See und wurde, wie aus den gallischen Münzen hervorgeht, im letzten Jahrhundert vor Christus gegründet. Waffen und Geräte sind aus Eisen, und die Bronze wurde nur mehr als Schmuckmetall benutzt. Die Leichen wurden bestattet. Auf die Einzelheiten der La Tène-Kultur einzugehen, würde uns zu weit führen, denn diese Dinge haben mit der Urzeit des Menschen nichts mehr zu thun. Die La Tène-Zeit ist nur für Mittel- und Nordeuropa eine prähistorische Zeit, während die historische Entwickelung der antiken Kulturvölker zu jener Zeit teils längst ihren Abschluß gefunden hatte, teils diesem bereits nahe war.

Träger der La Tène-Kultur waren nicht bloß die Gallier, sondern jedenfalls auch die Germanen. Wir dürfen annehmen, daß die Germanen beim ersten Einmarsch der Römer die La Tène-Kultur besaßen, aus welcher nun unter dem römischen Einfluß eine römische Provinzial-Kultur und ein römischer Provinzial-Stil hervorgingen. Unter dessen Einfluß wiederum entwickelte sich nach Ranke der Eisenstil der Völkerwanderungs-Germanen bis zur Merowingerzeit, der dann in den romanischen Stil überging. Damit sind wenigstens die Verbindungslinien der prähistorischen und historischen Periode Mitteleuropas angedeutet.

Noch einige wenige Worte über die absolute Chronologie von der jüngeren Steinzeit an. Mit dieser Chronologie hat sich hauptsächlich der schwedische Forscher Montelius beschäftigt. Für die Entwickelung in Skandinavien giebt derselbe folgende ungefähre Daten an: jüngere Steinzeit bis zum Jahre 1700; Bronzezeit 1700—500; Eisenzeit 500 v. Chr. bis 1050 n. Chr., und zwar vorrömische Eisenzeit 500 bis Christi Geburt, Zeit des römischen Einflusses Chr. Geb. bis 400 n. Chr., Zeit der Völkerwanderungen 400—800; Vikingerzeit 800—1050.

Nach Montelius würden die Pfahlbauten der jüngeren Steinzeit mindestens bis ins 3. Jahrtausend v. Chr. zurückgehen. Ins 3. Jahrtausend verlegt derselbe Forscher auch die Pfahlbauten der Kupferzeit; jene der älteren Bronzezeit datieren nach ihm aus dem Anfang und der Mitte des 2. Jahrtausends, die der jüngeren aus dem 11. und 12. Jahrhundert v. Chr. Die älteste Eisenzeit Oberitaliens (Villanova) wird, wie wir schon gesehen haben, ins 10. und 9. Jahrhundert vor Chr. verlegt, die etruskische und die Hallstatt-Kultur in die Mitte und zweite Hälfte des letzten Jahrtausends v. Chr. Mit dem Ende desselben beginnt die La Tène-Periode, welche in die römische Provinzial-Kultur übergeht.

III. **H. Keiter, Joseph v. Eichendorff.** Sein Leben und seine Dichtungen. 120 S. geh. M. 1.80.

1888. I. **Dr. Franz Hettinger, Dante's Geistesgang.** 140 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. J. H. Schwicker, Peter Pázmány, Cardinal-Erzbischof und Primas von Ungarn, und seine Zeit.** 104 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Joseph Plaßmann, Die veränderlichen Sterne.** Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse u. Erklärungs-Versuche. 120 S. geh. M. 1.80.

1889. I. **P. August Schynse, Zwei Jahre am Congo.** Erlebnisse u. Schilderungen. Mit 7 Abbildungen. Herausgegeben von Karl Hespers. 104 S. geh. M. 2.—

II. **P. Gabr. Meier, Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren.** Reise-Tagebuch des P. Nep. Hauntinger O. S. B., Bibliothekar von St. Gallen. 130 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. Franz Falk, Die deutschen Meß-Auslegungen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1525.** 64 S. geh. M. 1.20.

1890. I. **P. Aug. Schynse, Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ost-Africa.** Reise-Tagebuch. Herausgegeb. von K. Hespers. 1. u. 2. Aufl. 116 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Fr. Falk, Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520.** Mit 9 Facsimiles. 92 S. geh. M. 1.80.

III. **A. M. v. Steinle, Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christl. Kunst.** Aus ihren Briefen geschildert. Mit 2 Kunstbeilagen. 104 Seiten geh. M. 2.—

1891. I. **Leopold Kaufmann, Zehn Vorträge über Kunst von Maler Philipp Veit.** Mit einer Kunstbeilage: Bildniß des Malers Veit. 126 Seiten. geh. M. 2.—.

II. **Dr. Adalbert Ebner, Propst Joh. Georg Seidenbusch und die Einführung der Congregation des hl. Philipp Neri in Baiern und Oesterreich.** Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. 80 S. geh. M. 1.50.

III. **H. Keiter, Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke.** 130 Seiten geh. M. 1.80.

1892. I. **Joseph Plaßmann, Der Planet Jupiter. Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungs-Versuche.** 112 S. geh. M. 1.80.

1892. II. **Hespers, Karl, P. Schynse's letzte Reisen. Briefe und Tagebuchblätter.** 104 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. Freiherr von Hertling, Naturrecht und Socialpolitik.** 84 S. geh. M. 1.50.

1893. I. **Dr. J. P. Kirsch, Die christlichen Cultusgebäude im Alterthum.** Mit 17 Abbildungen. 104 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Heinrich Weber, Der Kirchengesang im Fürstbisthum Bamberg.** 72 S. geh. M. 1.20.

III. **Nikolaus Paulus, Johann Wild. Ein Mainzer Dompredigerdes 16. Jahrhunderts.** 84 S. geh. 1.50.

1894. I. **Jul. Bachem, Die bedingte Verurtheilung.** 68 S. geh. M. 1.20.

II. **Dr. G. Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates.** 116 S. geh. M. 1.80.

III. **Ludwig Schmitt, S. J., Johann Tausen, der dänische Luther. 1494—1561.** Zur vierhundertjährigen Feier seiner Geburt. 128 S. geh. M. 2.—.

1895. I. **Prof. Dr. Wilhelm Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins.** 144 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. Albert Gockel, Das Gewitter.** 120 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's.** 120 S. geh. M. 1.80,

1896. I. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Carl Müller, Sein Leben und künstlerisches Schaffen.** Mit dem Bildniß Carl Müller's und sechs Bildertafeln. 118 S. geh. M. 2.70.

II. **Professor Dr. Konrad Miller. Monialium Ebstorfensium mappa mundi** mit Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf vom Jahre 1284. 64 Seiten Text. geh. M. 2.—.

III. **Bachem, Julius, Bedingte Verurtheilung oder Bedingte Begnadigung?** 40 S. geh. M. 1.20.

1897. I. **Dr. Franz Kampers, Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi.** 124 S. geh. M. 1.80.

II. **Kirsch, Dr. J. P., Die Acclamationen und Gebete der altchristlichen Grabschriften.** 88 S. geh. M. 1.80.

III. **Kurbonsen, Dr. Friedrich, Die Sage von der Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaume".** 96 S. geh. M. 1.80.

1898. I. **Prof. N. Scheid, S. J., Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts.** 72 Seiten. geh. M. 1.50.

1898. II. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Der Madonnenmaler Franz Ittenbach.** Mit dem Bildniß des Künstlers und Abbildungen von 11 seiner Werke. 80 Seiten. geh. M. 2.—.

III. **Dr. Joseph Wilpert, Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten.** Vornehmlich nach den Katakomben-Malereien dargestellt. 58 S. Text und 22 Seiten Abbildungen. Geh. M. 2.—.

(Fortsetzung siehe 4. Seite des Umschlags.)

Jahresberichte und Vereinsgaben ferner:

1899. I. **Alexander Kaufmann, Thomas von Chantimpré.** 138 Seiten geh. M. 1.80.

II. **Dr. Augustin Wibbelt, Joseph von Görres als Litterarhistoriker.** 80 Seiten. geh. M. 1,50.

III. **Joseph Dahlmann, S. J., Das altindische Volkstum und seine Bedeutung für die Gesellschaftskunde.** 140 Seiten. geh. M. 2,25.

1900. I. P. **Bernhard Duhr, S. J., Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen.** 96 Seiten. geh. M. 1,80.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten den **Jahresbericht** und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden **Vereinsgaben**, die Theilnehmer den Jahresbericht gratis und franco zugesandt.

Die Mitglieder und die Theilnehmer erhalten die sämmtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [nicht jedoch das **Staatslexikon**] bei directem Baarbezug von dem General-Secretair der Gesellschaft zu zwei Drittheilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [nicht die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

*

Adresse des General-Secretairs: **Dr. H. Cardauns, Köln.**
„ der Geschäftsstelle **J. P. Bachem, Köln.**

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr. Hermann, Konrad von Hostaden, Erzb. von Köln (1238—61). **Festschrift** zur Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr. Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewidmet von der Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt Mark 3,60. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr. Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. **Festschrift** zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung. Preis: brochirt Mark 3,—. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer Mark 2.—.)

Hipler, Dr. Franz, Die deutschen Predigten und Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. **Festschrift** zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt Mark 4,—. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer Mark 2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen **Liber de causis.** Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr. Otto Bardenhewer. 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freib. Preis M. 13.50. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 9,—.)

Historisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von H. Grauert, L. Pastor, G. Schnürer u. C. Weyman herausgegeben von Joseph Weiß. 1.—21. Band, 1880—1900, zu 4 Heften gr. 8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. 12 M. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer 8 M.) Einzelne Hefte M. 3,50.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1877. 1883. 1884. 100 bezw. 116 und 108 Seiten groß 8°. Preis: je Mark 1,80. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer M. 1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Heft 1—46. Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1887—97 (abgeschlossen). Zweite Auflage. Heft 1—5, (1900).

Philosophisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Jos. Pohle, (Breslau) u. Prof. Dr. Schmitt (Fulda) herausgegeben von Dr. Const. Gutberlet, Prof. an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda. 1. bis 13. Band. 8°. Fulda 1888—1900. Druck und Commissions-Verlag der Fuldaer Actien-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. von der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. I. Prof. Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morone's vom deutschen Königshof (1539, 1540). 1892. — II. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrich's VIII. 1893. — III. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts. 1894. — IV. Dr. Ehses und Dr. Meister, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abth. 1895. — V. Prof. Kirsch, Die Rückkehr der Päpste Urban V. u. Gregor XI. von Avignon nach Rom. 1898. — VI. W. E. Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Caspar Gropper's aus Westdeutschland (1573 bis 76). 1898. — VII. Nuntiaturberichte aus Deutschland. Zweite Abth. 1900. — VIII. P. K. Eubel, Die avignonesische Obedienz der Mendikantenorden. 1900.

Die Redaction der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Commission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstraße 22, zu adressiren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

7,80
Lo

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Dritte Vereinsschrift für 1900.

Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804 und 1805.

Köln, 1900.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Schriften der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Jahresberichte und Vereinsgaben.

Kommissions-Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Alljährlich seit 1876 ein Jahresbericht.

Vereinsschrift. I. **Zur Einführung.** 2. **Prof. Dr. J. Hergenröther, Der heilige Athanasius der Große.** 3. **Prof. Dr. Franz Kaulen, Assyrien u. Babylonien nach den neuesten Entdeckungen.** 186 S. geh. M. 3.—. (Vergriffen.)

1877. I. **Prof. Dr. Th. Simar, Der Aberglaube.** II. Aufl. 80 S. geh. M. 1.20.

II. **C. Berthold, Die Herrschaft der Zweckmäßigkeit in der Natur.** 98 S. geh. M. 1.60. (Vergriffen.)

III. **R. Baumstark, Die spanische National-Litteratur im Zeitalter der habsburgischen Könige.** 110 S. geh. M. 1.80.

Bericht über die Verhandlungen der Section für Philosophie. 29. 8. 1877. 100 Seiten. (Vergriffen.)

1878. I. **Dr. P. Haffner, eine Studie über G. E. Lessing.** 2. Aufl. 112 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Friedr. Kayser, Eine Nilfahrt.** 104 Seiten. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

III. **Dr. J. B. Heinrich, Clemens Brentano.** 112 S. geh. M. 1.80.

1879. I. **Fr. Hettinger, Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri** in ihren Grundzügen. 142 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. Franz Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche, zunächst in Deutschland bis zum Jahre 1520.** 112 S. geh. M. 1.80.

III. **Heinrich Rodenstein, Bau u. Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt.** 104 Seiten. geh. M. 1.80.

1880. I. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** I. Theil. 112 Seiten. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

II. **Dr. P. Norrenberg, Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit.** 112 Seiten geh. M. 1.80.

III. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** II. Theil. 132 S. geh. M. 1.80.

1881. I. **Leopold Kaufmann, Albrecht Dürer.** 120 Seiten. geh. M. 1.80.

II. u. III. **Dr. Baudri,** Weihbischof, **Der Erzbischof von Köln, Johannes Cardinal von Geissel und seine Zeit.** 336 S. geh. M. 5.—. (Vergriffen).

1882. I. **Prof. Dr. Const. Gutberlet, Der Spiritismus.** 104 S. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

1882. II. **Karl Unkel, Berthold von Regensburg.** 124 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Prof. Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, Philipp van Marnix, Herr von Sanct-Aldegonde.** Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. 68 Seiten geh. M. 1.20.

1883. I. **Dr. Jos. Pohle, P. Angelo Secchi.** Ein Lebens- und Culturbild. 164 Seiten. geh. M. 2.50.

II. **Dr. Karl Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen.** 108 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. Herm. Cardauns, Der Sturz Maria Stuart's.** 116 S. geh. M. 1.80.

1884. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts.** Franciscaner, Dominicaner und andere Missionare. 122 S. geh. M. 1.80.

II. **Prof. Dr. Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung.** 104 S. geh. M. 1.80.

III. **Prof. Dr. Joseph Pohle, Die Sternwelten u. ihre Bewohner.** I. Theil. 128 S. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

Anhang: Verzeichniß d. Mitglieder und Theilnehmer der Görres-Gesellschaft. 40 Seiten.

1885. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs v. Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland.** Deutsche Angelegenheiten, Friedens-Verhandlungen zw. Papst u. Kaiser 1703–1709. 132 S. geh. M. 1.80.

II. u. III. **Prof. Dr. Jos. Pohle, Die Sternwelten und ihre Bewohner.** II. Theil. Schluß. 220 S. geh. 3.60.

1886. I. **Dr. W. Pingsmann, Santa Theresa de Jesus.** Eine Studie über das Leben und die Schriften der hl. Theresia. 116 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Anton Pieper, Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im siebenzehnten Jahrhundert.** 116 S. geh. M. 1.80.

III. **Fr. Wilh. Woker, Agostino Steffani, Bischof von Spiga i. p. i., apostolischer Vicar von Norddeutschland. 1709—1728.** 144 Seiten. geh. M. 1.80.

1887. I. **Aurel Adeodatus, Die Philosophie und Cultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino. — Prof. Dr. Dittrich, Die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen.** 106 S. geh. M. 1.80.

1887. II. **Franz Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt.** 69 S. geh. M. 1.80.

(Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags.)

Charakteristiken und Kritiken

von Joseph Görres

aus den Jahren 1804 und 1805.

Eingeleitet und herausgegeben

von

Dr. Franz Schultz.

Köln, 1900.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

35960

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1
Antik und modern 12
Jean Paul 14
Gegenſätze der neueren Dichtung 17
Gott und Teufel in der deutſchen Litteratur 18
Vier Kaiſerthümer des Geiſtes und der Wirklichkeit 19
Friedrich Heinrich Jacobi 20
Deutſche und franzöſiſche Litteratur 20
Ueber den Chor in der Tragödie 22
Klopſtocks Ebert-Ode 22
Kann man die Epoche des Mittelalters ſchon für geſchloſſen anſehen? 23
Ueber das Techniſche am Kunſtwerk 26
Nochmals der antike und moderne Stil 26
Sophie Mereau 27
Die Epochen in Goethes Werken 27
Die Antiken zu Paris 29
Drei Revolutionen 32
Die Herabkunft der Ideen und das Zeitalter 35
Herder 39
Deutſche Critik 40
Nord- und Süddeutſchland 43
Künſtlerelend 44
Hyperion 44
Heinrich v. Kleiſt 47
Schauſpiel der Weltgeſchichte 48
Dramatiſche Phantaſien von Sophie Bernhardi 49
Leſſing und Friedrich Schlegel 52
Malerei und Plaſtik 54
Glauben und Wiſſen 59
Schillers „Wilhelm Tell“ 66
A. W. Schlegels „Blumenſträuße“ 67
Schulzwang in Kunſt und Wiſſenſchaft 71
Romantiſche Dichtungen des Mittelalters 72
Spätgriechenthum 74
Goethe 77
Die Almanache 78
Myſtik und Novalis 79
Klinger 83

Einleitung.

Joseph Görres wurde geboren vor nun bald 125 Jahren, am 25. Januar 1776; er starb am 29. Januar 1848: so erlebte er ein Viertel des tumultuarisch zur Rüste gehenden achtzehnten und zwei Viertel eines auf allen Gebieten neu sich regenden Jahrhunderts. Im Jahre 1807 erschienen seine „Teutschen Volksbücher", 1814—16 sein „Rheinischer Merkur", 1838 der „Athanasius", drei Schriften, die nach einer unabgeklärten Jugendepoche die Höhepunkte in der gereiften Entwickelung dieses mächtigen, fortreißenden Geistes bilden. Sie bezeichnen eine vorwiegend litterarisch-romantische, eine national-politische und die kirchlich-apologetische Phase als Schlußstein seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

Kaum dürfte jemand mit größerem Recht als er den stolzen Titel führen, den einst sein Münchener Zuhörer Friedrich Hebbel auf ihn anwandte, den eines homo sui generis. Nicht nur, wer ihn als begeisterter Verehrer liest, wird die überall scharf sich kundgebende Eigenart seines Wesens und die Selbständigkeit des Auftretens als den stählenden Grundzug in seiner Erscheinung herausfühlen. Auch der historisch-biographische Forscher wird hier vorzüglich — wie im letzten Grunde freilich stets, wenn es sich darum handelt, das Auftauchen individueller Persönlichkeiten in der Geschichte wirklich zu erklären — den der historischen Wissenschaft Schranken ziehenden Satz oft bestätigt finden: individuum est ineffabile.

Dennoch aber muß es jetzt, ein halbes Jahrhundert nach Görres' Tode, Pflicht der Nachlebenden sein, ein Recht, das manchen minder Bedeutenden schon längst geworden, auch ihm zukommen zu lassen. Ich meine damit die exakt wissenschaftliche Aufgabe, sein Leben allseitig zu durchforschen und aufzuhellen, seine inneren Erlebnisse psychologisch zu ergründen und darzustellen, sie in Beziehung zu setzen zu seiner Zeit

und der unserigen und — was allem voraufzugehen hat — selbst scheinbar unwesentliche Erzeugnisse seines Geistes als Quellen zu sammeln und auszuschöpfen und ihnen in der allgemeinen litterarischen wie in seiner individuellen Entwickelung die Stellung anzuweisen. Erst wenn man aufgezeigt, was er seiner Zeit und der Tradition verdankt, wie er die geistige Erbschaft in sich aufnahm, weiter bildete und den Kommenden überlieferte, wird man völlig klar überschauen, wie viel die Wissenschaft uud das höhere Leben überhaupt ihm schuldig sind.

Nach dieser Richtung ist trotz den vielen Biographen, die Görres bisher gefunden hat, manches zu thun übrig geblieben. Meinte [1]) doch auch sein glühendster Bewunderer, Friedrich Böhmer, in einem Briefe an Marie Görres vom 3. April 1863, daß erst eine noch größere Entfernung von seiner Zeit den ein wenig verdunkelten Ueberblick über seine gesamte weitgreifende Wirksamkeit erhellen werde. Und ist diese weite Perspektive einmal gewonnen, dann wird man niemals mehr, wie es in jungdeutscher Zeit und auch sonst so oft von gegnerischer Seite geschehen ist, seine „Metamorphosen" ihm zum Vorwurfe machen können. Denn es wird sich zeigen, daß der mehrfache Wandel von Görres' Thätigkeit nur eine natürliche Konsequenz aus seinen Anlagen und den auf ihn wirkenden Zeitverhältnissen war; es werden die menschlichen, schönen Worte seines Freundes Achim v. Arnim dabei ihre volle Rechnung finden, der im Jahre 1827 schrieb [2]):

„Du, liebster Görres, hast immer in Wahrheit geirrt, in Wahrheit Dich erhellt und erheitert. Mögen Dich die Menschen wandelbar schelten, eben das ehre ich an Dir, daß Du nicht aus Eitelkeit Dich verstellst, als ob Du fertig gewesen vom Anfange."

Und doch wird man dem letzten Passus dieses Urteils vom weniger ethischen als historischen Standpunkte aus entgegenzuhalten versucht sein, daß schon in Görres' frühesten schriftstellerischen Leistungen die Vordeutungen auf seinen späteren Geistesgang enthalten sind, daß die Grundlinien dieser großen, mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande schaffenden Persönlichkeit in jeder Epoche ihres Lebens und an jedem Stoffe, den sie formte, heraustraten. So ist man erstaunt, noch in den vierziger Jahren bei ihm häufig denselben Lieblingsanschauungen in ganz gleicher oder analoger stilistischer Formulierung zu begegnen, wie am Anfange des Jahrhundert: man hat das Gefühl, als sei dieser Feuergeist stets jung geblieben. Und in der Wissenschaft mehr zu einer subjektiven, innerlichen, geistreichen Erfassung und Wiedergabe der Erschei-

[1]) Janssen, Fr. Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften III, 402.
[2]) Joseph v. Görres' Gesammelte Briefe III, 306.

nungen, als zur objektiven Feststellung von Thatsachen berufen, muß er als merkwürdiger Antipode des Specialistentums geschätzt werden, das im neunzehnten Jahrhundert immer mehr Ausdehnung gewann und jetzt nahe daran ist, in Mißkredit zu verfallen. Auf ihn paßt noch so recht, was der Romantiker Novalis einmal niederschrieb: „Ein Autodidaktos hat . . . den großen Vorteil, daß jede neue Idee, die er sich zu eigen macht, sogleich in die Gemeinschaft seiner Kenntnisse und Ideen tritt und sich mit dem Ganzen aufs innigste vermischt, welches dann Gelegenheit zu originellen Verbindungen und mannigfaltigen neuen Entdeckungen giebt." Tritt man an die Bearbeitung eines Zweiges seiner Produktion von einer Fachdisciplin aus heran, so wird man genötigt, die Kreise der Darstellung weiter und weiter zu ziehen, bis die Ueberzeugung sich nicht mehr abweisen läßt, daß aus der Architektonik seines Geistes — ein Ausdruck, den ja Wolfgang Menzel eigens für ihn geprägt hat — nicht gut Stücke zur Betrachtung herausgerissen werden dürften. Das Einzelne muß zwar das Ganze erhellen, empfängt aber immer wieder von diesem den Reflex.

Eine Sammlung von Görres' zerstreuten litterarischen Schriften darf also Berechtigung und Wertschätzung nicht ausschließlich von seiten der heute so rege betriebenen neueren deutschen Litteraturgeschichte beanspruchen, die Görres als einen merkwürdigen Vertreter des romantischen Typus in ihren Kreis hat ziehen müssen und es sich angelegen sein läßt, allen gedruckten und ungedruckten Dokumenten für ihre Zwecke eindringende Aufmerksamkeit zu schenken. Um noch einmal Friedrich Böhmer zu citieren, so hat er schon 1861 betont [1]), daß eine Sammlung von Görres' kleineren Schriften litterarischer Natur der Nation ebenso wenig vorenthalten werden dürfte, als seine Briefe, die uns ja 1874 von Franz Binder in damals erreichbarer Vollständigkeit musterhaft gesichtet vorgelegt worden sind. Daß eine Weiterführung der sechsbändigen Ausgabe der „Politischen Schriften" nach der anderen Richtung unterblieb, ist bedauerlich. Es mag einmal daran gelegen haben, daß auch Görres nach seinem Tode das Los so vieler deutscher Schriftsteller beschieden war, die mehr erhoben als gelesen wurden. Daß selbst auf katholischer Seite sich nicht die gebührende Leseranzahl gefunden habe, beklagte [2]) ja auch August Reichensperger. Dann aber erfuhren diese dem Stoffe nach anders gearteten Arbeiten einer verjährten Epoche bei ihrem Urheber selbst und seiner Umgebung später nicht mehr das Interesse, das ihnen der historische Beschauer in jedem Falle zuwendet.

---

[1]) Janssen, Böhmer, III, 409; vergl. I, 438.

[2]) L. Pastor, August Reichensperger, Freiburg 1899, I, S. 86.

Sie versanken hinter den späteren Leistungen seiner Publicistik, die ein größeres und allgemeineres Aufsehen erregten. Diese älteren Studien waren ihm fremd geworden, wie die älteren Freunde, die ehemals seine Mitarbeiter gewesen waren bei der Hebung der Schätze nationaler Dichtung. So liegen die Umstände hier ähnlich wie bei Clemens Brentano. Kritische Forschung muß die Stücke aus ihren zerstreuten, oft versteckten Fundstellen hervorholen, ja in zweifelhaften Fällen den Beweis der Autorschaft antreten.

Die folgenden, so gut wie ganz unbekannten und vergessenen, frühesten litterarischen Aufsätze von Görres in einem Neudruck vorzulegen, muß sich nach dem Gesagten im allgemeinen rechtfertigen. Ueberdies werden sie als Lektüre ihr Recht sich selber erobern. Wird uns doch nach ihrem ersten Erscheinen berichtet, daß sie beim Publikum ausgezeichneten Beifall fanden[1]), und Görres selbst dachte im Jahre 1806 daran, sie bei seinem Heidelberger Verleger Zimmer in einem Bändchen vereinigt neu erscheinen zu lassen[2]), und bezeichnet sie als eine bei der schlechten Lage des damaligen deutschen Buchhandels „noch halbwegs käufliche Ware". Schließlich sind sie als vor- und rückdeutende Denkmale seines Geistesganges von besonders unschätzbarem Werte.

Es sind just hundert Jahre her, daß der damals vierundzwanzigjährige Joseph Görres von kurzem Aufenthalte in Paris, wohin ihn seine Sendung als Deputierter der Rheinprovinzen geführt hatte, in die deutsche Heimat zurückkehrte. Die politischen Zusammenhänge dieser Mission gehören nicht in den Kreis unserer Darstellung; er selbst hat seinen Landsleuten in der heute seltenen kleinen Schrift „Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire des VIII. Jahres", Koblenz 1800, Bericht erstattet. Aber er war seit dieser Reise ein völlig anderer geworden; die einschneidendste Wandlung seines Lebens hatte sich vollzogen, eine innere Umkehr ohnegleichen. Er hatte einen Blick hinter die Coulissen des Revolutionsschauspieles geworfen, der mit schrecklicher Deutlichkeit das schon längst in ihm wühlende Gefühl zur Gewißheit machte, daß er sich mit seiner glühenden, ehrlichen Begeisterung für die französische Sache, die sein bisheriges Leben ganz hingenommen, auf einem Irrwege befunden habe. Aehnliche Erfahrungen haben damals in Deutschland viele Männer von Geist und Temperament durchmachen müssen; bei allen, soweit ich sie übersehe, folgte dem Enthusiasmus Ernüchterung und Indifferenz. Abseits von dieser Reihe Enttäuschter steht Görres. Bei ihm bedeutete jene Krisis das Morgenrot eines neuen geistigen Lebens. Mit der Kraft seines leicht entzündlichen und dann

[1]) Görres' Ges. Briefe II, 9. — [2]) Ebd. I, 477.

mächtig lodernden Genies, das im Leben und in der Geschichte schon von früh an auf der Suche gewesen war nach den verborgenen Strahlen des höheren geistigen Lichtes, hatte der Jüngling in der französischen Revolution die Herabkunft der „Idee" begrüßen, er hatte in ihr die heranreifende Vervollkommnung der Menschennatur wahrnehmen wollen. Wie er davon zurückgekommen und wie er mit Schmerz und Beschämung die irdischen und tierischen Triebkräfte jener Weltbewegung einsehen lernen mußte, hat er selbst darnach in einem der unten abgedruckten Aufsätze („Die Herabkunft der Ideen und das Zeitalter") prächtig allegorisch dargestellt. „Wenn ich," schreibt[1]) er damals an seine Braut, „in mein vergangenes Leben hineinblicke, dann ist es mir, als sähe ich in die Ruinen von Palmira, dort ein umgestürztes Monument, eine eingestürzte Masse, der ich ewige Dauer zutraute, da noch ein Portikus, ein Peristyl, eine Säule, der einzige Ueberrest eines glänzenden Gebäudes, überall Trümmer, unter denen meine Gedanken wie scheue Schuhus unstet umherschwirren. Mich vergnügt's, bei Nacht und Nebel unter den Ruinen umherzuirren, ein Mann der Finsternis, mit Moosflechten und Epheu bekränzt, mich durch die Gebüsche zu winden, und dem Hallen des Sturms in den Gängen zu horchen." Doch diese verdüsterte Stimmung konnte nicht andauern, sie mußte einer neuen Lebensspiegelung Platz machen. „Die moralische Natur wie die physische geht ihren Gang fort. Aber traurig, traurig, daß die Menschen mit ihrer Einfalt und Bösartigkeit so oft ihre Pläne durchkreuzen," sagt er bald darauf[2]). So entstand in ihm die Ueberzeugung von der Verrottung und geistigen Unmündigkeit eines großen Teiles seiner Mitmenschen überhaupt, die er früher, wie er schreibt[3]), „in moralischer Hinsicht für wahre Antiken", für Ideale gehalten. Aus diesem Boden erwuchs seiner ganzen künftigen Thätigkeit jener Charakter des Strafenden, Warnenden, Prophezeienden, der ihn fortab kennzeichnet. Dadurch wurden seine Werke jetzt, wie Brentano sie nannte, „der über die Erde hinfahrende Donner und Blitz".

Dieses zumeist negative Element, dem sich noch ein ebenfalls aus den oben geschilderten Stimmungen heraus geborener Franzosenhaß gesellte, der später im Freiheitskampfe gegen Napoleon die reifsten patriotischen Früchte trug, verleiht auch unseren Aufsätzen, den ersten freien schriftstellerischen Erzeugnissen nach jener Pariser Reise, ihre eigentümliche Färbung. Aber die Enttäuschungen der Jugendjahre zeitigten auch ganz positive Neigungen; seine rastlose geistige Beweglichkeit mußte sich ein anderes Gebiet als bisher zur Bethätigung suchen; sein Enthu-

[1]) Ges. Br. I, 53. — [2]) Ebd. I, 67. — [3]) Ebd. I, 7.

Schriften der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Jahresberichte und Vereinsgaben.

Kommissions-Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Alljährlich seit 1876 ein Jahresbericht.

Vereinsschrift. 1. **Zur Einführung.** 2. **Prof. Dr. J. Hergenröther, Der heilige Athanasius der Große.** 3. **Prof. Dr. Franz Kaulen, Assyrien u. Babylonien nach den neuesten Entdeckungen.** 186 S. geh. M. 3.—. (Vergriffen.)

1877. I. **Prof. Dr. Th. Simar, Der Aberglaube.** II. Aufl. 80 S. geh. M. 1.20.

II. **C. Berthold, Die Herrschaft der Zweckmäßigkeit in der Natur.** 98 S. geh. M. 1.60. (Vergriffen.)

III. **R. Baumstark, Die spanische National-Litteratur im Zeitalter der habsburgischen Könige.** 110 S. geh. M. 1.80.

Bericht über die Verhandlungen der Section für Philosophie. 29. 8. 1877. 100 Seiten. (Vergriffen.)

1878. I. **Dr. P. Haffner, eine Studie über G. E. Lessing.** 2. Aufl. 112 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Friedr. Kayser, Eine Nilfahrt.** 104 Seiten. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

III. **Dr. J. B. Heinrich, Clemens Brentano.** 112 S. geh. M. 1.80.

1879. I. **Fr. Hettinger, Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri** in ihren Grundzügen. 142 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. Franz Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche, zunächst in Deutschland bis zum Jahre 1520.** 112 S. geh. M. 1.80.

III. **Heinrich Rodenstein, Bau u. Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt.** 104 Seiten. geh. M. 1.80.

1880. I. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** I. Theil. 112 Seiten. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

II. **Dr. P. Norrenberg, Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit.** 112 Seiten geh. M. 1.80.

III. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** II. Theil. 132 S. geh. M. 1.80.

1881. I. **Leopold Kaufmann, Albrecht Dürer.** 120 Seiten. geh. M. 1.80.

II. u. III. **Dr. Baudri,** Weihbischof, **Der Erzbischof von Köln, Johannes Cardinal von Geissel und seine Zeit.** 336 S. geh. M. 5.—. (Vergriffen).

1882. I. **Prof. Dr. Const. Gutberlet, Der Spiritismus.** 104 S. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

1882. II. **Karl Unkel, Berthold von Regensburg.** 124 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Prof. Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, Philipp van Marnix, Herr von Sanct-Aldegonde.** Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. 68 Seiten geh. M. 1.20.

1883. I. **Dr. Jos. Pohle, P. Angelo Secchi.** Ein Lebens- und Culturbild. 164 Seiten. geh. M. 2.50.

II. **Dr. Karl Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen.** 108 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. Herm. Cardauns, Der Sturz Maria Stuart's.** 116 S. geh. M. 1.80.

1884. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts.** Franciscaner, Dominicaner und andere Missionare. 122 S. geh. M. 1.80.

II. **Prof. Dr. Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung.** 104 S. geh. M. 1.80.

III. **Prof. Dr. Joseph Pohle, Die Sternwelten u. ihre Bewohner.** I. Theil. 128 S. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

Anhang: Verzeichniß d. Mitglieder und Theilnehmer der Görres-Gesellschaft. 40 Seiten.

1885. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs v. Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland.** Deutsche Angelegenheiten, Friedens-Verhandlungen zw. Papst u. Kaiser 1703–1709. 132 S. geh. M. 1.80.

II. u. III. **Prof. Dr. Jos. Pohle, Die Sternwelten und ihre Bewohner.** II. Theil. Schluß. 220 S. geh. 3.60.

1886. I. **Dr. W. Pingsmann, Santa Theresa de Jesus.** Eine Studie über das Leben und die Schriften der hl. Theresia. 116 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Anton Pieper, Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im siebenzehnten Jahrhundert.** 116 S. geh. M. 1.80.

III. **Fr. Wilh. Woker, Agostino Steffani, Bischof von Spiga i. p. i., apostolischer Vicar von Norddeutschland. 1709–1728.** 144 Seiten. geh. M. 1.80.

1887. I. **Aurel Adeodatus, Die Philosophie und Cultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino. — Prof. Dr. Dittrich, Die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen.** 106 S. geh. M. 1.80.

1887. II. **Franz Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt.** 69 S. geh. M. 1.80.

(Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags.)

Charakteriſtiken und Kritiken

von Joſeph Görres

aus den Jahren 1804 und 1805.

Eingeleitet und herausgegeben

von

Dr. Franz Schultz.

Köln, 1900.

Kommiſſions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

35960

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	1
Antik und modern	12
Jean Paul	14
Gegenſätze der neueren Dichtung	17
Gott und Teufel in der deutſchen Litteratur	18
Vier Kaiſerthümer des Geiſtes und der Wirklichkeit	19
Friedrich Heinrich Jacobi	20
Deutſche und franzöſiſche Litteratur	20
Ueber den Chor in der Tragödie	22
Klopſtocks Ebert-Ode	22
Kann man die Epoche des Mittelalters ſchon für geſchloſſen anſehen?	23
Ueber das Techniſche am Kunſtwerk	26
Nochmals der antike und moderne Stil	26
Sophie Mereau	27
Die Epochen in Goethes Werken	27
Die Antiken zu Paris	29
Drei Revolutionen	32
Die Herabkunft der Ideen und das Zeitalter	35
Herder	39
Deutſche Critik	40
Nord- und Süddeutſchland	43
Künſtlerelend	44
Hyperion	44
Heinrich v. Kleiſt	47
Schauſpiel der Weltgeſchichte	48
Dramatiſche Phantaſien von Sophie Bernhardi	49
Leſſing und Friedrich Schlegel	52
Malerei und Plaſtik	54
Glauben und Wiſſen	59
Schillers „Wilhelm Tell“	66
A. W. Schlegels „Blumenſträuße“	67
Schulzwang in Kunſt und Wiſſenſchaft	71
Romantiſche Dichtungen des Mittelalters	72
Spätgriechenthum	74
Goethe	77
Die Almanache	78
Myſtik und Novalis	79
Klinger	83

Revolutionsjahre noch selber aufklärerisch-verächtlich auf das „finstere" Mittelalter hinabgeschaut: jetzt, 1804, bekämpft er die kleingeistige, rationalistische Geschichtschreibung, die durch Vergleichung mit dem Mittelalter erweisen wollte, wie man es „dann zuletzt so herrlich weit gebracht", und läßt visionär aus dem Geiste kommender Geschlechter die Vorwürfe auf die Verunglimpfenden zurückfallen. An den Dichtungen des Mittelalters aber schätzte Görres bereits 1805 — und hier war Ludwig Tieck sein Vorgänger, der als erster von der Romantik die altkluge Aufgeblasenheit des litterarischen Publikums lächerlich gemacht und für seine Volks- und Märchendichtungen die unverbildete Naivetät des Kindes gefordert hatte — die Schlichtheit, Treuherzigkeit, Zartheit einer jugendlichen Epoche. „Geschäftsmänner", schreibt er unten in einer Besprechung der unter Friedrich Schlegels Namen erschienenen „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters" im Hinblick auf die banausenhafte, nörgelnde Kunstkritik seiner Tage, „Geschäftsmänner lassen sich freilich in der Kinderstube nicht betreten; sie würden sich schämen, unter den Zeugen ihres ehemaligen kindischen Sinnes und ihres frohen Mutwillens, der arg abstäche mit dem gegenwärtigen Ernste, überrascht zu werden; aber ein jugendlich unbefangenes Gemüt wird mit Freude den Abdruck seines vergangenen Daseins in ihnen sehen und in der Gesellschaft der alten Gespielen sich gefallen. Und so wird es auch an diesen Dichtungen sich ergötzen."

Nur wenig bleibt nach der Beleuchtung dieser inhaltlichen Merkmale mir noch zu sagen übrig über die innere und äußere Form unserer Aufsätze. Sie erschienen 1804 und 1805 in der zu München von dem bekannten Oberhofbibliothekar und Vizepräsidenten der Akademie der Wissenschaften, Christoph Freiherrn von Aretin, herausgegebenen Zeitschrift „Aurora". Die „Aurora", die nur diese zwei Jahre hindurch bestand und heute fast gänzlich verschollen ist, unterscheidet sich von den übrigen Journalen jener Tage vorteilhaft durch eine vornehmere Haltung, durch deutsch-nationale Tendenz, durch ihre Vorliebe für kulturgeschichtliche und altdeutsch-litterarische Studien, durch ihre Reaktion gegen Organe der Aufklärung. So konnte sie Görres zusagen, der nach Aretins erster Aufforderung zur Mitarbeit[1]) das Blatt erst noch eine Zeit lang beobachtete. Finden sich aus den Görresschen Beiträgen zum Jahrgang 1804 schon einige wenige, unsystematische Auszüge in den Görresschriften von Galland[2]) und neuerdings von Wibbelt[3]), so ist

[1]) Ges. Briefe II, 5.

[2]) Joseph von Görres. Freiburg im Breisgau 1876.

[3]) Joseph von Görres als Litterarhistoriker. Zweite Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1899.

an den Jahrgang 1805 bisher noch niemand herangetreten. Er ist meines Wissens einzig, und zwar nur noch in losen, unvollzähligen Blättern, auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhanden, der ich für seine liberale Ueberlassung zu Dank verpflichtet bin. Sämtliche Beiträge zerfallen in zwei Kategorien: die eine Reihe trägt die ständige Ueberschrift „Corruscationen" („Wetterleuchten") — eine ihren Charakter gut treffende Benennung, aber doch auch hervorgerufen durch die Titel ähnlicher Produkte Friedrich Schlegels und Novalis'. Sie sind gedacht als eine fortlaufende Kette von Reflexionen und Beobachtungen über Kunst und Leben. Nur sie hatte man bislang bibliographisch als Görres' Eigentum [1]) notiert. Dazwischen stehen aber andere Aufsätze mit verschiedenen Ueberschriften, die ebenso unzweifelhaft nach dem untrüglichen Stile und aus inneren Kennzeichen Görres zuzuweisen sind. In diesem Neudruck ist auch der Inhalt der „Corruscationen" unter spezialisierte Ueberschriften verteilt worden, die vom Herausgeber herrühren; wo sie aber schon auf das Original zurückgehen, wird dies ausdrücklich unter dem Texte angegeben.

An Görres' Rezensionen wird sich ein merklicher Unterschied von der landläufigen Auffassung dieses Begriffes wahrnehmen lassen. Sie stehen auf dem Boden der durch Wilhelm Schlegel und die Romantik angebahnten reproduzierenden Kritik: man wollte hier nicht mehr, wie es die Art des 18. Jahrhunderts war, einen eisernen, unverrückbaren Maßstab an Kunstwerke anlegen, sondern sich ihnen anschmiegen, sie nachempfinden und neu darstellen; man wollte nicht töten, sondern lebendig machen; man trat nur dem näher, dem man sich geistesverwandt fühlte; das andere ließ man beiseite. Daher findet man auch in Görres' Kritiken überall die mit dem Gegenstande freispielende Phantasie. In alle Stoffe hat er eben *seine* großartige Persönlichkeit hineingetragen, die da ausströmt in ihrem eigenartigen Stile.

Der Stil in Görres' Schriften der Revolutionsjahre war noch nicht der, dessentwegen ihn nachmals Europa anstaunte. Auch dort zwar begegnen kühne Wendungen, kräftig geschwungene, lange Perioden, atemlose Aufzählungen, zahlreiche Anastrophen; aber jenen Luxus an Bildern und Allegorien schüttete auch erst die Romantik über seine Sprache aus. Ihr diente das Bild als bewußtes Stilmittel. Es war ihr der Fingerzeig aus der gegenständlichen in eine unsichtbare, geheimnisvolle, geistige Welt, die nur dem Auge des „im Geist erhellten Naturphilosophen", des „Denkers und Sehers" sich entschleiert; ihrer ganzen sprachlichen

[1]) Vgl. Ges. Br. II, 9, wo aber auch nur Jahrgang 1804 berücksichtigt ist. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. VI. Bd., S. 204.

Darstellung liegt eine bildliche, allegorische und symbolische Bedeutung zu Grunde [1]). Romantik und Naturphilosophie also haben in Görres die Fähigkeit geweckt, jede sinnfällige Erscheinung des Lebens und der Kunst anders geschaut wiederzugeben und alle vereinzelten Kräfte zu einer höheren Einheit zurückzuführen.

Doch genug hier davon. Diese Vorrede hat noch die Pflicht des Dankes zu erfüllen. Er gebührt der Görres-Gesellschaft, die kurz vor dem bevorstehenden Jubiläumstage ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens die Herausgabe dieser litterarischen Kleinode ihres Meisters ins Werk gesetzt hat. Möge seine Stimme heute, in einer Zeit, die auf romantische Bestrebungen zurückgreift, nicht schwächer hallen, als in den Tagen der alten Romantik!

* * *

Die Aufsätze folgen in ursprünglichem Text. Nur offenbare Druckfehler sind stillschweigend verbessert und manche veralteten Schreibungen modernisiert; aber auch in der Orthographie ist alles bewahrt geblieben, was auf mundartliche Einflüsse zurückgeführt werden könnte. Anmerkungen des Originals sind mit einem *, solche des Herausgebers mit Ziffern bezeichnet.

Aus dem Jahre 1804.

Antik und modern [2]).

Der Charakter des Antiken ist Poesie, selbst in der Philosophie, der des Modernen Philosophie, selbst in der Poesie. Einfalt ist die Manifestation der inneren Harmonie einer Persönlichkeit, die ihren Mittelpunkt in einem poetischen Gemüthe hat und von dort aus mit Liebe die Schönheit sich aneignet; heitere Ruhe ist der Ausdruck einer reichen Natur, die ihr Inneres wie einen melodischen Gesang, ihr Aeußeres wie ein vollendetes Bildnerwerk zum Ebenmaße geregelt hat, und außer dem Gebiete der Töne und der Formen in der kalten, fernen Weite nichts mehr sucht und nichts mehr will. Einfalt und stille Ruhe sind daher das innerste Wesen und die Physionomie des Antiken. Nicht so eine Persönlichkeit, deren Schwerpunkt im Geiste liegt: der Geist strebt nach Allheit, wie das Gemüth von individueller Einheit sich gezogen

[1]) H. Petrich, Drei Kapitel vom romantischen Stil. Leipzig 1878, S. 28.

[2]) Aurora 1804, Nr. 71. Man vergleiche das oben in der Einleitung über Görres' Verhältnis zur antiken Kunst Beigebrachte.

fühlt; in die innerſte Tiefe will er dringen, die Unendlichkeit ſtrebt er zu umfangen, ferne Sterne winken ihm hinauf in den Aether aus dem Dunſtkreiſe weg, wo die Töne um ihn klingen, und die Farbenlichter ſpielen, und dieſe Sterne, dieſe Ideale, ſie haben keine Paralaxe, ein Menſchenleben geht vorüber wie ein Umlauf um die Sonne, und um nichts näher rücken die winkenden Lichtpunkte, die myſtiſchen Geſtalten aus der Ferne. Vielſeitige Mannigfaltigkeit bezeichnet daher die Zeit, in der dieſe Verrückung erfolgt, fern wird ihr jene milde Einfalt ſein, ſeltſame Verworrenheit, ſchneidende Contraſte, bizarre Verrenkungen werden an ihre Stelle treten; jene heitere Ruhe der Alten iſt ihr fern entrückt; ungeſtüme Kraftergüſſe, wildes Gegeneinandertreiben entgegengeſetzter Tendenzen wird ſie bezeichnen; eine Kraft um die andere wird die Oberherrſchaft uſurpiren und wieder unter der Gegenwirkung aller anderen erliegen. Und dieſe Zeit, es iſt unſere Zeit, dieſer Charakter, es iſt der Charakter des Modernen! Wie in der Geſchichte der Erde die Periode der Bildung der Urgebirge zu der der Flötzgebirge ſich verhält, ſo die alte Zeit zur neuen Zeit; dieſe durch und durch kompacten und homogenen, durch eine ruhige Cryſtalliſation gebildeten Granitgebirge, dieſes Rieſenvolk, das, um die Erde gelagert, mit ſeinen Armen ſie umfaßt und zuſammenhält und alle ſpäteren Formationen trägt und entſtehen ſah, iſt es nicht das Bild des Alterthums, wo auch alle Kraft, im engen Kreiſe zuſammengehalten, einfache aber coloſſale Bildungen ſchuf? Die Flötzzeit hingegen mit ihrer ganzen Mannigfaltigkeit von Formationen, in die eine freier wirkſame aber dafür weniger intenſive Kraft ſich ergoß, mit ihren Foſſilienlagern und Conchylienbänken, in denen die Producte des indiſchen Himmels friedlich mit den Erzeugniſſen des Nordens und den wunderbaren Ausgeburten einer ſeltſam ſpielenden Phantaſie in derſelben Catacombe ruhen, zeigt ſie nicht unſer Jahrhundert mit allem ſeinem wilden Leben und Treiben gleichſam verſteinert und geſtanden [1]) unſerem äußeren Sinne? Aber die Vergangenheit iſt vorübergezogen [2]), und die Gegenwart wird vorüberziehen, und die Natur und der Geiſt wirken unaufhaltſam fort; was wir leiſten und was die Alten geleiſtet haben, wird von den Fluten der ewigen Zeit bedeckt, und erſt auf den Trümmern der mißlungenen Verſuche, die Geiſt und Natur nicht behaupten können, erſt wenn die

---

[1]) „Geſtanden" = „ſtehend, feſt geworden".

[2]) Aehnliche Gedanken wie im Folgenden hatte Wilhelm Schlegel in ſeinen Berliner Vorleſungen vorgetragen. (Vgl. Fr. Schlegels Zeitſchrift „Europa" 1803, II, S. 85. A. W. Schlegels Vorleſungen über ſchöne Litteratur und Kunſt [Deutſche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken, herausgegeben von Bernhard Seuffert XVIII] II, 86.)

Kräfte durch das Unendliche zum Ebenmaße gekommen sind, erst dann kann die wahre organische Schöpfung beginnen. Unsere Litteratur wird der Nachwelt unter ihrem Schutte eine wundersame Erscheinung sein, mühsam wird sie die Gebeine unserer Mammouths zusammensetzen, und umsonst nach dem Originale in der Reihe der gleichzeitigen, harmonischen Productionen sich umsehen, aber sie wird überall die heilige Kraft achten und ehren, die selbst durch das Vergängliche ihre Ewigkeit bewährt.

Jean Paul [1]).

Sie sprechen so viel und so oft von der Weichheit Jean Pauls und haben gar so viel an seinen zarten Gestalten zu tadeln; warum tadeln sie nicht die Luft, daß sie gar so expansibel ist und sich nicht zu Quadern behauen läßt? Warum rufen sie dem Aether nicht zu: Werde Stein, damit wir dich betasten und begreifen können! Muß denn alles wägbar auf dieser Centnerwaage sein, und gibts denn keine höheren Regionen als die der ästhetischen Chemie, wo nur die ponderablen Stoffe gelten und Verwandtschaften und Scheidungen nach Maß und Gewicht sich messen lassen? Aber der Thränenreichthum! — Kennt ihr nicht das wahre Medium der Poesie, die Schwermuth, die wie ein Frühlingsmorgennebel die Phantasie umhüllt und ihre Zaubergesichte reflectirt? Die Thräne ist der Thautropfen, der sich ans Auge hängt, wenn der Nebel fällt, wie das trübe Lächeln sein Aufsteigen in höhere Regionen bedeutet. Wollt ihr diese Nebel nicht, wohl, so siedelt euch auf den Alpengipfeln des abstracten Wissens an, da steht ihr erhaben über ihnen, und seht sie unter euch tief im Thale ziehen. Schmelzt diese transparente Liane [2]), wie sie zerflossen in ihrem milden Dufte schwebt, mit dem starren, bereiften Vließritter [3]), in dem Erfahrung und Lebensklugheit erkältend alles Duftige rein niedergeschlagen haben, schmelzt diese beiden Gegensätze zusammen, und ihr bekommt Menschen, wie sie auf allen Straßen herumlaufen, treffliche Ziffern für den Cameralisten, aber für den Dichter leere Nullen. — Seine Figuren sollen soviel Familienähnlichkeit [4]) haben. — Aber was ist's denn, das dem Dichter seine Individualität fixirt, und seinen Werken das eigenthümliche Gepräge gibt? Es ist das Grundprincip, nach dem seine Natur

[1]) Nummer des Vorigen.

[2]) Weibliche Hauptfigur aus Jean Pauls 1800—1803 erschienenem Roman „Titan".

[3]) Don Gaspard, Albano de Zesaros Vater, im „Titan".

[4]) Der ganze Artikel polemisiert gegen Friedrich Schlegel, der in einem Fragmente des romantischen Parteiorgans „Athenäum" über Jean Paul gesprochen hatte (Fr. Schlegels Jugendschriften, herausgegeben von Minor, II, 279—81).

ſich geſtaltet hat, das ihn in allen ſeinen Productionen beherrſcht, und das da, wo er wirklich dichtet, nicht blos aus der Umgebung auffaßt, in ihm dichtet, und in der Begeiſterung des Genies in ihm ſich offenbart. Die Unendlichkeit der Perſönlichkeit liegt nur in der Unendlichkeit der Richtungen, in die ſie von dem einen fixen Punkte aus ſich ergießen kann; nur das ganze Geſchlecht umſchließt in der Unendlichkeit der Tendenzen auch die der Individualitäten, und iſt wahrhaft univerſal. Man ſehe doch die Bilder der Maler aller Schulen; in ihren individuellſten Schöpfungen, da, wo gleichſam ihr Innerſtes nach außen hin getreten iſt und ihre ganze Seele ſich ausgeſprochen hat, da iſt auch das Heiligthum ihrer Kunſt, der Centralpunkt ihrer ſelbſtgeſchaffenen Welt, und um dieſen Punkt ordnen ſich alle anderen Geſtalten, die weniger Theil an dem Weſen ihres Schöpfers nehmen und gleichſam die äußeren Extremitäten des organiſchen Kunſtkörpers vorſtellen, alle aber von einem und demſelben Princip beherrſcht und gehalten werden. Auch Raphaels eigenes Bild hat Familienähnlichkeit mit ſeiner Madonna della sedia. — Und nun endlich Jean Pauls Frauen! Es iſt ſeltſam, daß man für die ſchönen Geſtalten der Poeſie dem ſubjectiven Urtheile eine Allgemeingiltigkeit geben will, die man für die Schönheit, wenn ſie uns in der Wirklichkeit begegnet, ſich nicht beikommen läßt! Man findet ein ſchönes Weib nimmer darum unliebenswürdig und mißlungen, weil man ſie nicht eben liebt; man erkennt, daß die Schönheit über die Liebe erhaben iſt und über unſerem perſönlichen Localaffect unabhängig ſteht, und in der Dichtung ſoll ſie ſich unſerer perſönlichen Anordnung unterordnen?

Jean Pauls Weiber mögen nicht zu Hausfrauen ihrer Tadler taugen; allein keine hat ja noch um ihre Hand angehalten, und wo dieſe Geſtalten ins Leben träten, und dieſe Kunſtrichter würden ihnen vorgeführt, manche unter ihnen möchten ſich glücklich ſchätzen, daß der Dichter jene mit zu vieler Weichheit ausgeſtaltet, als daß ſie bitteren Tadel über flache Unbedeutenheit oder übergroße Selbſtgenügſamkeit laut werden laſſen ſollten. Dieſe zutäppiſchen, linkiſchen, ſuperklugen, über die Maßen verſtändigen Mannweiber, die ſoviel Rumor in der deutſchen Literatur machen; dieſe Leerheit und Lebensarmuth, dieſe falſche Zartheit, die nichts als Verſchliffenheit und Gepräglosigkeit iſt; dieſe ſteife Grazie, an der man bei jeder Bewegung die Gelenke knarren hört; dieſe totale Liebloſigkeit, die eine gelehrte, abſtracte, lateiniſche Liebe affectirt; dieſes gänzliche Verſtummen der inneren Muſik des Gemüthes, das dafür mit Ziffern ſpielt; alle dieſe Preßhaftigkeiten der aufgedunſenen ſchlaffen Zeit, die werdet ihr doch nicht als die Attribute des Ideals der Weiblichkeit uns anpreiſen wollen? Das Weib, wie es

siasmus war, wie er selbst schreibt [1]), nicht verflogen, nur in seinen Busen zurückgedrängt, und er freute sich, seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft aus dem allgemeinen Zusammenbruche gerettet zu haben. Der wissenschaftlichen und kunstkritischen Bethätigung galten die folgenden Jahre seines Lebens. Die Lorbeeren des Volksredners, den Beifall der großen Masse hatte er gründlich verachten gelernt. In einer gesicherten bürgerlichen Existenz in seiner Vaterstadt Koblenz angestellt, seit 1801 verehelicht mit Katharina v. Lasaulx, aus einem deutsch-lothringischen Adelshause (v. d. Weiden), das in kurtrierischem Dienst auch für Wissenschaft und Kunst fördernd gewirkt hatte [2]) — sie selbst hochgebildet und oft seine Mitarbeiterin, ein sich nicht in den Vordergrund drängendes, aber interessantes Frauenbild des romantischen Zeitalters —: so lebte Görres einige stille Jahre hindurch allein seiner inneren Durchbildung. Er überwinterte die Saat einer großen Zukunft, und am Ende dieses Zeitraumes, 1805, durfte er schreiben [3]): „Ich unterdessen habe immer fort und fort gearbeitet und Feuer geschlagen und Licht herausgelockt und es heller und heller in mir gemacht und blicke mit vieler Freude auf die gethane Arbeit und auf das, was noch zu thun ist."

Es ist ein merkwürdiger Beleg für die unvorhergesehene Beeinflussung des Einzellebens durch große geschichtliche Richtungen und für den Zusammenhang des Individuums mit dem Ganzen seines Volkes und seiner Zeit, daß der geistigen Verfassung, in die Görres zu Anfang des 19. Jahrhunderts sich versetzt fühlte, eine große, weitreichende Umwälzung des Geistes- und Gefühlslebens in Deutschland willig die Hand reichen mußte. Das war die romantische Bewegung, die an der Jahrhundertwende in Jena und Berlin von den als romantische Schule [4]) zusammengefaßten Genossen August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Tieck, Novalis, Schelling und anderen angebahnt worden war. Clemens Brentano war seit seiner 1798 beginnenden Jenenser Studienzeit ein Jünger dieser Litteraturrevolution und ihrer Vertreter. In der Brentanoschen Familie, im „goldnen Kopf" zu Frankfurt a. M. war auch Görres auf dem Rückwege von Paris zum Besuche seiner damals bei den Brentanos weilenden Braut Katharina v. Lasaulx im Februar 1800 eingekehrt. Sie war

---

[1]) Ges. Br. I, 47.

[2]) Vergl. Allg. Deutsche Biographie 17, 721—31; H. Holland, Erinnerungen an E. v. Lasaulx, München 1861, S. 6; Rhein. Antiquarius, I, 2, Koblenz 1853, S. 455 f. Dominicus, Koblenz unter Clemens Wenceslaus, S. 141, u. a. m.

[3]) Briefe an Charles Villers, hrsg. v. M. Isler, Hamburg 1879, S. 73.

[4]) Am besten über sie: R. Haym, Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Berlin 1870; Oskar F. Walzel, Einleitung zu Kürschners National-Litteratur, Bd. 143.

eine intime Jugendfreundin Sophie Brentanos, der um zwei Jahre älteren Schwester[1]) von Clemens, die, eine anmutende, geistvolle, zartschwärmerische Erscheinung, ein Liebling des greisen Wieland, bereits im September 1800 auf dessen Landsitz Oßmanstädt bei Weimar starb und dann bei Clemens und Bettina Brentano als früh geschiedene Fremdlingin auf dieser Erde in Erinnerung und Dichtung verklärte Gestalt annahm. In dem schöngeistigen, durch Tradition mit der Litteratur verknüpften Kreise der Brentanos scheint auch Görres den ersten Fingerzeig auf die ausschließliche Beschäftigung mit rein geistigen und dem praktisch-politischen Leben abgewandten Interessen erhalten zu haben: einige Stellen in seinen damaligen Briefen legen von dem Eindruck des Frankfurter Aufenthaltes Zeugnis ab, wie wenn er da u. a. schreibt: „Manche meiner Hoffnungen sind hier zusammengestürzt, manche neue befestigt worden." Im folgenden Sommer und in den beiden nächsten Jahren kam Clemens Brentano, der zur Zeit von Görres' Aufenthalt nicht in Frankfurt gewesen war, bei seinen rheinischen Dichterfahrten auch nach Koblenz und kehrte dann stets bei den Freunden seines Hauses, bei der Familie Lasaulx ein, der ja Görres verschwägert war. Das Erscheinen der so reizvollen Persönlichkeit Brentanos erregte, wie überall, so in der durch die Revolution zurückgegangenen und an geistigen Anregungen armen Rheinstadt besonderes Aufsehen, das uns Stramberg, der rheinische Antiquarius, verbrieft. Er erzählt auch, daß Clemens in jenem Kreise vorgelesen habe — eine schöne Gewohnheit, die er sein ganzes Leben durch beibehalten hat und die sich aus seinem steten Sehnen nach einem geistig gleichgestimmten, ihm geöffneten, mitfühlenden Herzen erklärt; er bedurfte stets der Menschen. Was anders mag er dort gelesen haben, als die geistigen Erzeugnisse, die er nächst denen Goethes am höchsten schätzte, die der romantischen Schule, in deren Bahnen sich auch seine eigene Produktion bewegte! Mit ihm wird Görres die Romantik zuerst voll entgegengetreten sein; dorther mag ihm der Anstoß gekommen sein, sich in sie zu vertiefen. Bei ihr fand er ja, wonach sein Inneres damals verlangte.

Betrachtet man die romantische Bewegung auf ihren Zusammenhang mit den großen politischen Begebenheiten hin, so war sie ein Rückschlag gegen die große Revolution, eine Flucht aus der Welt des äußeren Geschehens in die entlegenen Gründe der Stimmung, der Phantasie, des Gefühls. Diese Entwickelung, die sich hier unmerklich an einer ganzen Generation vollzogen, hatte Görres in schrofferem Uebergange, verbunden

[1]) Vergl. F. W. Gubitz, Berühmte Schriftsteller der Deutschen, Berlin 1855, I 226 ff.; Deutsche Rundschau 1887, 52, 199—214, u. a. m.

landes, wiedergibt. Die neueren Dichter sind ganz modern, der Tendenz nach südlicher, der Anlage nach nördlich, philosophisch, expansiv und dadurch mehr weltbürgerlich. Die Fehde, die zwischen den neuesten Gegensätzen[1]) der Art stattfindet, wird bis aufs Andenken daran erlöschen, wenn die Natur die Personen absorbirt und nur das Repräsentirte übrig bleibt. Ganz die nämliche Entzweiung und der nämliche Haß zeigte sich auch schon im Alterthume, z. B. zwischen der älteren, einfachen, kräftigen Musik, die der Staat in Schutz nahm, und der neueren, verzierten, weichen, geschliffenen, tändelnden, phantastischen, die der erhabene Ernst des Alters verschmähte und verdammte; zum Theil auch in der Philosophie zwischen den älteren Philosophen und den neueren Sophisten, die nichts als philosophische Demagogen waren.

Gott und Teufel in der deutschen Litteratur.

Die deutsche Litteratur hat gegenwärtig ihren Gott Vater und ihren Teufel[2]), nicht den von der echten Race, wie sie sagen, sondern einen entlaufenen, halb tugendsamen. Jeder neue Ankömmling, der sich dem Publicum präsentirt, fängt mit einer ehrerbietigen Verbeugung gegen den ersten an, schneidet dann dem Bösen eine Grimasse, spricht in dem Prologe einigermaßen schlimm von den Halbschlächtigen, die aus der Vermischung der Kinder Gottes mit den Kindern der Menschen hervorgegangen sind, läßt sich über manches vernehmen, über die Gemeinheit und Plattheit, über die hohe Poesie, und das nächste Mal duzt er seine Collegen und nimmt mit vieler Würde Platz unter den Richtern und urtheilt alles ab, wie es ihm vorkommt, und handhabt eine prompte und strenge Justiz. Und das Publicum steht da mit entblößtem Haupte und horcht auf, was der schnackische Kerl auf seinen Brettern spricht, nur daß es ihm doch manches Mal etwas grob däucht; es muß in sich selber lachen, wenn es die Weihrauchfässer dampfen sieht; denn von dem, welchem sie dampfen, weiß es nicht viel mehr, als vom wahren Gotte, der schmählt, wenn es donnert, und von Zeit zu Zeit regnen läßt, um das Gemüße zu erquicken. Und wenn alles vorüber ist, dann läuft es doch dem Teufel nach und bettelt bei ihm, daß er den Tisch anbohrt und aufrichtigen Krätzer herauszapft, in dem es sich dann berauscht und besoffen heimtaumelt und zum Danke sich bei Frau und Kind über den Wirth aufhält und ihnen erzählt, wie der Pfiffkopf ihm das Bier ausgerufen habe.

---

[1]) Zwischen „klassisch" und „romantisch".

[2]) Gemeint sind wohl der von der Romantik verherrlichte Goethe und ihr wie sein Antipode Kotzebue, der Dramatiker und Herausgeber des „Freimüthigen".

Die, welche Mißfallen an diesem Baalsdienste haben, sollten doch bedenken, daß man den armen Teufel zum Theil selbst in die Verdammniß gerannt hat, wie mancher hoffnungsvolle Jüngling dumm geschlagen worden ist; und die anderen sollten überlegen, daß Theokratie freilich die einzige wahre, rechtliche Verfassung ist, daß aber zur sichtbaren Repräsentation des Regenten jeder Beruf hat, der das Urbild, das ihm eingepflanzt ist, nicht aus sich heraus exorcisirt hat und das höhere Licht, das in ihm strahlt, nicht ganz und gar mit seinen ökonomischen Gebäuden verbaut hat, daß also eine solche Verfassung zugleich die vollkommenste Monarchie und Demokratie ist. Aber das Publicum sollte vor allem bedenken, daß altkluges Vorübergehen an dem Trefflichen arge Herzlosigkeit ist, die als profan nimmer das heilige Gebiet der Kunst betreten sollte. Diese phantasielosen Menschen, sie können achtbar und ehrenwerth in ihrem Berufe sein, aber wenn sie durch ihre Menge imponirend das große Wort führen wollen, wenn sie von ihren Dächern herab die Unendlichkeit zu übersehen glauben, dann verdienen sie, daß die Geißel des Witzes sie treffe und ihnen ihre Beschränktheit zu Gemüthe führe. Die Phantasielosigkeit, wenn sie irgend einen Beruf zur Kunst hat, dann ist es der, sie, in Theorieen und Compendien eingeschlossen, zu bewachen vor dem Einbruche der Barbarei, wie die Eunuchen im Morgenlande die Schönheit in ihren Harems vor dem Einbruche der Sünde bewahren.

Vier Kaiserthümer des Geistes und der Wirklichkeit.

Vier Kaiserthümer zählt gegenwärtig Europa: im Orient herrscht der Großtürk, im Occident der römische Kaiser, im Norden der Czar und im Süden der neue republicanische Kaiser; somit sind die vier Weltgegenden, die man in die Philosophie eingeführt[1]) hat, auch in der Politik hergestellt. Dem Orient wird die Religion angehören; die hohe Pforte scheint den Kampf mit den Höllenpforten im Grunde noch am hitzigsten zu führen und die Ungläubigen mögen es noch am ehrlichsten mit dem Glauben meinen. Dem Süden wird die Moral zufallen, die dort am meisten cultivirt wird, wo zahlreiche Anbeter mit Herzensreinigkeit und Taubeneinfalt sie verehren; die Wissenschaft hat ihren

[1]) W. Schlegel hatte in seinen Berliner Vorlesungen die naturphilosophische Idee vorgetragen, daß Philosophie, Poesie, Religion, Sittlichkeit als die vier Weltgegenden des menschlichen Geistes anzusehen seien. Ihr Urheber war der Naturphilosoph Franz Baader durch seine Schrift: „Ueber das pythagoräische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden" (Tübingen 1798). (Vgl. Europa v. Fr. Schlegel II, 26; W. Schlegels Vorlesungen, herausgegeben von Minor II, 47, 27—48, 12; Haym, Romant. Schule, S. 792 f.) Görres verteilt die vier geistigen Eigenschaften etwas anders als seine Vorgänger.

Dom in der Metropole des occidentalischen Reiches, und dem Norden wird in dieser wunderbaren Zeit die Kunst zufallen, und die Jahrhunderte wollen wieder zurückkehren, wo die Arecapalme an den Ufern des Baikals und des Oby wächst. Es ist ein magischer Ring, in den das Schicksal die Menschheit geschmiedet hat, und der Ring ist ein Gygesring, und das Schicksal trägt ihn und wird dadurch unsichtbar, und wirkt durch ihn in der Verborgenheit.

Friedrich Heinrich Jacobi.

In der Philosophie sind schon nach der Reihe in kurzen Zeiträumen viele Dynastien in der Souveränität einander gefolgt; zum Teufel hat sich noch kein recht taugliches Subject gefunden; seine Functionen versieht einstweilen der . . . . ische Empirism [1]).

Deutsche und französische Litteratur [2]).

Deutschland und Frankreich verhalten sich in Hinsicht auf Literatur gegeneinander wie ein Bergland zu einem flachen, vom Meere angeschwemmten. In Deutschland sind Alpen auf Alpen gewälzt, über die Wolken erheben sich die Chimborasso's der Wissenschaft, ein Schneegewand umschlingt ihre Glieder, eine stets heitere Luft umfängt ihre Scheitel, tiefe Stille herrscht um sie her; nur der stolze Adler kämpft noch da mit dem Elemente, das ihn trägt, und unterbricht das allgemeine Schweigen. Frei ist daher die Aussicht in den unendlichen Aether, näher dem Ueberirdischen glänzen ihnen die Sterne in reinerem Lichte, ungehemmt von dem Dunste der Tiefe drängt der Blick in die Fernen der Schöpfung, und dem Geiste geht die Ewigkeit auf, und das Gefühl der Erhabenheit füllt und schwellt ihn. Abwärts umfaßt das Auge die ganze Unterwelt, in großen Massen tritt das Irdische zusammen, die Enackskinder der Natur, die Berge, liegen gelagert, wie die mächtige Mutter sie ordnete, und stellen in colossaler Schrift das große Gesetz dar, das sie beherrscht, und Wälder und Ströme und Meere und Wüsten und alle die kleinlichen Geschäfte der Menschen treten in ein enges Bild zusammen, wie die Gestalt des Weltenbeherrschers in dem geschnittenen Steine, und die todte Masse gebietet nicht länger mehr dem

[1]) Ich deute diesen Aphorismus auf Jacobi (1743—1819), dessen Philosophie zwar mit dem Ausdruck „Empirismus" nicht ganz treffend bezeichnet wird, der aber wegen seiner Systemlosigkeit und der Polemik gegen die philosophischen Größen seiner Zeit von Görres gemeint sein wird. Görres' Aeußerung von 1805 über Jacobi (Briefe II, 14) schließt die Deutung nicht aus.

[2]) Nr. 73. Ueber Görres' Verhältnis zum französischen Geist vgl. auch die Einleitung.

lebendigen Geiste. Aber die Bewohner dieser Gebirge sind, wie alle Bergländer, ein kräftiger Menschenschlag, hochherzig, gastfrei, energisch, rasch, unabhängigen Sinnes, stolz auf das Gefühl ihrer Freiheit und ihrer inneren Kraft, keinen Despotismus mögen sie vertragen, und jeglicher Beschränkung sind sie feind, dabei etwas unfreundlich, rauh und ungeschlachtet, hochfahrend, trotzig und derb, zornmüthig, aufbrausend, gewaltthätig, und daher unter sich in beständiger Fehde begriffen, keck und die besten Gemsenjäger.

Drunten in der Ebene hingegen, da wohnt ein ganz anderes Völkchen, das hat sehr große Städte gebaut, und bunte Häuser und Thürme, und von den Thürmen herunter sieht es in die Unendlichkeit hinaus, und sieht Meierhöfe, und Herden, und Saaten, und Forellenbäche, die über die Ebene hinrieseln, und Alleen, und Landstraßen, und so weit der Blick reicht, nichts als Himmel und Land, und zwischen beiden Nebel und Wolken, und was darüber steht, ist nichts, und wer darnach verlangt, ist nicht gescheut. Und die Sterne sind am Himmel verschwunden, und der Aether ist leer, die innere Welt ist ausgestorben, die Ideen sind verbleicht, und die Begriffe führen die Oeconomie, und gehen aus auf die Arbeit und nach Broderwerb. Und die Wissenschaften wachsen wie die Bäume, und das beßte an ihnen ist, was verspeißt werden kann; die Philosophie ist der Giftbaum von Java, keiner nähere sich ihm! und die Metaphysik ist die Schmarotzerpflanze auf diesem Baume. Und die Kunst wird in Küchengärten sorgfältig cultiviert, Salat, Radieschen, Kopfkohl, Kohlrabi, Brocoli und Zwiebeln werden in Beete gepflanzt, fleißig gehackt und gejätet, Blumen werden hier und da an schattigen Stellen in Tripel [1]) gesteckt, und das heißt Gartenluft und Poesie; und um alles läuft eine dreifache Verzäunung herum, die Sprache, die Autorität und das Herkommen, und die Schriftgelehrten stehen an der Thüre und passen dem verdächtigen Gesindel auf. Und die Menschen im Lande sind flach wie die Gegend, sie dünken sich groß, weil sie größer sind als alles, ihre eigenen Gehäuse ausgenommen, und sie sprechen über jedes Ding, weil sie jedes kennen. Sie sind übrigens keine Ueberflieger, geschliffen, gehorsam gegen die Obrigkeit, wenn sie nicht besoffen sind, nach Tiefe fragen sie wenig, nach Breite desto mehr, nach den Bergen schielen sie scheu, wenn sie nur nicht gar so mühsam zu ersteigen wären. Aber die auf dem Berge wissen, warum die Ebene da ist, und schätzen, was schätzbar ist; die aber auf der Ebene begreifen die Berge nimmer, die Erde sollte, meinen sie, eine glatt abgetretene Kugel sein.

[1]) Der „Tripel" eine feine (gelbe) Erde. Sie soll ihren Namen von der Stadt Tripolis haben, wo man sie zuerst gefunden (vgl. Adelungs Wörterbuch 4, 684).

Ueber den Chor in der Tragödie [1]).

Der Recensent von Schillers Braut von Messina in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung nimmt den Chor für den Repräsentanten des Schicksals. Wie mag das Schicksal sich repräsentiren lassen? Welche Zufälligkeit wagt es, die wandellose Nothwendigkeit darzustellen? Wer mag sich zum Stellvertreter dieser furchtbaren Macht aufwerfen, die allein und einsam herrscht in der Geisterleere, und jede Freiheit in ihre Fesseln führt? Der Chor kann nichts, als die öffentliche Meinung repräsentiren, die Stimme des Volkes spricht sich in ihm aus, die also in sich selbst sich entzweien, feindlich mit sich selber hadern, und wieder sich vereinigen kann, wie sie die Leidenschaft bewegt. Im Chor sieht daher das Publicum seinen Urältervater auf den Brettern, zugleich mit den Thaten der Helden vernimmt es die Stimme der Reflexion, die aus dem Organe der Nation zu ihm hinübertönt, und in dieser Hinsicht reinigt allerdings der Chor die Tragödie von dem Begriffe, und läßt nur die That zurück. Eben weil das Schicksal reines Thun, absolutes Handeln von aller Idee entkleidet ist, darum ist es immer der wahre, unsichtbare Held von jeder Tragödie, dem alle anderen untergeordnet erscheinen und nur die Würde ihrer Natur in dieser Unterordnung zu bewahren haben; es ist daher eben der directe Gegensatz des Chores. Es ist ein Problem, zu erklären, warum das Publicum dem Chore keinen Geschmack abgewinnt und an sich selber keinen Gefallen findet? Es wird sonst gut aufgenommen, wenn die Bühne sich zum Niveau des Publicums hinunterschraubt, und die Helden zum Chore werden, und das Publicum zum Helden sich erhebt.

Klopstocks Ebertode [2]).

Nichts Seelenvolleres hat Klopstock je gedichtet, als die ewigschöne Ode an Ebert [3]); ein unendlich warmes, kräftiges Gemüth schaut aus der Fülle seines Lebens hinaus in die Nacht der Zukunft, da wird es von einer furchtbaren Erscheinung ergriffen und bis in seine innersten Tiefen erschüttert. Die Grabhügel der Freunde steigen auf in der Nacht, und dämmern durch die Finsterniß, verhüllte Gestalten ziehen über sie hin und rufen mit Geisterstimme schlafende Erinnerungen auf, Hügel auf Hügel wühlt sich aus der Erde heraus, und bebend sieht es sie sich langsam erheben und den Schatten winken; nun ist auch der Hügel Ebert's gestiegen, und zuletzt hat sich auch die künftige Geliebte zum

[1]) Nr. 74. — [2]) In der gleichen Nummer mit dem Vorigen.

[3]) Ebert Klopstocks Jugendgenosse (1723—95); die Ode entstand 1748 (vgl. Franz Muncker, Klopstock, S. 64).

Schlummer unter die Erde gelegt, und einsam ist nun der Trauernde allein auf der Erde. Da ergreift ihn unendlicher Schmerz, dunkel verliert sich sein Auge, seine ganze Seele weint den blassen Freunden entgegen, und innig bewegt klagt die gebrochene Stimme:

O, ihr Gräber der Todten! ihr Gräber meiner Entschlafenen!
Warum liegt ihr zerstreut?
Warum liegt ihr nicht in blühenden Thalen beisammen?
Oder in Hainen vereint?
Leitet den sterbenden Greis! Ich will mit bebendem Fuße
Gehn, auf jegliches Grab
Eine Cypresse pflanzen, die noch nicht schattenden Bäume
Für die Enkel erziehn.
Oft in der Nacht auf biegsamen Wipfeln die himmlische Bildung
Meiner Unsterblichen sehen;
Zitternd mein Haupt gen Himmel erheben, und weinen und sterben!
Grabet den Todten dann ein
Bei dem Grabe, bei dem er starb! Nimm dann, Verwesung!
Meine Thränen und mich!

Lese die Ode wer mag, und wiederhole mit fester Stimme: Klopstock war ein grammatischer Poet![1])

Kann man die Epoche des Mittelalters schon für geschlossen ansehen?[2])

Diese Frage läßt sich nicht anders, als durch historische Parallelen beantworten. Herr Meiners hat[3]) solche Vergleichungen angestellt und in drei dicken Bänden zu erweisen versucht, daß die neueren Zeiten hoch über die verflossenen Jahrhunderte hervorragen.

Ich halte es für nützlich, die Frage zu wiederholen, ob wir wirklich in Sitten, Meinungen und Kenntnissen so verbessert und gebildet sind, daß man annehmen kann, wir leben in einer anderen Epoche als die Zeitgenossen des sogenannten Mittelalters?

Wir müssen uns hierbei, um nicht Partei und Richter in einer Person zu sein, in unserer Einbildungskraft ein halbes oder ganzes Jahrtausend weiter vorwärts denken, und dann erst die Sache von allen Seiten betrachten.

---

[1]) Eine Behauptung Wilhelm Schlegels im „Athenäum" I, 2, S. 34.

[2]) Nr. 89; Ueberschrift des Originals. Vgl. die Einleitung und die ebendort citierte Schrift des Herausgebers über Görres S. 43 f.

[3]) Christoph Meiners (1747—1810), Professor in Göttingen; seine „Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unseres Jahrhunderts" war bereits 1793 f. erschienen.

Ungefähr so dürften wir Europäer des XVIII. und XIX. Jahrhunderts uns geschildert finden, wenn wir im Jahre 2440 wieder erwachen würden.

In jener Zeit, würde es heißen, fiel es den Europäern ein, sich plötzlich als eine ausgebildete und veredelte, oder wenigstens in der Vervollkommung schnell voraneilende Menschheit zu betrachten. Das Wort Mittelalter ward erfunden, um sonnenklar zu beweisen, daß die Zeiten der Barbarei längst verflossen seien. — Waren sie es auch wirklich?

Die Charakterschilderung, welche die modernen Europäer vom Mittelalter entwarfen, war im Wesentlichen folgende:

„Die Sitten waren im größten Verfalle. Unter den höheren Ständen herrschte Schwelgerei, Ueppigkeit, Weichlichkeit und Gewaltthätigkeit; unter den niedrigeren Feigheit, Trägheit und Ergötzungssüchtigkeit, Ehebruch, Concubinate, Raubsucht, Meuchelmord, Treulosigkeit und Völlerei waren gemeine Laster aller Stände, Geschlechter und Alter" *).

„Die Regierungen waren unsicher, willkürlich und grausam, die Fürsten unwissend und schwach, die Minister herrschsüchtig und raubbegierig, die Richter bestechlich, das Militär erpressend, die Polizei unwirksam" **).

„Unterscheidende Merkmale der Gerichtsverfassung und der Gesetze des Mittelalters waren Verschiedenheiten und Widersprüche der Rechte in einem und demselben Reiche, Gegensatz von Gerichtsbarkeit und Richterstühlen, Befreiungen und Privilegien von gewissen Ständen und politischen Körpern zum Schaden der übrigen Mitbürger; gerichtliche Beweise, bei welchen Unschuldige leicht unterdrückt und Schuldige leicht losgesprochen werden konnten; Strafen, die entweder durch ihre Gelindigkeit oder durch ihre Härte unzweckmäßig waren, und endlich Gesetze, wodurch Ehen und der Handel gestört oder erschwert, oder Fremdlinge und Unglückliche als Feinde behandelt wurden" ***).

„Handel und Gewerbe waren durch Zölle, Monopolien, Zünfte, Intoleranz, jüdischen Wucher und andere Hindernisse gehemmt" ****).

„Der Ackerbau litt durch den Druck der Grundherrlichkeit" †).

„In Nahrung und Kleidung herrschte der übertriebenste Luxus" ††).

---

*) Meiners historische Vergleichung des Mittelalters mit unserem Jahrhunderte. I. Bd., IV. Abschn., S. 89, 117.

**) Ebendas. V. Abschn., S. 401 ff.

***) Meiners historische Vergleichung des Mittelalters mit unserem Jahrhunderte. III. Bd., IV. Abschn., S. 551 ff.

****) Ebendas. II. Bd., VII. Abschn., S. 1 ff.

†) Ebendas. S. 72. ††) Ebendas. S. 87.

„Die Religion war zur Mythologie herabgesunken. Die Christen des Mittelalters hatten wie Heiden ihre Volksgötter, nämlich die Heiligen, die man sowohl in ihren Reliquien als in ihren Bildern anbetete. Man glaubte an blutende Hostien und weinende Bilder, man feierte die großen Feste der Religion durch die zügellosesten Ausschweifungen. Der Cölibat der Geistlichkeit, die Uebermacht des römischen Stuhls und der Clerisei überhaupt waren andere Lasten, unter welchen der Wohlstand der Völker erlag" *).

„Die Erziehungsanstalten wurden vernachlässigt, und die Volkslehrer waren roh oder verbildet. Die Einrichtung der Universitäten war mit unerträglichen Mißbräuchen verbunden" **).

„Die Wissenschaften wurden im allgemeinen wenig geschätzt und ganz schief bearbeitet. In der Philosophie herrschte Dunkelheit und Wortklauberei. Die alte Literatur ward vernachlässigt ***). Die Theologie erlag wie die Rechtsgelehrsamkeit unter der Last der Auslegungen. Dabei hatte jene noch mit Verketzerern, diese mit ausländischem Pedantismus zu kämpfen. Die Arzneikunde ruhte auf unsicheren Grundsätzen und ward durch die scholastische Philosophie verhunzt" ****).

„Die unsinnigsten Prophezeiungen fanden Glauben †). Wundermänner und Charlatane erhielten Anhänger und Ansehen usw. ††)."

So lautet die Schilderung, welche die modernen Europäer vom Mittelalter machten. Bedarf es eines anderen Beweises als eben dieser Schilderung, um darzuthun, daß sie selbst noch im Mittelalter lebten?

Vorzüglich eine Kunst war es, auf die sie sich vieles zu gute thaten, und die, wie sie glaubten, nur hellen Köpfen und Zeiten zugeschrieben werden konnte, nämlich ihre Politik.

Diese aber beweist eben am meisten, daß man damals noch mitten im Mittelalter steckte. Die Politik des Lasters gehört nur den barbarischen Jahrhunderten an, in welchen der Starke immer zu unterdrücken, der Schwache immer zu betrügen sucht. Wir finden diese Politik immer bei rohen Völkern auf den höchsten Grad getrieben. Diese kleinliche Bosheit, diese unselige Ausgeburt des Herkommens und der Schwäche beurkundet mehr als alle anderen Zeichen der Zeit die gänzliche Unfähigkeit, den Verstand zur Vernunft und das Gemüth zur Gerechtigkeit zu erheben. Mäßigung ist wahre Politik; Mäßigung aber ist nur ein Product wahrer Bildung, und diese war im XIX. Jahrhunderte noch nicht einheimisch in Europa.

---

*) Ebendas. VIII. Abschn.

) Ebendas. IX. Abschn., I. u. II. Absatz. — *) Ebendas. III. Absatz.

****) Ebendas. IV. Absatz. — †) Ebendas. III. Bd., S. 440.

††) Ebendas. S. 345.

Ueber das Technische am Kunstwerk [1]).

Es wäre eine vortreffliche Einrichtung im Lande, wenn taugliche Subjecte dazu abgerichtet würden, die Form und alles, was damit zusammenhängt, bei den ästhetischen Producten zu bestellen; mit einiger Geduld und Application müßte es einem Gelehrten von einigen Geistesgaben leicht fallen, dieses Amt mit Ehre zu verwalten, und ganz untadelige Arbeiten in dem Fache zu liefern.

Die sogenannten Genies müßten dann von Obrigkeits wegen dazu angehalten werden, wie Leute auf Gemeindeöfen oder Mühlen gebannt sind, daß sie ihren rohen Stoff hinbrächten auf die Landesmünze, und ihn dort gegen die Abgabe von etwas Billigem ausmünzen ließen in gute coursirende Scheidemünze. Es wäre dem Münzwardein auch wohl zuzulassen, einige Legirung von dem Seinigen hinzuzuthun, um die Münzen haltbarer zu machen und sie gegen das leichte Verschleißen zu schützen. Wo sich irgendwo im Hause bei einem Genie ein Stempel und dergleichen Geräthschaften zur Falschmünzerei vorfänden, da müßten sie durch die Polizei zerschlagen, und der Verbrecher müßte hart gestraft werden am Leibesleben oder an einer Gliedmaße, etwa durch Brandmarken und Landesverweisung. Dann wäre gar vielen Klagen abgeholfen, die die Leute in Zeitungen, Journalen und anderwärts gegen Fraudation und schlechte Façon in den Arbeiten der Genies führen, die ihr schönes, pures Gold so sündlich verschwenden, ihm ihre Fratzen aufprägen, die allenfalls noch gegen das beschauende Publicum spöttisch die Zungen herausstrecken, dann allerlei närrische Legenden darauf machen, gar keine Versetzung darin leiden, was sie doch mit gutem Gewissen könnten und damit nichts anderes bezwecken, als die gute haltbare Alltagskupfermünze ganz außer Cours zu bringen.

Nochmals der antike und moderne Stil.

Der antike Stil verhält sich zu denen der Neuern, wie das alte Gewand zum modernen. Wie ein reicher Faltenwurf die stark und kräftig und schön gebildeten Glieder umfängt und in gefälligen Schwingungen den Conturen der edlen Gestalt folgt, so umhüllt die reiche Draperie der Worte die kräftigen, starken und vollen Ideen der Alten, in großen Falten auf und nieder steigt die schöne Fülle, und durch sie blickt üppig und warm das innere Leben hervor, und das schöne Ebenmaß der Natur. Bei den Modernen sitzen Sprache und Gewand beide gleich knapp an, der Faltenwurf und mit ihm die stille, ruhige Würde sind verloren,

[1]) Nr. 94, wie auch die beiden folgenden Stücke.

und eine zierliche Eleganz ist an ihre Stelle getreten, die in leichtem Rhythmus sich fortbewegt.

Sophie Mereau [1]).

Eduard und Amanda von Sophie Mereau erscheint mir wie eine gefüllte Blume; wie hier die Befruchtungstheile auswachsen in farbenreiche Blumenblätter, so geht dort die Tiefe in eine gefällige Oberfläche auseinander, und ein buntes Farbengeäder läuft darauf hin und wieder. Ihre Novellen [2]) sind, was auch die unberufene Kritik sagen mag, von der spanischen Mutter gut ausgestaltet und von der Pflegerin wohl gehalten; die dritte aber trägt überall die Spuren eines nahen Geistes, der wie der electrische Funken an allem Metall hinunterläuft, und wo er auf eine Unterbrechung stößt, sich in ein glänzendes Funkenspiel ergießt.

Die Epochen in Goethes Werken [3]).

Wie die Horen in der äußeren Natur immer eilend und tanzend ihren Reigen schlingen, und auf und nieder schwebend die wechselnden Jahreszeiten vorüber führen, und die fliehende Zeit in die Gewinde ihrer mannigfaltigen Producte fesseln, so auch in der inneren Welt des Genie's, der Schönheit, des Wissens und der Kraft. Sie glauben wunder was Kluges zu sagen, wenn sie dem Genius vorrücken, die Zeit seiner Blüthe sei vorüber; die innere treibende Wärme sei verglüht; sie treten vor den Herbst und schelten ihn, daß er nicht Blüthen wie der Frühling treibt, und wenn dieser dann in der ganzen Fülle seines Reichthumes aus dem Süden über ihre nackten Felder heraufgezogen kommt, dann finden sie ihn verschwenderisch und über die Maßen üppig und gar nicht auf den Nutzen. So haben sie es mit Goethe, so mit Schiller, so mit Jean Paul gehalten. In Goethes Werken vor allen haben die Horen sich einen schönen Kranz gewunden, und der Cyclus in dem Gemüthe des Dichters hat sich lieblich in dem Kranze abgebildet. Eunomia hat Werthers Leiden hineingeflochten, da blüht der Frühling; ein warmer, reicher, üppiger Mai steht in dem dichtenden Gemüthe; ein heiterer,

---

[1]) Die zarte Dichterin Sophie Mereau, geb. Schubart, war Clemens Brentanos Gattin seit 1803 und starb 1806. Ihr Briefroman „Amanda und Eduard" erschien Frankfurt a. M. 1803 in zwei Bänden.

[2]) Spanische und italienische Novellen. Herausgegeben von Sophie Brentano. Penig 1804—1805. Sie sind neuerdings als eine Arbeit ihres Gatten erwiesen. (Vgl. R. Steig, Achim v. Arnim und Clemens Brentano, 1894, S. 158, 356); die Mitarbeiterschaft Brentanos erkannte auch schon Görres, wie aus seinen Schlußworten hervorgeht.

[3]) Nr. 96.

klarer Himmel ist in der Höhe ausgespannt, und in dem tiefen, unergründlichen Königsblau spiegelt sich die Unendlichkeit des Gefühls.

Mit dem Tasso ist der Sommer in seiner ganzen Gluth heraufgezogen, da leert Irene ihr reiches Füllhorn, da culminirt des Dichters Kraft, und indem Antonios kalte Klarheit hineinschaut in die warme Dunstwelt des poetischen Gemüthes, wird der Luftkreis schwül und drückend und beengend, schwere Gewölke ziehen auf am Horizont, umsonst sucht eine zarte weibliche Seele den Kampf durch Liebreiz zu beschwichtigen; der Sturm naht, die Gewitter schlagen, und die phantastischen Formen werden zerrissen und wie ein Hagelschlag auf die Erde herabgestürzt. Durch Hermann und Dorothea neigt sich der Sommer, die natürliche Tochter hat uns Dirce gespendet, mit ihr beginnt der Herbst und öffnet uns die Aussicht auf eine reiche Lese wohlgereifter Früchte. Aber durch den ganzen Cyclus laufen, wie warme italienische Tage, voll heiteren Sonnenscheins, von jenem milden violetten Dufte empfangen, diese unendlich gemüthlichen, lieben Lieder, die wie antike geschnittene Steine in reiner, holder Einfalt uns anlachen, und um und um vollendet in ihren zarten, lieblichen Conturen schweben und sich tief in unserer Seele einwohnen, um nimmer wieder von dort zu weichen.

Und Wilhelm Meister! — Das sind nebelichte Regentage hier und dort ins Jahr geworfen, eine dichte Wolkendecke hält den Himmel da umzogen, es ist frostig und schaurig, kalte, feuchte Winde wehen, nur hier und da zerreißt die graue Decke, und es ist, als ob die Sonne Wasser zöge, und da wandeln Gestalten, in sich zusammengedrückt, laut- und tonlos; ihr Athem legt sich oft wie Reif an die Haare an. Dieser Sarno, dieser kalte, stolze, eingebildete Begriff, mit der Miene eines Seelenverkäufers; dieser Lothario, der die Welt für einen großen Pachthof hält, und wohl gern als ihr Verwalter sie regieren möchte; dieser Abbé, Serlo, Melina, und wie sie alle weiter heißen; es ist die Welt, aber die Schattenwelt im Hades, wo die Helden traurig und verdrüßlich gegen einander sich bewegen und heißhungrig herauf eilen und sich um die Grube stellen, in die das Blut des geschlachteten Opferthieres zusammenfließt und gierig das fließende schlürfen. Und die Frauen! Da mögen die, denen Jean Pauls Gestalten zu zart zum Greifen sind, sich ihre Weiber wählen. Therese wird ihnen ihr Holz schön und gleich gespalten zurechtlegen, ihr Hauswesen wird sie trefflich ordnen, daß sie Zeit haben zu recensiren, und ihren übrigen Geschäften nachzugehen; mit Thränen wird sie ihren Gatten nicht belästigen, wenn anders die Warze im Auge es erlaubt. Wollen sie aber erfahren, wie sich's mit einer Französin hausen läßt, dann mögen sie mit Philine mit herauf ins alte Schloß einziehen und nur Sorge tragen, daß sie das liebe Ge-

ſchöpf nicht am dritten Tage durch Langeweile tödten. Und die arme Mignon — unbarmherzig hat der Dichter aus ihrem warmen Vaterlande ſie geriſſen und unter dieſen kalten Himmel hingeworfen, wo ihr immer ſchauert, und der kalte Froſt die zarte Blüthe drückt, daß ſie am Ende gar erfrieren muß. Aengſtlich wie Mignon Meiſtern, frag' ich den Roman: Geht's nach Norden oder Süden? Und immer geht's nach Norden, immer tiefer in den Winter, und ich bliebe wie ſie zurück, wenn die Kunſt der Darſtellung mich nicht feſſelte, und ich die Univerſalität nicht ehrte, die auch im Bilden des Gehäſſigen, vom höheren Impuls getrieben, ſich gefällt.

Wenn ich die Apotheoſe des Dichters bilden ſollte, dann würde ich ihn malen, wie ſeine größeren Schöpfungen: Werther, Iphigenie, Egmont, Eugenie, Taſſo, als hohe Genien, jeder in ſeinem eigenthümlichen Charakter, ihn ſchwebend tragen; rings umher müßten die Lieder, die Epigramme und die Elegien wie blonde Engelsköpfe mit Flügeln, ſchön und naiv, wie Dominichino ſie malt, ihn umflattern und durch die Wolken ſchalkhaft blicken; vor ihm her müßte Mignon im Flügelkleide emſig von Wolke zu Wolke klettern und dem geliebten Meiſter die Bahn nach den höheren Regionen zeigen; und unten an der Erde müßten ſtaunend und vor ihrem Schöpfer niedergeworfen die Sarnos, die Lotharios, Melinas Geſellſchaft, der Graf und der Baron und der Pedant am Boden liegen, und die Xenien müßten, wie Schwärmer unter dem Volke, hin und wieder fahren und ſie verdrüßlich in ihrem andächtigen Enthuſiasmus ſtören; aber ganz nach unten ſtände Mephiſtopheles im rothen Rocke und äffte ſpöttiſch die ganze Scene mit der Zauberlaterne in ſtinkendem Qualme nach.

Die Antiken zu Paris [1]).

Ich habe die Antiken in Paris geſehen: Da ſtanden die armen nackten Mädchen, ein ſchneidender Nordwind wehte kalten Schnee gegen ihren Buſen, in allen Beugungen der Gelenke lag er aufgehäuft; eine

---

[1]) Nummer des Vorigen, vgl. Einleitung. Dasſelbe Thema haben in Gedichten behandelt: 1798 A. W. Schlegel (Sämmtliche Werke, herausgeg. von Böcking, I, 61), und 1803 Schiller (Goedekes Ausgabe XI, 330). Schillers Verſe mögen hier zum Vergleiche folgen:

„Was der Griechen Kunſt erſchaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand,
Und in prangenden Muſeen
Zeig' er ſeine Siegstrophäen
Dem erſtaunten Vaterland!
Ewig werden ſie ihm ſchweigen,
Nie von den Geſtellen ſteigen
In des Lebens friſchen Reihn.
Der allein beſitzt die Muſen,
Der ſie trägt im warmen Buſen,
Dem Vandalen ſind ſie Stein."

unfreundliche, frostige, dunstvolle Luft umfing barbarisch roh den zarten Leib und preßte sie zusammen. Ich begriff die Gutherzigkeit nicht, mit der sie immerfort in die feuchten Nebel blickten, und den inneren Reichthum nicht, der bei dem Bettel der Elemente rund umher nicht verarmte und in dem unverrückten Ebenmaße, verklärt durch die Dunstkappe, strahlte. Die Urbilder sind etwas zärtlicher versorgt, man hat sie in Orangerien eingesetzt; dort im Winterhause bekommen sie spärlich 15 Grad Réaumur zugemessen, die sie glücklicher Weise wenigstens nicht in Steinkohlenqualm verzehren dürfen. Schönere Zeiten, einen schöneren Himmel habt ihr gesehen, göttliche Gestalten! Schmerzlich vermißt ihr die Pignen und Cypressen des südlichen Himmels, die lauen Lüfte, den reinen, ewig heiteren Aether, die weiche, milde Atmosphäre und die schöne, warme Ferne; aber noch schmerzlicher mißt sie der Beschauer. Unter jener Umgebung können diese Gebilde sich entwickeln, sie sind Kinder dieser Erde, und die Erde nimmt sie freundlich auf und läßt sie zu den anderen Kindern gehen. Aber wenn der rauhe Nord gewaltsam ihrer Heimath sie entführt und sie einsperrt in seine Käfige und sie zur Schau stellt wie fremde Thiere, tropische Vögel und andere Naturalien, dann müssen die Armen sich vertrauern, und das Heimweh nach dem besseren Vaterlande muß sie verzehren.

Diese unheilige Menge, die die Langeweile in ihrem breiten Strome an ihnen vorüberwälzt, den Blick, mit dem diese sie gaffend mißt, den mögen sie nicht dulden, sie möchten die Göttinnen heirathen, wenn sie nur etwas Sentiment äußern wollten und etwas weniger derb und nachgiebiger von Fleisch würden; und die Götter möchten schon zu Staatsämtern taugen, wenn sie den hohen Stolz verleugneten, und den ungeschmeidigen Nacken beugten. Sie haben wohl öfter wiederholt, ihre Einfalt sähe wie Dummheit aus, das schöne Ebenmaß wie Characterlosigkeit; ihre stille Ruhe wie Trägheit; aber sie haben Scheu getragen vor dem Gerüchte, das umging von ihrer Vortrefflichkeit; bald werden sie den Märchenglauben von sich schütteln, und sagen, wie sie es in ihrer Seele denken. Nur vor dem Apoll von Belvedere werden sie nie die innere Scheu verlieren, so lange er mit dem hohen Götterstolze auf die Gemeinheit niederblickt, mit dem einzigen Blicke, mit dem die Unsterblichen ins Irdische schauen müssen, und der sie verwirrt und stumm zu seinen Füßen niederstreckt. Ihn werden sie nicht ins Angesicht zu schmähen wagen, wie feige Sclaven werden ihre Kindeskinder noch vor ihm knieen.

Es gibt zwei entgegengesetzte Tendenzen in allem Treiben der Menschen; eine aufwärts gegen das Göttliche hin, wo das Licht quillt

und die Wärme niederſtrahlt und der hohe Aether ſich wölbt, wo die Unſterblichen auf goldenen Stühlen ſitzen und die Ideen wohnen. Die andere geht abwärts ins Schattenreich, wo Gnomen hauſen, Berggeiſter ihre Schätze hüten, Saaten keimen und das Leben durch die Wurzel Nahrung pumpt. In Frankreich iſt die letztere ganz eigentlich zu Hauſe, die Wiſſenſchaft ſchlägt dort um in Empirie, die Kunſt in Mode, die Sittlichkeit, die Liebe in Galanterie; der ganze Menſch arbeitet ſich in die Tiefe, wo das Gold liegt und das Silber und alles was auf Erden ſchätzbar iſt. Da herrſchen gewiß und wahrhaftig die zwei Gravitationsprinzipien, Hunger und Zeugungstrieb, die man uns jüngſt als allgemeine Tendenzen der Menſchheit aufſchwatzen wollte. Die Revolution war ein Verſuch, die Tendenz umzukehren, da meinten die Leute, das ſollte heißen, daß ſie von nun an auf den Köpfen ſtehen und die Beine in die Luft recken ſollten und kehrten ſich wirklich gutherzig genug um, fanden aber die Stellung bald ſehr widerſinnig und ihrer Natur gar nicht angemeſſen; das Blut ſtieg ihnen in den Kopf, ſie fingen an gräulich zu fabeln und allerhand närriſches Zeug zu treiben; nach und nach aber ſenkten ſich die Beine aus dem Perpendikel, bis ſie auf einmal umſchlugen und ſich wieder auf die Füße ſetzten, und nun gratuliren ſie ſich wechſelſeitig zu der neuen Zeit und dem feſten Etabliſſement und ſehen wieder abwärts auf die Erde und ſuchen wieder ihr Futter unter den anderen Tieren des Feldes, und werden feiſt und wohlbeleibt, da ſie bei der verkehrten Stellung ordentlich abgemagert waren. Und der Herr oben ſah, daß alles ſehr gut war, und das iſt auch gut; aber was ſollen da die Götter und die himmliſchen Geſtalten? Sie ſtehen da wie die Sterne am Himmel und blinken ruhig und ſtill, aber auf Witterung, Regen und Sonnenſchein, Aderlaſſen und Schröpfen haben ſie weiter keinen Einfluß; es ſind wunderbare Ausländer aus einem fernen Lande, wo man nicht ißt noch trinkt, und ſpöttiſch gehen die Köche an den Verſchnittenen ihrer Kunſt vorüber und freuen ſich ihres Gaumens. So lange die Tendenz der Nation nicht durch und durch ſich ändert, und wie kann ſie das, da die Revolution, die ſie in allen ihren Elementen auseinanderriß, dies nicht vermochte, bleiben die griechiſchen Geſtalten nichts als Möbelſtücke zur Verzierung der ſtolzen Hauptſtadt; der Erwerb wirft ſich gierig über ſie und kratzt die ſchönen Formen ab, um ſich die ſchmutzigen Hände mit dem Staube zu vergolden; aber zornig verſchließen dafür auch die Götter ſich in ihren Stein und mögen nicht ins Leben treten, und unter dem armſeligen Geſchlechte wandeln.

Drei Revolutionen [1]).

Drei große Revolutionen sind sich in unseren Tagen begegnet, eins in ihren Principien, unabhängig von einander, und doch immer parallel in ihrem Gange, höchst verschieden in ihren Resultaten.

Die Philosophie, die rasche, königliche, herrliche Jungfrau, wie sie unter den Griechen wandelte, das Haupt über den Sternen des Himmels, die Sandalen nur im Staube der Erde, war, vom Geiste Gottes verlassen, alt und gebrechlich geworden, und in sich selber zusammengeschrumpft, und verführte eitel kindisches Geschwätz, und wankte gebückt am Stabe einher, das Haupt gegen die Erde gesenkt und scharrte immer mit der Krücke im Sande herum, und schien unablässig etwas Verlorenes im Kothe zu suchen, das sie in ihrer Jugend besessen hatte, und von dem noch eine dunkle Erinnerung ihr vorschwebte. Da schlug die Stunde ihrer Verjüngung, der Feuergeist der Zeit kam über sie, und spaltete ihr rückwärts den Schädel, und aus der Oeffnung stieg eine geharnischte Kriegsgöttin, eine neue Philosophie hervor, und die alte lag wie eine abgestreifte Chrysalidenhülle am Boden, und in ihrer Glorie stand sie da, die kriegerische Jungfrau, und alles Volk drängte sich staunend um sie her, und freuete sich der göttlichen Erscheinung. Aber nicht lange stand das hohe Meteor, die glänzende Lichtgestalt nahm zu, und ward immer größer und größer und stieg aufwärts in den Himmel und abwärts in die Tiefe der Erde und zerfloß in einen lichten Schimmer, und die da standen, um das Wunder zu schauen, waren in dem Schimmer und wußten es nicht, und sie fragten sich untereinander nach der verschwundenen Jungfrau, und ahndeten nicht, daß sie umfangen waren von ihrer Göttlichkeit und versunken in ihr, denn sie wollten immer etwas haben, das sie betasten könnten, und sie hielten den Schimmer am Himmel für Seebrand, und fürchteten sich, er bedeute Blut, und Mord und Krieg, oder wenigstens Wind. Und die Haufen zerstreuten sich und gingen murrend nach Hause, und hätten gern ihr Einleggeld wiedergehabt; und die Gelehrten trugen die Erscheinung ein in ihre meteorologischen Tabellen, unter der Rubrik ignis fatuus, und meinten, damit sei alles gethan; die Pfiffigen aber nahmen die zurückgelassene Puppe vom Boden auf, und balgten sie aus, und setzten ihr gläserne Augen ein, und kleideten sie so gut sie es vermochten, und machten, daß sie mit dem Kopfe nickte und mit dem Fuße scharrte, und sie gaben dann in ihrem Namen Orakel den Pilgrimen, die sich um ihre Haus-

---

[1]) Nr. 117. Ich verweise auf die Einleitung. Es werden hier allegorisch parallelisiert: Die Kantische Philosophie, die Romantik und die französische Revolution.

haltungsgeschäfte bei ihr befragten und sammelten die Opferpfennige ein. Aber die Jungfrau ist wiedergeboren [1]), das Göttliche hat seine Hülle verlassen.

Die Nacht theilt das Gewölk mit schnellen Drachen;
Auch schimmert schon Auroras Herold dort,
Und seine Nähe scheucht irre Geister fort
Zum Todtenacker. — — — — — — —
Aus Angst, der Tag möcht' ihre Schande sehn,
Verbannt vom Lichte sie ihr eigner Wille,
Und ihnen dient die Nacht zur ew'gen Hülle.

Shakespeare.

Aber Geister anderer Regionen warten, bis aus den Pforten des Aufganges das Lichtgestirn vollends hervortritt, und die Nebel gefallen sind, und die Gespenster geflohen, um dann ihre Opfer zu bringen, und ihr Tagewerk zu beginnen.

Die Poesie war auch mit den Menschen herauf nach Norden gewandert, und hatte sich dort häuslich niedergelassen, und seit lange schon ein artiges bürgerliches Gewerbe getrieben, und hatte sich dabei ehrlich und redlich genährt, und schon wirklich sich ein kleines Gärtchen erschwungen, in dem sie von Zeit zu Zeit die schöne Natur genoß, und die gesunde Landluft athmete. Da wanderten excentrische Menschen, fremde Zauberer ins Land, die sich wohl auch früher von Zeit zu Zeit hatten blicken lassen, aber niemals sehr geachtet worden waren. Aber jetzt waren ihrer viele, und die waren keck und unternehmend, und zogen ihre Kreise und sprachen ihre Formeln, allerhand unverständliche Worte [2]), und es entstand eine große Confusion. Alte Marmorbilder stiegen von ihren Gestellen herunter und wandelten nackt durch die Straßen; wunderliche Träume der Mitternacht [3]), in denen Himmel und Erde ineinander laufen, von Aether, Dunst, Licht und Gold zusammengesetzt, liefen am hellen Tage herum; die Bäume fingen an zu sprechen, und die Kräuter und die Blumen zu singen, jede auf ihre Weise, und der Winde Brausen articulirte sich und das Murmeln der Quellen, und das Todte durchdrang eine ungefühlte Lebenswärme, und es regte sich und empfand auf seine Art, und Luftgeister und Erdgeister trieben sichtbar sich in den Elementen umher [4]); bisher ungesehene Vögel flogen aus dem Süden herauf, und brachten fremde seltsame Gesangweisen mit [5]), und die Echos in den

[1]) Görres hat hiermit wohl die Naturphilosophie Schellings ꝛc. im Auge.

[2]) Gemeint sind die paradoxen Aphorismen Friedrich Schlegels.

[3]) Die „Hymnen an die Nacht" von Novalis.

[4]) In diesen Worten ist der Einfluß der Naturphilosophie auf die romantische Poesie besonders Tiecks symbolisiert.

[5]) A. W. Schlegels „Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie". Berlin, 1804, und andere von der Romantik übersetzte romanische Dichtungen.

Bergen sprachen alle fremden Sprachen; die Kinder mußten den Alten ihre Märchen zum Spiele bringen[1]), und die Erde ward durchsichtig und in ihren Tiefen erschien die alte Zeit in ihrer hohen, erhabenen Majestät, und alle ihre colossalen Kinder um sie her, und wunderbare Töne aus der alten Fabelwelt drangen aus dem Abgrunde herauf, und der Himmel klärte sich, und hellere Lichter wurden durch den Erdenschatten getragen, und die großen Geister aller Zeiten und sprachen und wurden aufgerufen und sammelten wärmend sich um den Lichtpunkt her[2]). Und die Phantasie jubelte hoch auf, daß sie von den Fesseln losgekettet war, in die man sie so lange als eine gefährliche, närrische, ausschweifende Gemüthskraft von Polizei wegen gelegt hatte, und der Witz spottete, um sie zu rächen, bitter der alten Poesie, die sich vor Erstaunen nicht zu lassen wußte, als sie das Unwesen zusah; aber viele verständige Leute schüttelten die Köpfe, und viele unverständige machten viel Lärmens und Geschrei dagegen, und glaubten die Entsprungene wieder einhaschen zu müssen. Aber die Göttliche bemerkte aus ihrer Höhe nicht einmal die Kleinen an der Erde, die auszogen mit Stangen und Netzen, um sie zu fahen, und der Witz äfft sie noch immer mit Wolkengestalten, bis sie ermüdet von dem fruchtlosen Zuge wieder heimkehren.

Die dritte Schwester, die Politik, aber führte sozusagen einen schlechten, ärgerlichen Lebenswandel, sie beging Raub, Mord und Todtschlag ohne Scheu und Gewissen, schnitt die Ehre ab und war selber ehrlos und eidbrüchig, ohne Treu und Glauben, und that doch dabei tugendhaft und sittsam, und verdrehte heuchlerisch-fromm die Augen, las in Erbauungsbüchern, und gab auch Almosen von ihrem Raube. Da kam auch ihre Zeit, wo es anders werden sollte mit ihr, sie empfand Gewissensbisse, und beschloß wie Falstaff zu purgiren, und den Sect zu lassen, und fein säuberlich zu leben, wie es einem Edelmanne ziemt, und sie schritt auch wirklich zur Cur; aber ihr Unglück wollte, daß sie statt der Purganz Tollwurzel verschluckte, und die Büßerin gerieth darüber in Raserei und lief mit aufgelöstem Haar, die Brandfackel schwingend, durch die Welt, ermordete was ihr vorkam, und erwürgte mit der Schärfe des Schwertes was nicht Schiboleth gut aussprach, und steckte rothe Hahnen auf die Dächer und legte Brandbriefe, riß dem verblüfften Tode die Sense aus der Knochenhand, und mähte wild auflachend wo die Menschen am dichsten standen, und der Erde ekelte vor dem vielen Blute, das sie trinken mußte, und die Springquelle des Lebens ward abgegra-

---

[1]) Vgl. Tiecks „Volksmärchen, herausgegeben von Peter Leberecht". Berlin 1797.

[2]) Die litterarhistorischen Bemühungen der Romantik um die Weltpoesie. Man denke bei dem Vorhergehenden auch an ihre Hinweise auf indische Poesie und Mythologie.

ben, und quoll sichtbar schwächer und seichter. Als aber die Rasende ausgetobt hatte und zusammenstürzte aus innerer Erschöpfung, da schlossen ihre Getreuen einen engen Kreis um sie her, damit das Volk sie nicht in ihrer Blöße erblicke, und sie gaben ihr wieder passende Arzneien und rieben ihr die Schläfe, und säuberten und reinigten sie wieder, und setzten alles Verrenkte wieder zurecht, und legten ihr Schminke auf, und staffirten sie in allem aus, wie es einer alten Matrone gebührt, und als sie wieder zu sich gekommen war, schmähten sie sie tüchtig, und verboten ihr für alle Zukunft den Branntwein und alle berauschenden Getränke, schrieben ihr sonst magere Diät vor, Tisanen, und zur Ergötzlichkeit Thee und Zuckerwasser. Dann wandten sie sich zum Volke, das neugierig sich um den Kreis versammelt hatte, und immer wissen wollte, was zu seinem Vortheile bei dem Tumulte herauskomme, der ihm sein bestes Herzblut gekostet hatte, und erzählten ihm, wie wohl sich die Kranke befände, und wie gut sie wieder aussehe, so gut wie in ihren jungen Tagen, und wie die abscheuliche Philosophie sie zu ihren Extravaganzen gebracht, und böslich die Arzneien ihr vertauscht habe, wie sie durch Verblendung und teufliche Zauberkünste es bewirkt habe, daß sie so arg über die Schnur gehauen hätte, und wie ihr deßwegen Feuer und Wasser untersagt werden solle; sie riethen dem Pöbel dann freundschaftlich, nach Hause zu gehen, seine Geschäfte zu besorgen, ihre Weiber zu lieben, über ihr Gesinde zu wachen, und ihre Gäste zu pflegen, ihre Herrschaft sei jetzt besänftigt. Und das Volk ging nach Hause und fluchte über die Philosophie, daß sie soviel Uebels über sein Haupt gebracht hatte, und thaten wie ihm gesagt war. Die Priester aber schlachteten den alten Apis und schmausten sein Fleisch und führten einen neuen in den Tempel, und die Menge huldigte, und diesmal hatte Reineke Fuchs gesiegt, und alles war wie zuvor und es war nichts dabei herausgekommen.

Der Schatten des gewaltigen Schicksals war auf die Erde gefallen, und eine partiale Finsterniß eingetreten, und das Strahlenauge der Vorsehung schloß sich einen Moment lang, während die furchtbaren Schatten über die Erde liefen, und wo sie liefen, da würgten die Menschen, die sich nicht kannten, einander in der Finsterniß, und als das Tageslicht wieder schien, da hatten die Schatten sich tief in die Schlachtfelder und die Leichenhaufen eingefurcht, und die Lebenden begruben ihre Todten.

Die Herabkunft der Ideen und das Zeitalter[1]).

Das ist die große Begebenheit dieser Zeit, daß die Ideen, die seit lange sich in sich selbst zurückgezogen hatten und nur von Zeit zu Zeit

[1]) Nr. 121; vergl. die Einleitung und auch das vorhergehende Stück.

als Fremdlinge, von wenigen gesehen, auf die Erde herabgestiegen waren, jetzt mit Macht vom hohen Aether niederkamen, in der Kunst, der Wissenschaft und überall ihr Erbe, die Herrschaft des Irdischen, zurückforderten von denen, die sich in dasselbe eingedrungen hatten. Rund um die Erde aber hatten die Begriffe sich angesiedelt, und sie hatten alles in Feldmarken eingetheilt und abgezäunt, und alles war ihr Eigenthum, und sie bestellten es gehörig unter der Obhut von einigen aus ihrem Mittel, denen die Herrschaft anvertraut war, und genossen ruhig die Früchte ihres Fleißes. Da kamen die stolzen Fremdlinge herangezogen, nicht mehr einzeln, nicht mehr verloren unter der Menge; große Scharen waren ihres Zeichens, keck traten sie unter die Erdgeborenen hin, schlugen die Urkunden ihrer Ansprüche auseinander und forderten ihr Recht. Die Begriffe horchten auf, und die stolze Haltung, der freie Blick, die Kraft, der Muth und die innere Energie der Ankömmlinge gewannen ihnen Achtung ab, und die Besseren unter ihnen, die Gutmüthigen, die auch dunkel höhere Bedürfnisse fühlten und an ein Besseres glaubten, als das Thierische ist, bewillkommten sie und erkannten die Gültigkeit ihrer Ansprüche und erklärten sie weiter, und freueten sich aus ganzem Herzen der besseren Zeit, die nun beginnen sollte. Selbst die in dumpfer Sinnlichkeit gänzlich Verlorenen legten ihre Werkzeuge einen Augenblick aus den schwieligen Händen und liefen den Fremden nach, wo sie sich blicken ließen, und wollten auch werden wie sie und den Helmbusch tragen, und den gläznenden Schild und den Speer, und wenn sie untereinander waren, sprachen sie von den sorgenfreien Tagen, die da kommen sollten, wie die Fremden neue Düngmittel mitgebracht hätten, daß die Erde hundertfältig trüge, und ungewöhnlich großes Vieh mit Fettschwänzen, und Pflüge, die von selbst gingen und dergl. mehr. Und sie traten zusammen und wählten sich die Ideen zu ihren Heerführern, und vertrauten ihnen die Lenkung des gemeinen Wesens, und verpflichteten sich, ihnen zu glauben und zu folgen in allem. Und es ging gut eine Zeit und noch eine kleine Zeit. Bald lief ein dumpfes Gemurmel im Lande, die Fremden leisteten nicht, was sie versprochen hätten, Erde bliebe immer Erde, sie könne nicht mehr tragen, als zu der Väter Zeiten, und mit dem Dungmittel sei es nichts. Einige aus dem Haufen standen auf und erkundigten sich unmaßgeblich, was Gestalt die Sachen eigentlich ständen und was eigentlich an dem Mittel sei. Die Ideen fuhren die Frager hart an und behandelten sie mit wegwerfendem Stolze und mit beleidigender Härte, und die Frager schwiegen; aber es setzte böses Blut, und man stellte sich da und dort in Haufen zusammen und raisonnirte frei über den Zustand der Dinge, aber die Ideen wurden noch härter und zerstreuten die Haufen. Nun

entstand auch Zwist unter den Herrschern selbst; von der inneren, stolzen Kraft getrieben, stiegen sie auf in die Höhe und expandirten sich gegen einander und suchten sich zu überflügeln, und jeder wollte zur Idee der Ideen sich erheben, und je höher sie in diesem Streben stiegen, um so tiefer kam die Erde, und alles was auf ihr groß ist, unter ihnen zu liegen, um so verächtlicher sahen sie auf das Irdische herab, um so weniger achteten sie die Rechte der Individualität, um so wegwerfender behandelten sie ihre Untergebenen und mißhandelten sie. Und der Hochmuth der Ideen ward drückend für die Begriffe, denn jene hatten außer dem Göttlichen, was ihnen der Himmel mitgab, auch ein Endliches von der Mutter mit ins Leben bekommen, damit sie feststehen möchten auf einer breiten, soliden Basis, und diese fingen an, sich auch eines Höheren bewußt zu werden, das geschlafen hatte in ihrem Innern. Und sie murrten laut und conspirirten öffentlich und wollten dreinschlagen auf ihre plumpe Art, die Ideen aber fuhren unter sie und wurden entsetzlich und furchtbar. Da fielen auch die Gutmüthigen, die bisher noch ausgehalten und das Beste gehofft hatten, von ihnen ab und zogen sich still und langsam und schüchtern zurück; so hatten sie es nicht gewollt, die Gewaltthätigkeit war ihnen ein Greuel, diese Wesen waren ihnen schrecklich geworden, sie konnten es nicht ertragen, daß das Tragische, das sie nicht einmal auf der Bühne recht mochten, so nahe in seiner Furchtbarkeit im Leben auf sie andränge, fortan wollten sie es lieber der Zeit abschmeicheln, als es länger den Schicksalsmächten abtrotzen. Das Volk aber hatte sich bald die Menschlichkeiten und die Blößen abgemerkt, die seine Gewaltigen ihm gaben, denn scharf ist sein Blick für dergleichen; und als es nur einmal den ersten Kopf auf der Pike dahertragen sah, da glaubte es, wie die Mexicaner, gar nicht mehr an die Unsterblichkeit der Fremdlinge. Und nun war die Masse reif für die Hölle; sie schickte auch ihre Geister herauf, um die Begriffe vollends zu verwirren und zu verhetzen und sie dann anzuführen im Kampfe gegen die Ideen. Diese Geister sind auch Ideen, aber gefallene, verstoßene Engel, deren Strahlenglanz verbleicht ist; von gleicher ursprünglicher Kraft und Energie mit den Lichtgeistern, aber durchaus mit ihrem ganzen Wesen gegen das Böse gekehrt, das Böse nur wollend aus unüberwindlichem Triebe ihrer Natur; in ihnen ist eine unversiegbare Quelle von Dunkel und Finsterniß, womit sie das Licht ausgießen, wie die Salamander das Feuer. Und sie wenden sich ab von dem Guten nicht aus verzeihlichem Irrthum, sondern sie hassen es aus innerer Verkehrtheit, und weil der Fluch der Verdammniß auf ihnen lastet; sie erkennen das Bessere und tragen das Gefühl der verlorenen Seligkeit in ihrem innersten Herzen, aber es ist ihnen nur ein neuer Stachel, das Schlechte zu üben; sie

verſtocken ſich gegen die Evidenz, weil die Lüge ihre Wolluſt iſt. Woran ihr den Stempel der Hölle erkennt? Im Wiſſen, an dem frechen Wegleugnen alles deſſen, was erhaben und göttlich iſt; im menſchlichen Geiſte, an der Erde ſoll er kriechen und leben wie andere Thiere; an der gefliſſentlichen Verbreitung von Trug und Wahn; an der gottvergeſſenen Lügenhaftigkeit. Ihr Motto: Alle Theorie iſt grau uſw. hat Mephiſtopheles im Fauſt verrathen. In der Kunſt aber läſtern ſie das Genie, verhöhnen das Heilige, predigen den Atheismus des Herzens und der Schönheit, reißen die Götterbilder von den Altären und ſtellen ihre erbärmlichen Fratzen an die Stelle; um das Gemeine, Schlechte rufen ſie den müßigen Pöbel zuſammen und kneten ihm Götzen aus Koth und Schweiß, und halten dabei einen Kram von Kerzchen und Bildern, um der Dummheit was abzugewinnen. Wo ſie aber am frechſten und ſchamloſeſten ihr Weſen treiben, das iſt im praktiſchen Leben; da haben ſie überall die Erde mit ihren unterirdiſchen Gängen durchwühlt, und wo ihr geht, tönt ihre Stimme herauf, wie die des alten Maulwurfs im Hamlet.

Da verhöhnen ſie jedes warme Gefühl fürs Edle und jede moraliſche Geſinnung und predigen dafür ihre giftige Weltklugheit, den Glauben an eine höhere Vervollkommnung der Menſchheit machen ſie zum Spott; wie es immer geweſen, ſo müſſe es bleiben, rufen ſie laut; niederträchtig, verworfen, krümmen ſie ſich im Staube vor der Gewalt und ſchmeicheln und winden ſich vor ihr, damit ſie ſie verderben können; und was ſchlecht iſt am Menſchen, fühlen ſie heraus und ziehen ſorgſam es groß, und alle Schlechtigkeiten fügen ſie zuſammen; und was gut iſt, wird einwärts vermauert, und ſie fördern den Bau höher und höher, und oben auf dem Dome ſtehen ſie dann wieder hohnlachend und rufen herab: Wir haben für die Ewigkeit gebaut: erſchüttert, wenn ihr könnt, die Grundveſten unſeres Tempels!

Und die Lügengeiſter miſchten ſich unter die Begriffe und verwirrten ſie vollends und erboſten ſie gar; und der Kampf entzündete ſich heftig und wild. Und dieſer Kampf des Himmels mit der Hölle um das Irdiſche, er dauert noch fort und wird alle die anderen wichtigen Kämpfe, die die Menſchen bisher umgetrieben haben, verſchlingen, und er wird in ſeinem Verlaufe von manchem Wechſel des Glückes auf dieſe und jene Seite hin bezeichnet werden; aber die Tugend und die Wahrheit und die Schönheit werden ſiegen, und die Ideen werden im Kampfe ſich läutern und die Begriffe zu ſich hinaufheben, und der Himmel wird triumphiren, und die Lügengeiſter werden in den Abgrund der Hölle verſinken.

Herder [1]).

Es wird seit Herders Tod [2]) mit so viel Affectation von seinem hohen Genie gesprochen, daß man unwillkürlich an jene Unart der Deutschen dabei erinnert wird, die er selbst in der Adrastea mit einem so derben Ausdrucke bezeichnete [3]). Es ist recht, daß die Nation ihren Adel ehrt, und die unserige läßt sich freilich darin nicht leicht auf einem Uebermaße betreten; allein wenn sie unverständig die minder glänzende Seite herauszieht und darüber das, was wahrhaft groß an dem Geehrten ist, in Schatten setzt, dann ist ihre Religion Götzendienst. Herders Geist hatte unleugbar viel Licht, aber dieses Licht ward durch eine innere Refraction bedeutend getrübt, er vermochte nicht die subjective Empfindung und die innere wirkende Kraft, die aufs Object geht, gehörig auseinander zu halten; daher kam es nie eigentlich zu jenem vollen, reichen, unendlichen, schöpferischen Erguße seiner inneren Natur, der das wissenschaftliche Genie bezeichnet. Seine Gedanken, immer von einer inneren Stoßkraft getrieben und von einer äußeren Schwere gezogen, erheben sich immer in einer flachgewölbten Parabel bis zu einer gewissen Höhe und kehren dann auf der anderen Seite durch den absteigenden Schenkel wieder zur Erde zurück. Ebenso verhinderte das beständige Zusammenfallen des objectiven Strebens die reine Hingebung an das Subjective, die Concentration in die Tiefen des Gemüthes, die das Wesen der poetischen Weihe ausmacht, und es kam selten oder nie zu reinen Offenbarungen der inneren bildenden Kraft.

Diese beständige bewußtlose Störung entgegengesetzter Grundkräfte durcheinander verräth sich denn auch in dem dämmernden, halbdunkeln, nebelhaften, wortreichen Style seiner früheren Schriften, wo noch die Poesie in ihm vorherrschte, und der oft einseitigen Polemik seiner späteren, wo ein anhaltendes Studium der Geschichte der furchtsamen empirischen Wahrnehmung die Ueberwucht gab. Aber eben jenes Wechselwirken differenter Tendenzen um den Punkt des Gleichgewichtes war es, was in ihm die Anlage zu jener Reinheit im sittlichen Thun und Handeln setzte, die uns an seinem Character anzieht, jenes reine Ebenmaß seiner Natur, als dessen Symbol er die hohe Nemesis zur Schutzgöttin wählte. Dieser feste, unerschütterliche, in sich begründete Glaube an das Göttliche in der menschlichen Natur, an ein besseres, heiligeres,

---

[1]) Nr. 128; Ueberschrift des Originals. — [2]) Am 18. December 1803.

[3]) „Adrastea." Herausgegeben von J. G. Herder. Zwölftes Stück, 1804 (aus Herders Nachlaß), S. 165—175: „Deutsche Hoheit. Fragment." (Herders sämmtl. Werke, herausgegeben von Bernhard Suphan, XXIV. Bd., S. 376—382); der Ausdruck: „Deutsche Hundsfötterei" (bei Suphan a. a. O. S. 380).

an ein progressives Prinzip, das die Verworfenheit keck und frech wegleugnet; diese Religiösität, die überall der Vorsehung in ihren verborgenen Wegen mit liebender Anhänglichkeit folgt, wie das Kind der Mutter; diese Innigkeit des Hoffens und Erwartens, dieser heitere Blick auf Vergangenheit und Zukunft, diese unveränderliche Treue, mit der er sein ganzes Leben hindurch, und alle Leben hindurch, die er in seinem Forschen durch die Geschichte lebte, an jenen Idealen seines Gemüthes hing; dieser hohe Ernst, mit dem er die Angelegenheit der Menschheit betrieb, dieses Streben und Ringen und Lehren und Bilden mit allen Kräften seines Wesens nach dem Ziele hin, das seinem Herzen vorschwebte; diese schöne Gemüthlichkeit, mit der er die Welt in sich aufnahm und der Menschen Thun und Leben zusah; diese milde Gutmüthigkeit, die wie eine warme Quelle immer aus seinen Schriften strömt, und in deren Nähe uns wohl wird, wenn wir aus dem frostigen Winter der Welt in ihren warmen Dunstkreis hineintreten, und dabei doch jenes edle Maß gegen alles Verkehrte, kurz, diese ganze moralische Grazie [1]), wie sie aus all' seinem öffentlichen Thun hervorbricht, und diese gutmeinende Herzlichkeit — sie sind es, die sein Andenken werth machen müssen der Nation; sein Genie ist das Genie der Rechtlichkeit und des Wohlwollens, das Prinzip seines Wesens reines Ebenmaß alles Wollens und Begehrens. Und wie er war, so sind auch seine Freunde, die er aus der Galerie der Vergangenheit sich wählte; was er von ihnen in seiner Adrastea und anderwärts beibringt, befriedigt meistens wenig durch den vorzüglich geistreichen Inhalt, der etwa in ihm läge, aber es gewinnt uns durch den Character von Herzlichkeit und strenger moralischer Gesinnung, den es ausspricht, durch die anspruchslose Einfalt und die praktische Tendenz, die es verräth.

Deutsche Critik [2]).

Es ist eine seltsame Sache um die deutsche Critik. Da sitzen sie am Eingange ihrer Höhlen, wie die Polypheme am Aetna. Ehemals wohl haben sie auch in einer verliebten Anwandlung auf einem saitenbezogenen, knotigen Krummstabe ihrer Muse Galatea ein Ständchen gebracht, und mit rauher, übelklingender Stimme ihr fatale Sonette gesungen; seither aber sind sie zu Verstand gekommen, und singen nicht mehr, denn sie sind melancholisch geworden, seit die böse Witterung der Zeit sie um ihr einziges Auge gebracht hat. Da sitzen sie nun mürrisch,

[1]) „Moralische Grazie", ein Ausdruck Herders selber für „die schönste Zier der Menschheit" (Adrastea 1804, Sämmtl. Werke, herausgegeben von Suphan, XXIV, 385).

[2]) Nr. 124; Ueberschrift auch im Original; vgl. die Einleitung über den Gegensatz der neuen romantischen Kritik zu den beliebten Recensieranstalten.

verdroſſen, abgelebt, hypochondriſch am Eingange ihrer Löcher, und ſtieren heraus aus den leeren Augenhöhlen, und wenn ſie wie geblendete Fledermäuſe mit den Ohren etwas Lebendiges, Kräftiges in der Nähe erlauſchen, dann rufen ſie: Komm, Kleiner, ich will dich nicht freſſen! und wenn das Gerufene unvorſichtig näher kommt, dann greifen ſie es mit den plumpen Fäuſten, und betaſten und befühlen die Kunſtwerke wie Kälber, und erdrücken ungeſchickt die zarte Schönheit, und fluchen dann erboſt über das Puppenwerk, wenn ſie entſeelt in ihren Armen liegt, und loben ſich dafür ihre Keule, die man doch anfaſſen kann. — Andere haben eine beſtändige Schneelinie in den Lüften gezogen, und haben ſich Wachhäuſer gebaut, und da halten ihre Geſchwader, und lauern, auf daß nichts über die Linie paſſire, denn der Aether iſt keines Menſchen Freund, und ſie laſſen ſich's recht ſauer werden auf den Vorpoſten der reellen Solidität gegen das phantaſtiſche leere Nichts, und die Fourage wird ihnen von unten hinauf gegen ein Billiges geliefert. Aber von Zeit zu Zeit brechen doch von den gewaltigen Göttervögeln welche durch, und wenn ſie ſich dann aufmachen, um ihn einzufangen und ihm die Schwungfedern auszureißen, dann greift der Verfolgte wohl mit den kräftigen Fängen einen aus dem Haufen heraus, und ſchwingt ſich mit ihm in Regionen, wo der Schwindel den Armen um ſeine Beſinnung bringt, und dann läßt er ihn ſtürzen in die Tiefe, daß er elendiglich zerſchellt, oder ſetzt mitleidig auf einer hohen Felſenſpitze ihn aus. Da ſitzt er auf ſeinen Stühlen, dieſer richtende Demos, und verſäumt um drei Obolen für die Sitzung die dringendſten Geſchäfte zu Hauſe, nur damit Recht und Gerechtigkeit ſei im Lande und damit die Genies unparteiiſches Gericht finden, und daß ihnen nach ihren Thaten geſchehe. Und wie ſie ſo da ſitzen und wechſelſeitig aufeinander ſich blähen, wenn man jeden einzeln für ſich hervortreten ließe, und ihn befragte, man würde einen ehrſamen, billigen Mann an ihm finden und nach einigem Hin- und Widerreden würde er unſerer Meinung beifallen; aber wenn er zu den anderen kommt, wird er wieder des Teufels. Aber das iſt noch nicht vom Schlimmſten, es läuft auch viel Ehrlichkeit mit unter und viel gutmeinende Aengſtlichkeit und kleinſtädtiſche Beſchränktheit, die nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ihre Meinung herausſagt, und nichts Arges dabei hat; es iſt bei weitem nicht mehr ſo ſchlimm wie vor kurzem noch, denn die fortgehende Bildung ergreift nach und nach auch die Menge und hebt ſie bewußtlos auf einen höheren Standpunkt und das neueſte Inſtitut[1]) der Art macht eine ehrenvolle Aus-

[1]) Gemeint iſt die durch Goethe und Eichſtädt 1804 neu begründete „Jenaiſche Litteraturzeitung“ (vgl. Haym, Romant. Schule, S. 746; Schriften der Goethe-Geſell-

nahme und erhebt sich weit über die Grenze jenes Tadels. Aber jene giftigen Klapperschlangen, die in so manchen Winkeltribunalen sich wälzen und lauern unter dem Grase auf den Vorübergehenden, und dann ihn umschlingen und mit ihrem geifernden Speichel bedecken, ehe sie ihn verschlucken; diese Menschen, die heuchlerisch sich die Miene geben, als ob sie das Gute förderten, aber hämisch es anfeinden und verfolgen, wo sie es treffen, deren nichtswürdige Leidenschaften man nur kennen darf, um zu wissen, was sie wüthig anfallen und was sie herausstreichen werden — sie sind die Repräsentanten der Schande und zwar nothwendig in ihrer Art, um durch ihren Gegensatz das Bessere hervorzurufen, aber die wahren Urheber der Confusion, über die man so laute Klage führt. Die Welt und das Irdische haben ihre Ansprüche; es ist recht, daß man sie geltend macht; wer sie nicht achtet, wird bald fühlbar von seinem Unrechte überzeugt werden, wenn der kecke Lebensmuth versiegt, weil die Wurzeln seines Daseins ausgerissen und entblößt an der Sonne liegen. Und das Endliche an sich ist nicht schlechter Natur, es ist mit dem Höheren von derselben Göttlichkeit umfangen und es ist Irrthum des Systems, oder gemeiner Hochmuth, verächtlich niederzublicken auf das irdische Thun: nicht dieses Thun in sich ist schlecht, aber die Versunkenheit in ihm, das völlige Untergehen im Strome des Sinnlichen, bis zum gänzlichen Verleugnen alles Höheren, bis zum ruchlosen Atheism, das ist abscheuliche Selbstverstümmelung, und darum ist es gut, wenn mächtige Geister das versunkene Jahrhundert gewaltsam aufrütteln und es ist nicht zu tadeln, daß das Höhere sich auf einen Augenblick selbst übermüthig erhebe [1]) und der hoffärtigen Gemeinheit ihre Nichtigkeit vorrücke, und eine scharfe Opposition gegen sie bilde und eine sublimirende Tendenz ihrer präcipitirenden entgegen setzte. Das bedenke jeder, der irre werden will an dieser Zeit; wer aber Beruf zur Critik in sich fühlt, der bescheide sich doch vor allem, daß nicht alle Pflanzen ihre Früchte an den Wurzeln tragen, daß über die Feuergestalten, die das Genie vom Himmel herabbringt, nur verwandte Geister richten können; daß überhaupt jeder nur über das aburtheilen kann, von dem er sich bewußt ist, daß, wenn seine Kraft diese Richtung genommen hätte, er auch allenfalls ein gleiches Werk hätte produciren mögen; dann werden sich die Kunstrichter nicht länger mehr wie Blei an die Füße des Genies hängen, um es herabzuziehen aus seiner Höhe, und wenn dann jeder mit unbestechlicher Treue und Gewissenhaftigkeit

schaft 13, LXXIV f.), an der auch Görres selbst mitarbeitete (vgl. Goethes Werke Weimarer Ausgabe IV, 17, 92, 122, 136; IV, 19, 4).

[1]) Die kecke Opposition und Satire der Romantiker gegen die abgelebte Zeit ist zu verstehen.

mittheilt, was ein harmonisch geordneter Geist und ein schönes Gemüth ihm eingegeben haben, dann wird bald die Verwirrung aufhören und jene Lügengeister werden verstummen und die Zeit wird sie zertreten.

Nord- und Süddeutschland [1]).

Ist es denn gut, daß man jenen schroffen Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland hervorruft? Das ist der Vorzug und die Größe der Menschennatur, daß sie aus innerer Energie selbstständig über das Aeußere sich erhebt. Poetische Gemüther sind auch über den Norden vertheilt, und viele Geister im Süden würden ihrer Natur Zwang angethan fühlen, wenn sie ihrer Tendenz entgegen in die südliche Richtung eingezwängt werden sollten, und beide zusammen, unser Norden und Süden, sind wieder Nord gegen den tieferen Süd; und wie würden wir uns entrüsten, wenn Italien uns Kunstsinn und die höhere ästhetische Anschauung absprechen wollte? Es ist gut, daß die Anmaßung des Nordens zurückgewiesen wird, wenn er sich als den Depositär der Cultur betrachtet und auf den Süden herabsieht, etwa wie der Franzose auf den Deutschen überhaupt; es ist gut, daß die höheren Ansichten sich auch um einen Mittelpunkt drängen, damit sie Zusammenhang und Concentration und einen Fuß auf dem Grunde der Erscheinungen gewinnen, und es ist ein glücklicher Zufall, daß der Süden ihnen Hospitalität bietet und sie aufnimmt in seinem Schoße, wo sie jugendliche, unverbrauchte Kräfte finden und im Ganzen mehr Empfänglichkeit und eine minder karge Natur; allein dem Norden sollen sie gleichfalls nicht fremd bleiben und die geographische Zonenabtheilung und das climatische Netzwerk soll nicht durch das freie Geisterreich durchlaufen, das seine eigene Sonne in sich selber trägt. Außerdem fällt der Gegensatz zwischen Nord und Süd zusammen mit jenem zwischen Protestantism und Catholicism, und es ist zu befahren, daß die Menge ihn auf ihre Weise nehme und dabei wieder an ihre vergessenen Differenzen sich erinnere und ihre kleinlichen Zänkereien ihr wieder in Sinn kommen, und daß, indem die Entzweiung sich vom Höheren in die Tiefe verbreitet, das was das Gute fördern sollte, Haß und Feindschaft gebäre, ein Resultat, was ohnehin auch die gegenwärtige politische Lage nur zu sehr begünstigt. Dem werde nun wie ihm wolle. Dadurch, daß die ganze

[1]) Nr. 125; Ueberschrift des Originals. Der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland wurde in der napoleonischen Zeit viel diskutiert. Unser Artikel könnte entgegengestellt werden einer Aeußerung Goethes, die er im Jahre 1815 zu Nep. v. Ringseis that: Görres und Arndt würden die Kluft zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland noch erweitern (vgl. Erinnerungen des Dr. Johann Nep. v. Ringseis, hrg. v. Emilie Ringseis, I, 210).

Totalität um zwei Punkte, Sparta und Athen, sich gruppirt, kommt wenigstens Bindung und Zusammenhang in die lose Masse, und in die bunte Mannigfaltigkeit Einheit, und der Deutsche erhält eine Beziehung und ein Vaterland, ohne darum die Vortheile einer inneren vielseitigen Zertheilung zu entbehren.

Künstlerelend [1]).

Sie werfen unseren trefflichsten Schriftstellern vor, daß sie nicht gelesen werden und auf dem Lager verrosten. Allerdings, die Raupe stopft sich den langen Freßsack mit Blättern aus, und die Orange dient ihr höchstens, um ihren Unrath darauf niederzulassen, und das Gras auf der Wiese hat auch ein großes Publicum, von dem es aufgefressen wird, und die Tagethierchen, die Zeitungen, sind die wahren Repräsentanten der Unsterblichkeit. „Oder," sagt Herder, den sie um diese Stelle [2]) wohl nicht loben werden, „errichte ein habgierig Frecher ein schriftstellerisches Tribunal, von dem die Würdigsten der Nation mißhandelt werden, wer wird, sobald Er Stirn genug zur Unternehmung hat, es ihm wehren? Arbeiter, Beihelfer, Leser wird er dazu finden; je pasquillenartiger sein Gerichtshof ist, desto neugierig freudigere Leser," und er wird auch unsterblich, und er bleibt nicht obscur, und man kennt die giftige Schlange weit in die Runde. Das ist das nämliche Gesindel, was jene Sprache führt, das auch dem göttlichen Corregio für seine heilige Familie mit der Magdalena zweihundert Thaler in Kupfermünzen auflud, daß der arme Maler sich daran in der Sonnenhitze zu Tode trug, um sie nur schnell seiner dürftigen Familie zu bringen. Und jetzt stehen sie auch mit vor dem Bilde, und nehmen den Mund voll von den Millionen, die es werth sei, und schimpfen über die unbarmherzige, geschmacklose Niederträchtigkeit, die den Maler mit seinem Lohne todtschlug. Das Treffliche hat sein Publicum in der Gegenwart und in der Zukunft, das Häufchen, das darum versammelt steht, wird im Lauf der Zeiten zum großen und immer größeren Haufen, und erhaben und hehr stehen auf ihren Fußgestellen die göttlichen Bilder, während die Grinzer, die die Zähne an dem Granite sich ausbeißen, längst in Staub aufgelöst, von den Füßen der Verehrer getreten werden, die sich um das Heiligenbild drängen.

Hyperion [3]).

Auch ein Werk, das die Zeit über ihren Bagatellen undankbar zu vergessen scheint, ist Hölderlins Hyperion. Wer je entrüstet war in

[1]) Nr. 125. — [2]) In der „Adraſtea" (Werke hrg. v. Suphan XXIV, 391).

[3]) Nr. 128; Ueberschrift des Originals. Der ideale Hellenenroman „Hyperion oder

ſeinem innerſten Herzen über die Schlechtigkeit des Jahrhunderts und die Verworfenheit der gezähmten und dreſſirten Menſchennatur; wer verwundet ſich fühlte von der tiefen Verſunkenheit, in der die Abkömmlinge der Götter unter den Thieren des Feldes herumweiden, und das Antlitz immer und immer gegen die Erde gewendet, ſich ihre nothdürftige Nahrung aus ihr herausraufen; wer je ſein Gemüth gedrückt und gepreßt fühlte von der unbegreiflichen Verworrenheit, in der das Geſchlecht tageblind herumtaumelt, und von ſeiner eigenen brutalen Verkehrtheit aufgeregt, von dem dampfenden Athem eines zornigen Schickſals ergriffen, umhergeſchleudert wird wie eine Windsbraut vom heulenden Sturm, und aufgepeitſcht in wilden Wirbeln ſich an ſich ſelbſt aufreibt, und wenn es auch widerſtrebend einen Augenblick verweilt, um zu raſten und zu genießen, immer wieder aufgejagt wird von dem grauſamen Orkane, und fortgeriſſen in ſein Verderben wie die Verdammten in Dantes Hölle, und wer dann in ſich aufglühen ſah die hohe Flamme des Enthuſiasm, und hinein ſich ſtürzte in den gewaltigen Strudel, und entgegen ſich ſtemmte mit der ganzen Unendlichkeit von Kraft, die er in ſich zu umſchließen glaubte, und den tobenden Sturm beſchwören wollte mit ſeinem lebendigen Athem, und die Menſchenhaufen, wie ſie ſauſend vorbeiſchwirrten oder erſchöpft an der Erde lagen, zu gleichem Widerſtande aufrief, und wer es nicht glauben wollte, wie ſie ihn anſtarrten, dumm und grob und wild und ihn höhnten, und den Sturm und ihren Zuſtand prieſen, und wie ſie dahingeriſſen wurden, ihm Steine noch nachwarfen; und wer dann den Teufel hohnlachen hörte über ſich in den Lüften, und es empfand, wie die ergrimmten Mächte, denen er getrotzt hatte, auch ihm die eiſernen Fäuſte auf den Nacken legten nnd ihn erdrücken wollten als das Opfer den Rachegöttinnen geweiht, und nicht eine Liebe hatte, die den Grauſamen ihn entführte — der wird in Hyperion einen Bruder grüßen, erſtaunt wird er ſeine ganze Vergangenheit in ihm umarmen; ſein verfloſſenes Leben, das er längſt geſtorben glaubte, wird wunderbar feierlich ihm entgegentreten, und alle Gefühle, die er verweht und zerſtoben und verblichen glaubte, ihm wieder bringen und dafür die Gegenwart und die Zukunft ihm abfordern. Abkömmlinge aus dem Heldenvolke Dyana-ſore[1]) ſind Hyperion und Alabanda, große eingekerkerte Götter, wie die Elephanten eingekerkerte Menſchen ſind; mächtige Heroen, die zürnend

---

der Eremit in Griechenland" des unglücklichen, ſeit 1802 dem Wahnſinn verfallenen ſchwäbiſchen Dichters Hölderlin (1770—1843) war vollſtändig Tübingen 1797—99 erſchienen.

[1]) Görres zieht hier zum Vergleiche den zuerſt 1782—89 anonym erſchienenen utopiſtiſchen Roman „Dya-na-ſore oder die Wanderer" von Wilhelm Friedrich Meyern heran; er ſpielt unter einem erträumten orientaliſch-indiſchen Volke, deſſen Daſein in keine bekannte Geſchichte fällt.

über die Erde gehen, um sie von Drachen und reißenden Thieren zu reinigen, kühn und brav, nur etwas zu metaphysisch gehalten, wie meistens alle besseren Menschen und selbst die Ideale dieser Zeit es sind, weil die Gymnastik von der Erde sich verloren hat. Darum scheitert ihr Unternehmen so schnell, und ihre That verliert sich wie im Sande in der unberechneten Schlechtigkeit ihrer Helfer. Und Diotima! eine Blume des Himmels, ist sie unter den Blumen des Feldes aufgesproßt, und sie bedarf des balsamischen Blüthenduftes, damit ihr Irdisches erstarke, und der hohe Geist sich nicht loswinde von ihm; aber sie entzündet sich am Enthusiasm des Geliebten, und hebt das Haupt über die Blüthen hinaus in den hohen Aether und athmet Himmelslüfte; aber das reine Gas verzehrt ihr Leben zu schnell, sie verbrennt in sich selber, die Flamme schlägt aufwärts gegen die Höhe, die Blume aber senkt sich am Stengel hinunter und welkt dahin. Armer Hyperion, ärmerer Dichter! ihr hattet keine Liebe, die euch vor den furchtbaren Mächten rettete, die Faust erdrückte euch. Im prophetischen Geiste hat er sein eigenes Schicksal in den Worten ahnend geweissagt[1]): „Es ist auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten! sie leben in der Welt wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlergestalt an seiner Thüre saß, indeß die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten: Wer hat uns den Landläufer gebracht? Voll Liebe und Geist und Hoffnung wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Vaterlande heran, du siehst sie sieben Jahr später, und sie wandeln wie die Schatten still und kalt, und sind wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt; und wenn sie sprechen, wehe dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft wie in ihren Proteuskünsten den Verzweiflungskampf nur sieht, den ihr gestörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.“ Und viel verhaltene Bitterkeit grollt durch das ganze Gedicht, in der ein innerer, verzehrender Unmuth sich Luft macht, der aber früh oder spät die Springfedern des Lebens brechen muß. In den Gedichten im Taschenbuch für Freundschaft und Liebe schlägt ein Adler krampfhaft mit den geknickten Flügeln, die bösen Buben auf den Straßen hetzen ihn und jagen ihn, aber wer seine Zeit kennt und ein Gemüth im Busen hat, sieht trauernd ihm nach, wenn er vorüberflattert und noch immer zur Sonne hinan will.

---

[1]) „Hyperion“, vorletztes Kapitel.

Heinrich v. Kleist[1]).

Die Familie Schroffenstein[2]) erscheint mir wie ein tragisches Intriguenstück. Das Schicksal gefällt sich diesmal, allerlei subtile Knoten zu schürzen, und vom Erbvertrag aus neckt es wie ein Rübezahl aus seinem Berge die beiden Familien und verblendet sie, und wirft Haare zwischen sie, über die sie stolpern, und führt ihnen sichtbar die Hände, mit denen sie sich einander aufreiben. Dabei ist eine große architektonische Regularität in dem Stücke; wie zwei Säulenordnungen stehen die beiden Familien einander gegenüber, und wie eine der Säulen auf jener Seite stürzt, folgt eine auf der entgegengesetzten nach; Ruperts Knabe stirbt, und der Vater glaubt, er sei ihm ermordet; Sylvesters Sohn stirbt, und die Mutter wähnt, er sei ihr vergiftet; Ruperts Herold wird auf Sylvesters Burg ermordet, Hieronimus dafür auf Ruperts Burg; Rupert ersticht am Ende Sylvesters Tochter Agnes und dieser Ruperts Sohn Ottokar usw. In der Ausführung der einzelnen Teile stößt man wohl auch auf Reminiscenzen, wenn zum Beispiel König Johann[3]) bei Shakespeare zu Hubert sagt:

Es ist der Könige Fluch, bedient von Sklaven
Zu sein, die Vollmacht seh'n in ihren Launen,
Zu brechen in des Lebens blut'ges Haus,
Und nach dem Wink des Ansehn's ein Gesetz
Zu deuten, zu errathen die Gesinnung
Der droh'nden Majestät, wenn sie vielleicht
Aus Laune mehr als Ueberlegung zürnt.

Dann ist die Sentenz einem Könige von England allerdings angemessen, aber es klingt etwas seltsam, wenn ein kleiner rheinischer Ritter[4]) sagt:

Das eben ist der Fluch der Macht, daß sich
Dem Willen, dem leicht widerruflichen,
Ein Arm gleich beut, der fest, unwiderruflich
Die That ankettet.

Aber ein schönes Gemüth prägt sich in diesem Stoffe aus, ein bedeutungsvolles Leben hat der Dichter dem Worte eingehaucht, und seine

---

[1]) Nr. 129.

[2]) Dies Erstlingsdrama Heinrichs von Kleist erschien anonym Bern und Zürich 1803.

[3]) Vierter Aufzug, zweiter Auftritt.

[4]) „Familie Schroffenstein", vierter Aufzug, erster Auftritt. Görres hätte aber auch auf Schiller, Wallensteins Tod V, 11, verweisen können:

„O Fluch der Könige, der ihren Worten
Das fürchterliche Leben giebt, dem schnell
Vergänglichen Gedanken gleich die That,
Die fest unwiderrufliche, ankettet!

Gestalten gehen meistens mit bestimmter Individualität hervor und bewegen sich zwanglos und frei nach dem Rhythmus ihrer inneren Natur. Treffliche Situationen sind über das ganze Stück reichlich vertheilt; die Scene in der Höhle zwischen Ottokar und Agnes im letzten Aufzuge ist von großer Schönheit, obgleich die französische Kritik sie ohne Zweifel sehr indecent finden würde. Nur das Ende des Stückes ist übereilt, kalt, abgestoßen, und der Wahnwitz Johanns, wie er sich äußert, macht eine harte Dissonanz für den Sinn. Einzelne gelungene Stellen kommen ebenfalls häufig vor; zum Beispiel wenn Agnes im dritten Aufzuge sagt:

— — — Stunden lang hab ich
Gesonnen, wie ein jedes Blümchen
Zu stellen, wie das unscheinbarste selbst
Zu nutzen sei, damit Gestalt und Farbe
Des Ganzen seine Wirkung thue. Nun
Der Kranz ist ein vollendet Weib, da nimm
Ihn hin. Sprich: er gefällt mir; so ist er
Bezahlt.

Und ebenso, wenn Ottokar an einem anderen Orte spricht:

Ich fragte dich nach deinem Namen,
Du seist noch nicht getauft, sprachst du! — Da schöpfte
Ich eine Hand voll Wasser aus dem Bache,
Benetzte dir die Stirn, die Brust, und sprach:
Weil du ein Ebenbild der Mutter Gottes,
Maria tauf' ich dich.

Die Zeit, der solche Erstlinge zum Opfer dargebracht werden, zeigt sich ihrer unwerth, wenn sie sie nicht dankbar aufnimmt und den jungen Genius auf ihren Flügeln trägt, bis er erstarkt, und auf eigenen Fittigen sich über sie hinausschwingt[1]).

Schauspiel der Weltgeschichte[2]).

Wie ein ungeheuerer, verworrener, wild in einander gezerrter Knäuel erscheint die Geschichte, ein Schwindel erregendes Gewühl von kämpfenden Menschen und schlagenden Armen, von geschwungenen Schwertern, wehenden Fahnen, wogenden Helmbüschen, geballten Fäusten, und schnaubenden Pferden, und Blitze schlagen von Zeit zu Zeit durch die furchtbar aufgeregte Masse, und der Donner rollt, die Trompete schmettert, die Trommel lärmt, der Tod wühlt mit der Sense ergrimmt in dem rasenden Haufen, und Sterbende ächzen, Verwundete stöhnen, Weiber

[1]) Diese Worte von Görres gewinnen prophetische Bedeutung, wenn man auf den unglücklichen Ausgang Heinrichs v. Kleist sieht, der ja am 21. November 1811 in Wannsee bei Berlin, nicht in letzter Reihe aus Gram um sein Vaterland, durch Selbstmord endete.

[2]) Nr. 133.

wehklagen, und dann wieder Siegsgeschrei und Jubeln und Jauchzen; aber die Leichen sind still, die blutend niederstürzen in der brausenden, gährenden Masse, und der Todtenfluß schwemmt sie weg, und wie Luftblasen entsteigen immer neue Leben dem sprudelnden Borne und stürzen sich auch in den Kampf, und immer fort wütet der Krieg und immer arbeitet der Vulcan und stößt Dampf und Qualm aus, wenn er am ruhigsten ist, und wenn er tobt, steigt die Flammensäule über die Wolken hinaus. Wie die Sonne aber steht die Vorsehung am Himmel und schaut hinunter in den Sturm, und ihr Strahl wird die schwüle, trübe, aufgeregte Materie klären. Nur wenigen Glücklichen ist es vergönnt, sich herauszureißen aus dem Toben der Elemente und in besonnener Ruhe jene Klärung in ihrem eigenen Busen zu wirken; nur wenige mögen freien Blickes über das Getümmel sich erheben und den Zweck der Verwirrung begreifen.

Dramatische Phantasien von Sophie Bernhardi [1]).

Wie eine laue, warme Sommernacht von blassem Mondschein überflossen, so stehen die dramatischen Phantasieen von Sophie Bernhardi vor dem Sinne. Wie das stille, bleiche Gestirn, so schwebt die Künstlerin am Himmel ihrer Dichtung, aus der Höhe herab sendet sie den milden Strahl des dichtenden Gemüthes nieder auf das rasche, wilde Leben, und das Leben wird zum Traume, und das wilde Streben wird zum Sehnen, und die Umrisse zerfließen in den weichen Glanz, und die Gestalten, angeglommen in dem lichten Strahl, phosphoresciren in einem heilig zarten Schimmer, und still und verschwiegen gehen sie wie Nachtwandler einher, und ihre Schatten neben ihnen. Wie ihr Wesen, so ist auch ihr Thun und Handeln in eine phantastische Zerflossenheit verschwemmt, und die sonst schwere Masse ist dem Stoße des Lichtes schon beweglich, und wie die leichten Gewölke in der Höhe, die Wolkenschafe, so schweben sie unten an der Erde, und um sie her ist der Aether angelaufen mit der lichten Heiterkeit, und die Elemente, die vor dem Tage und der Sonne sich in die Tiefe flüchten und nur in ihrer äußeren Wirkung sichtbar bleiben, steigen mit dem Nachtdufte und den Nebeln aus der Verborgenheit herauf und baden sich in dem erfreulich kühlen Schimmer, und jubeln jedes in seinen Tönen und verkehren mit den Menschen, die in derselben

[1]) Nr. 150; Ueberschrift des Originals. Sophie Bernhardi war die Schwester Ludwig Tiecks und eine Schülerin der Romantik. Görres' Schätzung ihrer Poesie (vgl. weiter unten) ist übertrieben und erkünstelt; sie rührt aus Voreingenommenheit für die Romantik und ihre Nachtreter her; die „Dramatischen Phantasien. Drei romantische Schauspiele" erschienen Berlin 1804.

Quelle die poetische Verklärung trinken; und die Blumen und die Bäume, die am Tage schlafen und den Functionen ihres Lebens obliegen, wachen auf, und wie sie duften und wie die Blätter säuseln, und wie die Stengel nicken, so treten sie in vernehmliches Gespräch mit dem inneren Sinne, und wie ihre frommen, kindlichen Seelen in ihren zarten Gefühlen sich bewegen und nach ihrer Liebe gehen, bilden die Blumen und die Halme und die Büsche und die Bäume einen romantisch wunderbaren Chor, der sie freundlich überall umfängt und leise intonirend, harmonisch flüsternd den Rhythmus ihrer Schritte nach dem Ziele lenkt und sie bald in süßen Schlummer wiegt, bald wieder mit zarten Melodien weckt, und sie überall lenkt und warnt und führt, wie der höhere Chor den tragischen Heros. Aber dem betrachtenden Gemüthe, wenn es sich von dieser Zauberwelt umfangen läßt, ist wunderbar, seltsam heimlich zu Muthe; von einem lieblich süßen Wahne wie von einem halb durchsichtigen Gewölke umflossen, in die Dämmerung eingehüllt, fühlt es sanft von dem Zauber sich umstrickt, mit dem es das stille, leise Leben rund umher ergreift; es sieht sich gleichsam noch nicht gebrochen von dem Stengel, durch den es in die Blumenwelt und durch sie in die äußere Natur sich verliert; wie im Traume arbeitet es sich mit Anstrengung durch die lind zerronnenen Gestalten durch, die, auf Düften sich wiegend, es umschweben, und strebt umsonst, die bewegten Umrisse, die schwimmenden Bilder aus dem Strome der Träume heraus zu reißen, und wie die stillen Lichter um die Blüthen hüpfen, vom leichten Athemzuge geregt, von dem Seufzer der Sehnsucht angezogen, von dem lauten Worte abgestoßen, in die weite Ferne fliehend, und wie die irren Bilder durch die dunkeln Schatten schweifen, und die Formen wie wunderliche Gedanken vorüber eilen, und leise Stimmen fremde Töne summen, dann muß der Sinn auch oft wachend fragen, ob er träume, wie er häufig sich träumend fragt, ob er denn wohl wache. Oft freilich wird denn auch der Sinn ermüdet, wenn die Träume sich zu sehr in sich selbst verwirren, und die Nebel formlos auseinanderfließen, und ein mühsames Brüten an die Stelle der bunten Gestalten tritt, und leere Worte dem Geiste nachäffend uns umgaukeln, und das Gedicht sich zu tief in das Chaotische der Nacht eintaucht, denn nur der Abend und der Morgen hat freundliche Träume, die Mitternacht netzt mit ihrer Feuchte die zarten Schwingen der Phantasie und zieht styptisch sie zusammen, daß sie sich in ihrem Fluge hemmt.

Die erste Phantasie in diesem Buche, die Alte vom Bache, ist ein reizend verschlungenes Blumengehänge von Lilien und Rosen, mit zarter Hand gewunden; eine magische Nebelinsel trägt die Wurzeln der zierlich verzogenen Arabeske; wo sich die Stengel in sich zusammenbeugen,

und das Blätterwerk Oeffnungen läßt, sind mancherlei Vögel und Tiere kunstreich eingeflochten, nebst Kindern, die aus den Stengeln wachsen, und Zwergen, die mancherlei Grimassen machen, und Riesen, die die Gewinde stützen, und schöne Mädchen, die die Arme um die Zweige schlingen oder sehnsuchtsvoll den Geliebten sie entgegenbreiten, und ganz zu oberst in einem Blüthenkelche wiegt sich, in weiche Trauer um das Kind aufgelöst, Flerinda, und Leonell klettert an dem Blumenlabyrinthe auf, um zu der Geliebten zu gelangen, aber ein arger Zauber Flamantine's hält ihn gefangen und fesselt ihn an die Nebelküste. Doch die Beschwörung wird zerrissen, das Laubwerk löst sich in Düfte auf, und die Geliebte sinkt langsam wie eine reife Frucht herab. Reizend und lieblich ist die Idee der drei Lilien, die aus dem Wasser steigen, gefällig, musicalisch ist der Gesang der Vögel bei Gelegenheit der Bezauberung Leonells durch Flamantine, minder glücklich und steif gehalten aber ist der Kampf mit ihrer Schwester Aurella. Das Duett Rinaldo's und Rosalba's im Kerker des Riesen ist hingegen wieder echt südlich poetisch, und eben so rein und phantastisch das Einschließen Flerinda's in den Lilienkerker, und die Versteinerung alles dessen, was sich dem Zauberkreise nähert und nicht treue Liebe hegt.

Das herrschende Gefühl der zweiten ist Frömmigkeit: trefflich spricht sich die reine, treue, kindliche Hingebung im Monologe Lisardo's im Klostergarten aus, der mit den Worten endet:

Horch, leise spricht die Welt zu mir herüber,
Ich höre, wie ein Schäfer mit der Herde
An dieses Klosters Mauern zieht vorüber.
Durch dieser Glöckchen leise Töne werde
Ich in Gedanken noch einmal hinüber
Gezogen zu der weit entlegnen Erde.
Durch Bäume seh' ich Ludovico wandeln,
Für seinen Wahn, für seine Lieb' ihn handeln.

Die gelungenste unter allen möchte leicht die dritte, Frühlingszauber, sein, vielleicht veranlaßt durch den schönen Traum im Eingange Heinrichs von Ofterdingen[1]). Anlage, Ausführung, Colorit, Haltung und alles ist hier durchaus phantastisch; wie einer alten Schule das Wasser das Element der Philosophie war, so ist es hier das der Liebe und der Poesie, die Gefühle lösen sich alle in dies bewegliche Medium auf, und die Gemüther streben ihm sehnend zu und wollen sich in seinen Schoß ergießen, wie die Flüsse in das Meer.

Trefflich fügen sich übrigens die Worte unter den Händen der Dichterin zum Rhythmus aneinander. Der ganze Luxus der Metrik ist

[1]) Novalis Schriften, herausg. v. L. Tieck u. Fr. Schlegel. 5. Aufl. 1837, I, S. 6—9.

in ihrem Werke ausgelegt, wie denn auch diese poetische Putzmacherkunst eine wahrhaft weibliche Kunst ist, und unter der zarten Berührung der Frauen vorzüglich jene Geschmeidigkeit und jenes Gefügige erhalten muß, das sie dem Ohre wohlgefällig macht.

Lessing und Friedrich Schlegel [1]).

Durch die Herausgabe der Fragmente von Lessings Schriften [2]) hat sich Fr. Schlegel ein wesentliches Verdienst um die Literatur erworben. Lessing war wie die Nießwurz, die auf den Hügeln blühet, wenn die Felder weit umher noch mit Schnee bedeckt sind; wie sie sollte er die Köpfe seiner Zeitgenossen reinigen und sie befreien von den bösen Dünsten und den vielen wässerigen, kalten, schleimigen Feuchtigkeiten, die sich auf sie geworfen hatten. Es war eine kahle, traurige Zeit für die Poesie, Lessings Zeit; der Irrstern der französischen Literatur, der um das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten in Frankreich aufstieg, und in dem nichts als das auseinander gebrochene Bild dieses bornirten, engherzigen, geschnürten, aber die Majestät gut repräsentirenden Fürsten erschien, streckte seinen Schweif über Deutschland herüber, und erstickte in seinen Dämpfen den schwachen Funken von poetischer Originalität, der dort noch glimmte, und die gegossenen Gänse und Nymphen und Oreaden in den großen Kunstwasserwerken gossen nun Ströme dieses Elementes aus, und in dem seichten Gewässer hockten in aller Behaglichkeit die deutschen Karpfen, und saßen fest auf dem Grunde, und rührten sich nicht, und fraßen Schlamm und wurden fett dabei. Es mußten welche von mehr thätiger, selbstständiger Natur, aus dem Hechtgeschlechte aufstehen, und unter sie fahren, und sie aus dem Moder herauf treiben, wenn sie genießbar werden sollten. Von diesem Geschlechte war Lessing für seine Zeit das, was sein Herausgeber für die gegenwärtige ist. Das Feuer seiner inneren Natur machte das Wasser um ihn her verzischen, und trockenen Fußes wandelte er durch die allgemeine Sündflut hindurch. Seine Polemik war eine richtige Haltung; ein besonnenes, kaltblütiges, unverrücktes Blicken in das Auge seines Gegners; ein geschicktes, gewandtes Auspariren ihrer meistens so plumpen, ungelenken Angriffe, und ein dagegen richtig abgemessenes, kräftiges Ausfallen auf jede Blöße, die sie gaben. In der Kunst, in der Religion und überall verfolgte er selbständig seinen Gang, durch die Mitte der entgegengesetzten Parteien hindurch, in die gewöhnlich bei jeder neuen, großen Idee, die in das

---

[1]) Nr. 151.

[2]) „Lessings Geist aus seinen Schriften oder dessen Gedanken und Meinungen zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schlegel." 3 Bde. Berlin 1804.

Zeitalter fällt, die Mittelmäßigkeit sich zersetzt; sie sahen ihm verwundert nach, wie er durch ihre Reihen ging, stolz und keck, ohne rechts auszubeugen oder links; sie sagten sich beide los von ihm, und hätten ihn gern gemißhandelt, die Wahrheit aber entrückte ihn ihren Augen. Sein Genie war nicht jenes allumfassende, kosmische, das immer nach dem Grenzenlosen treibt, sondern von beschränkterer, mehr individueller Natur; ein Vermögen, das ich doch nicht mit Schlegel mit dem Namen combinatorischer Witz bezeichnen würde, sondern vielmehr Geist schlechthin nennen möchte, und den in demselben Grade wie Lessing auch Leibnitz besaß; nur daß es sich bei dem einen mehr im Aesthetischen, bei dem anderen mehr im Wissenschaftlichen offenbarte. Lessings Genie lag so zu sagen nicht in ihm, sondern im Alterthume und seinen Kunstschöpfungen. Die Antike begeisterte ihn, im unverrückten Schauen auf diese Bildungen sind seine eigenen ästhetischen Gestaltungen geworden. Indem der Strahl der alten Kunst hineinschien in sein Gemüth, malte sich inwendig die moderne Welt, die ihn umgab, im Lichte der Vergangenheit; während die anderen gleichzeitigen Gestaltungen meist nichts als matte Schatten sind, die das kümmerliche, trübe Tageslicht hinter die dunkeln ungeformten Massen warf. Daher sind seine poetischen Schöpfungen nicht Werke, in denen die Lebensflamme von innen heraus selbständig brennt und strahlt, sondern das bildende erscheint von außen hinein erwärmt, und in der Concentration der Begeisterung gleichsam zum Rothglühen gebracht, und strahlt nun Wärme um sich her, als ob es davon die Quelle in sich trüge.

Wir bezeichnen den Sinn und die Empfänglichkeit für die höhere Kunstschönheit analogisch mit der Function eines tieferen Sinnes, mit dem Namen Geschmack; wenn es erlaubt ist, auch die Modificationen des Höheren mit den entsprechenden Gradationen des Tieferen zu bezeichnen, dann möchte ich den Eindruck, den sein Nathan auf mich macht, am nächsten mit der reinen Milch vergleichen, gefällig für den Gaumen, lind und mild und nährend, nicht berauschend, nicht begeisternd, wie jene Flüssigkeit, so ist auch dies Drama; in der Emilia Galotti hingegen hat diese Milch die geistige Gährung schon bestanden, und sie ist nun zum erregenden, belebenden Getränke geworden, das dann, um das Wortspiel fortzusetzen, wie jener Wein Liebfrauenmilch heißen kann, da das tatarische Kumiß dem Ohre etwas ungefällig klingen würde.

Die Bemerkungen, die der Herausgeber beigefügt hat, bilden einen trefflichen Commentar über Lessing und seine Zeit, und sind für sich schon, ohne weitere Beziehung, reich an Ideen, und Ideen weckend. Nur in dem, was er bei Gelegenheit der Auszüge aus dem Laokoon äußert, kann ich auf keine Weise mit ihm übereinstimmen. Es betrifft eine

Untersuchung, die schon früher auch in diesen Blättern[1]) verhandelt ward, das Verhältniß nämlich der Malerei zur Plastik, und den Rang und die Würde, in denen eine der anderen untergeordnet werden soll. Schlegel gibt der Malerei den Vorzug vor der Plastik, und ordnet sie dem Unendlichen weit näher zu, als diese, die er mehr im Endlichen befangen glaubt; ich hingegen stimme mit Benvenuto Cellini, daß der Plastik die höhere Stellung zukomme, und daß die Malerei ihr in einer tieferen Dignität sich unterordne. Nach dem, was bei jener Verhandlung die alten Künstler aus ihrer praktischen Erfahrung und ihrem individuellen Gefühl zur Entscheidung jener Streitfrage beibrachten, mag daher auch hier vernommen werden, was die Theorie der neueren Zeit über diesen Gegenstand auszumitteln vermag, und das Folgende mag als fernerer Beitrag für jene Untersuchung aus diesem Gesichtspunkte dienen.

Malerei und Plastik[2]).

In allem menschlichen Thun ist fürs Erste eine höhere Einheit zu bemerken, in die alle Mannigfaltigkeit der Tiefe sich verliert, und von der, wie aus der Urquelle, alle Verschiedenheit in der Unterwelt ausgeht, und zweitens ein Gegensatz in dieser Welt, der, wie er sich in sich selbst vermittelt, so wieder durch jenes Höhere vereinigt wird. In der Kunst überhaupt wird nun jene höhere Einheit durch die Poesie repräsentirt, der Gegensatz in der Tiefe durch jenen zwischen Musik und bildender Kunst, der aufgehoben liegt in jener Einheit, und sich in der mimischen Kunst des Schauspielers nach dem Vorbilde jener Einheit wieder in sich selber neutralisirt. Musik ist Kunstäußerung im Zeitlichen, bildende Kunst Wirkung des Gemüthes im Räumlichen, Mimik die Wiedervereinigung beider, der Zeit und des Raumes, in der reinen Bewegung. Die Poesie aber ist über Raum und Zeit, insofern sie vom Bildlichen unabhängig ist, und dieses vielmehr selbst bedingt; sie ist außer der Zeit, insofern sie unabhängig von dem modulirten Tone ist, im Bild und Tone aber allein greifen Raum und Zeit über in das Gemüth, und erhalten Kunstbedeutung. Die Poesie ist um so mehr noch erhaben über das Product beider, und die dramatische Handlung ist freilich das treffendste Abbild dessen, was in der Poesie wesenlos verborgen ist, und das beste Symbol des Verbundenseins der entgegengesetzten Kunstgeschlechter, das sie charakterisirt, aber es ist darum doch einseitig, wie auch Schlegel

[1]) Vgl. Aurora 1804, Nr. 59, 60, 69, 70, 73, 80: „Rangstreit der Malerei und Skulptur. Ein kleiner Beitrag zur Biographie des Benvenuto Cellini."

[2]) Nr. 152. Aehnliche Auseinandersetzungen und Konstruktionen wie hier hatte Görres schon in seinen „Aphorismen über die Kunst" 1802 vorgetragen; über seine Beziehungen zur antiken und italienischen Kunst vgl. die Einleitung.

bemerkt, mit Lessing das Wesen der Poesie in fortgehende Action zu versetzen; sie kann vielmehr eben ihrer höheren Dignität wegen mit gleicher Befugniß ganz musicalisch oder ganz darstellend, malend oder handelnd sich offenbaren, nur daß sie heraustretend aus ihrer Einheit diese nie verliert, und sich nicht bedingen läßt von Zeit oder Raum, sondern beide selbst immer in Abhängigkeit erhält. Man kann daher nur als Princip aufstellen, daß es am leichtesten und wirksamsten für die Poesie sei, in ihrem unmittelbaren Abbilde, der Handlung, sich zu manifestiren, und Homer hat hier wie überall richtig gefühlt, indem er seine Dichtung meistens in diesem Medium sich bewegen läßt; allein sie ist nicht ausschließlich in diesem Kreise eingebannt; sie mag sich mit gleicher Freiheit in der Region des Wohllautes regen, wie in jener der Gestaltungen, wenn sie nur darüber ihre höhere Beziehung nicht verliert. Es war daher ein höchst einseitiger Vorwurf, den man Schlegeln und seiner Schule in einem critischen Blatte des Südens gemacht hat, daß ihre Poesie eine musicalische sei; eben so einseitig wie der von ihm selbst früher Jean Paul'n gemachte, daß er häufig musicire. Das ist der Vorzug aller höheren Wesen, daß sie die Gestalt der sterblichen Naturen annehmen können nach ihrem Gutbefinden, daß sie willkürlich unter der Form dieses oder jenes Geschlechtes erscheinen mögen; während das Tiefere an die Endlichkeit gefesselt ist, an die Schranken seiner Persönlichkeit, und sie nimmer überschreiten kann. So mit der Poesie und ihren Projectionen der Musik und der bildenden Kunst.

Tragen wir das Prinzip jener vierfachen Beziehbarkeit wieder über in die bildende Kunst insbesondere, dann finden wir dieselbe relativ unbedingte Einheit, nur freilich auf der tieferen Stufe, und denselben bedingten, wieder in sich vermittelten Gegensatz. Was am meisten von der Einheit hat und insofern der Poesie im Räumlichen am nächsten kommt, ist die Plastik; worin am meisten von der Musik und vom Zeitlichen liegt, ist die Malerei, die ein völliges Analogon der Tonleiter in der Farbenscala des Colorits zeigt; was hingegen im Bilde am reinsten und unmittelbarsten die räumlichen Verhältnisse ausdrückt, das ist die Baukunst. In der Plastik ist alles in völliger Homogeneität verschlungen, in eine ursprüngliche Einheit aufgelöst, was in den anderen bildenden Künsten vielseitig geschieden in Differenz auseinander geht. Die Apotheose der menschlichen Natur ist ihr einzig würdiger Gegenstand; unter ihrem Zauber wird der rohe Marmor mit dem Ideale gleichsam vollgetränkt, und das Göttliche regt die widerstrebende Materie in sanft bewegtem Flusse. Diese Kunst verschmäht daher den Reiz der Farbe und des Colorits, eine bemalte Statue erscheint schon dem ungebildeten Sinne durch den falschen Prunk entehrt; selbst dem Ausdrucke

des Auges, insofern es ihn seinem Colorit verdankt, entsagt sie, im Bewußtsein ihrer höheren Würde, willig. Wie die Sonne im weißen, klaren Schimmer strahlt, so das Marmorbild; denn die gleichförmige Klarheit ihres Wesens kann sich nur in dem homogenen, ungebrochenen weißen Lichte spiegeln, und erst am Irdischen bricht sich dies Licht zur Farbe, im Irdischen zersetzt sich daher auch erst die reine Form der Plastik in die Mannigfaltigkeit des Colorits, und der feste Stein wird in die Tinten des Pigments vertrieben. Erst am Irdischen erscheint mithin die Malerei, indem die Einheit sich durch den Wechsel in der inneren Gradation in Farben spaltet; eben dort tritt auch die Baukunst, und zwar eine Stufe tiefer noch, der Malerei subordinirt, wie diese der Plastik, hervor, wenn das Gespaltene in die Differenz der geometrischen Formen und das Colossale auseinander geht. Das Wesentliche der Malerei ist daher das Historische; die Begebenheiten, wie sie in der Zeit sich folgen, soll sie in räumlichen Verhältnissen bildend aufbewahren; die inneren Motive, wie sie in den Handlungen treibend wirken, soll sie in dem Farbenspiel dem Auge symbolisch sichtbar machen und die innere Folge durch den Ausdruck des äußeren Nebeneinanderseins gleichsam parodiren. Und wie die Malerei in der Ruhe der Materie den Wechsel des Lebens und den Fluß der Zeiten bildet, so wird hingegen die Baukunst die starre Ruhe der Natur und das stille Ausgespanntsein des Aethers darstellen müssen. Ein Tempel ist das weite Universum im Kleinen nachgebildet, in die Kuppel hat das unermeßliche Firmament sich zusammengezogen, und wie die Berge den Himmel stützen, so die Säulenreihen jene Kuppel; ein alter römischer Circus, spiegelt er nicht den ganzen Erdkreis wieder, wenn auf seiner Arena die Kämpfer mit gewaltiger Kraft sich den Preis abringen, und die Wagenrenner in wilder Eile nach dem fernen Ziele fliegen, und auf cirkelförmigen Sitzen das Volk theilnehmend dem Kampfe zusieht und sich für und wider in Parteien theilt? Oder auch die Baukunst kann man gleichsam die vegetabilische unter den Künsten nennen; die verschiedenen Säulenordnungen sind nämlich nichts als plastische Nachbildungen des Baumes und seiner Krone, idealisirt gleichsam zum Universalen hin, nach dem Zwecke der Kunst, insofern das Gebäude selbst eine kleine Welt vorstellen soll.

In der indischen Baukunst finden wir daher die dortige Palmenvegetation auch wieder; in der entgegengesetzten gothischen das Nadelholz des Nordens, Tannen und Fichten stellen die schlanken, dünnen, in vielfach gespaltenes Astwerk auslaufenden Säulen vor, und überall treten noch in den vielen Spitzen und durchbrochenen Verzierungen der Gebäude die Nadeln selbst hervor. Nur der griechischen Architectur ist die

höhere Idealisirung, die in jenen beiden angedeutet ist, vollständig gelungen, sie hat den Character der Pflanzengattung vertilgt und nur den des Geschlechtes übrig gelassen. Die Malerei wird hingegen vorzüglich das in sich freie und nur von oben her beherrschte Leben bilden, wie es in seinen verschiedenen Aeußerungen als willkürlich sich selbst bestimmend, oder auch von außen hinein bedingt, thätig wirksam erscheint; das Geistige also, insofern es der materiellen Natur entgegensteht und als lebendige Kraft in sie hinübergreift, fällt daher in ihre Sphäre. Doch mag sie eben ihres höheren Ranges über die Baukunst und ihres weiten Umfanges wegen auch in die Region der Materie bildend einwirken, die großen Scenen der Natur mag sie ergreifen und auf eine lebendigere Art sie wiedergeben, als die Architectur es vermag; sie wird dann als Landschaftsmalerei erscheinen, die nichts als die höhere Dignität und das Element der Baukunst ist. Die stille, bedeutende Erhabenheit, die ewige Jugend und die ungetrübte Heiterkeit der seligen Götter und das Göttliche, insofern es, in die Tiefen des Menschlichen versenkt, dort durch reines Ebenmaß und besonnene Ruhe sich manifestirt, ist hingegen der eigentliche Vorwurf des Plastischen; nicht die unruhvollen, immer regen Fluxionen des Gemüthes in der Zeit, nicht das träge zur Ruhe gebrachte Schweben im Raume prägt sich in ihren Formen aus, sondern das, was jenes Fließen und diese Ruhe bedingt, worin gleichsam die Anfangspunkte beider Evolutionen liegen, das sie daher potentialiter in sich beschließt, und das, je nachdem es sich selbst bestimmt, nach dem einen oder anderen hin willkürlich ausschlagen kann. Die unumwölkte Heiterkeit, die von den hohen Göttergestalten strahlt, ist daher der Ausdruck der Fülle ihrer inneren Natur, die erhaben über jedes Einzelne, sich frei in jede Individualität ergießen kann; in ihren Händen tragen sie die Unendlichkeit, und wie sie die verschlossenen öffnen, entschlüpft ihnen jegliches Endliche wie die Quelle den Gebirgen; nicht einzelne Schätze besitzen sie, sondern das Geheimniß des Steines der Weisen selbst, der den schlechtesten Stein in Gold verwandeln kann. Jene erhabenen Bildnisse, wie sie in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen den ganzen Kreis des Göttlichen umschreiben, sind daher die eigentliche Seele und die Mitte der darstellenden Kunst, denn in ihnen ist die Idee am ursprünglichsten und reinsten ausgebildet, die in der Malerei an der Trübung der Farbe sich bricht und in der Baukunst im Unorganischen beinahe ganz erlischt, in die daher auch die Extremitäten des großen Kunstkörpers fallen, dessen Haupt und höhere Bildungen jene hohen Gestalten vorstellen. Aber eben weil die Plastik für die bildende Kunst das ist, was die Poesie der Kunst überhaupt ist, eben darum kann sie wie diese ihre Sphäre auf den ganzen Kreis des Bildsamen

erweitern, wenn sie die innere harmonische Stimmung durch das Heraustreten eines Grundtones löst, dann mag sie in die eine oder die andere Tendenz ebenso übergehen, wie jene malend oder musikalisch werden kann. Daher sind Bilder voll Leben und Handlung, wie Laokoon und Niobe und selbst andere Gestalten, wie der sterbende Fechter, keineswegs von ihrem Cyclus ausgeschlossen. Insbesondere aber geht die Plastik ins Historische über, da wo ihre Form auch sich in die der Malerei verliert, im Basrelief nämlich, wo sie mit identischem Marmor malt, die Zeichnung immer noch einzig ist, die in der Malerei sich in die Gegensätze — Colorit und Helldunkel — zerlegt, wovon nur das letzte schon hier hervorzutreten beginnt. Selbst zur Baukunst steigt sie gewissermaßen unmittelbar durch die Arabeske nieder, insofern diese in ihrer Technik plastisch ist und in ihren seltsam verschlungenen Ramificationen ihre gänzlich vegetabilische Natur bekundet. Umgekehrt aber wird die Malerei nur unvollkommen und die Baukunst gar nicht zur Höhe der Bildnerei sich erheben können. Die Gestalten, die uns jene malt, sind gleichsam nur die farbigen Schatten der Marmorbilder, und in dieser gar verwandelt die Kunst die lebendige Gestalt unter ihrer Umarmung in sprossenden Lorbeer, wie Apoll die Daphne; den Lorbeer aber vermag sie nimmer durch Lösung des Zaubers wieder zu beleben und zu begeistern.

Die höchste Anstrengung, die in der neueren Zeit die Malerei gegen die Plastik hin gemacht hat, möchten wohl Raphaels Madonnen und Michel Angelos Gott Vater sein.

Nicht siebenmal höher ist daher die Plastik zu achten, als die Malerei, wie Benvenuto glaubt, sondern siebenundsiebenzigmal, oder vielmehr unvergleichbar höher, und das zwar nicht der größeren Mühe und Anstrengung wegen, die die Bearbeitung kostet, nicht um der mehreren Ansichten willen, die die Bildsäule gibt, als das Gemälde, sondern weil die Plastik ihrem innersten Wesen nach der Idee näher ist und dem Höheren mehr verwandt, die Malerei hingegen eben wie die Baukunst mehr dem Begriffe und dem irdischen Thun. Den Erdenstaub fügt des Malers Sinn zusammen, und Staub ist Endliches. Dem Bildner ist der Stoff in seinen chemischen Verhältnissen fremd; der höheren physischen bedarf er nur, damit sie die Träger seiner Ideen werden, und die Ideen wählen gern eine ideale Fülle, ungeachtet auch die niedrigste ihren Adel nicht verdunkelt. Die Plastik ist der Sonne zu vergleichen, die in die irdischen Regenwolken scheint, die Malerei aber dem reflectirten Bilde, das sich von ihr in den Wassertropfen als Regenbogen malt.

Aus dem Jahre 1805.

Glauben und Wissen*).

Die Pforten des Lebens schlagen auseinander, und aus dem Dunkel, das still und heimlich hinter ihnen liegt, heben unsichtbare Geisterarme das schlafende Kind herauf und legen es sanft in den Eingang nieder. Da küßt der erste Sonnenstrahl das Antlitz des Neugeborenen, und lächelnd grüßt die Welt den jungen Ankömmling; aber durch die offene Pforte flattern freundliche Genien herbei; die Mutterliebe hat aus den Tiefen der Ewigkeit beschwörend sie hervorgerufen und in schöner Geschäftigkeit regen sie sich um des holden Säuglings Wiege, jegliche Gefahr wehren sie von ihm und weben zarte Träume, in die sie Vergangenheit und Zukunft, die Ansichten des Lebens, seine Poesie und seine Anschauungen wie weiche Rosenknospen flechten, und wehen den Kranz, in milde harmonische Laute aufgelöst, dem jugendlichen Gemüthe zu, daß sein Entzücken sich in dem sanften Lächeln malt, das auf des Säuglings Wangen spielt und um seine Lippen schwebend ihn verklärt. Durch das ganze frohe Kindesalter flattern die freundlichen Gespielen dem zarten Wesen liebkosend zur Seite; in kindischem Geschwätze erklären sie ihm die stumm verschwiegenen Hieroglyphen des Lebens, die Bildersprache, in der die Natur mit ihm sich unterhält; alle kleinen Kinderfreuden laden sie zusammen und lassen sie um den Liebling gaukeln, alle glimmenden Gefühle fachen sie in seiner jugendlichen Seele an; alle schlummernden Empfindungen wecken sie mit sanften Worten auf, und wenn sie dann erwachen, sehen sie sich von einer phantastischen Zauberwelt umfangen: überall nicken ihnen liebliche Blumen freundlich zu und aus den Blumen strecken überall dem Kinde kleine Engelgestalten einladend die Arme hin und wollen es umarmen, und alles glüht brennend in schönen hellen Farben, mit Gold besäumt, von reizenden Tönen durchklungen. Aber da, wo sich die Zeiten scheiden, wo das Kind zum Jüngling wird, da müssen auch die lieben Jugendgefährten scheiden; weinend klammern sie sich an den Liebling fest, der sie nicht lassen will; sie gehen und kehren wieder; aber der Vater, in ihm die Wahrheit, winkt streng und fest, und sie müssen trauernd von einander lassen und die Himmlischen wieder zurück zur Heimath kehren. Eine zweite

*) Ein neueres Werk des Herrn Professor Görres, welches in Zeit von vierzehn Tagen im Verlage der Schererschen Buchhandlung erscheinen wird, und wovon diese Einleitung als eine Probe der darin herrschenden warmen und kräftigen Schreibart dem Leser willkommen sein dürfte.

Schaar ernsterer Genien gesellt sich dem Verlassenen, Einsamen zu; über Höhen führt der Pfad, aus der Dämmerung der Gefühle in den lichten Aether der Erkenntniß hinauf, in die Fernen des Alls dringt der Blick unaufgehalten vor; die Unermeßlichkeit schlägt ihren Sternenmantel auseinander, entlegene Welten thauen in Lichttropfen hernieder auf das Auge und die Tiefen des Geistes durchblitzen andere höhere Sonnen, entlegene geistige Welten dämmern dort in matten Lichtnebeln trüb und dunkel auf. Und unten um den Fuß der Alpe liegt das Leben ausgebreitet und in seinen Schooß führt hinab der Weg; da weckt der Ruhm, da ringt die Kraft, da tost der Krieg, die Stärke herrscht, die Energie gebietet, hinunter zieht es den Jüngling in den Sturm. Aber noch blickt er sehnend nach dem fernen Morgenlande zurück; da sieht er die lieben Gespielen seiner Jugend die Monumente der Vergangenheit umschweben, unter den Blumen sind sie zurückgeblieben die freundlichen Flügelkinder, am Himmel stehen wie goldene Wölkchen die zarten Träume, die sie webten, und schwermüthig bewegt horcht er den verklungenen Lauten, die wie ferne Echo's von dort her zu ihm herüber tönen. Und die geflügelten Kinder stehen von ferne und reichen winkend die Arme zu ihm hinüber und schweben flatternd näher und die Echo's werden kürzer; da fällt blitzend eine Flamme vom inneren Himmel herunter und schlägt in den äußeren hinein und verwandelt ist die Umgebung: Die Blumen des Frühlings schließen sich von neuem auf und duften stärker, die ernsten Genien spielen die Spiele der Jugend und die Genien der Jugend tändeln ernsthaft geschäftig mit Maßstab und Cirkel, und der lieblichste, der freundlichste umarmt zart umfangen den trunkenen Jüngling in der Gestalt der Geliebten und wie sie sich umfassen, ist die Vergangenheit mit der Gegenwart eines geworden, und die Wahrheit mit der Schönheit, und die Anmuth mit der Kraft in Liebe. Und gemeinschaftlich steigen die Verbundenen nun hinab ins wilde Leben und kämpfen seine Kämpfe mit, und ringen mit nach dem großen Ziele, das der Menschheit aufgegeben ist und bewegen sich mit um das ferne Ideal; aber in dem kleinen Kreise, in dem sie sich um sich selbst bewegen, ist nicht Hader, Zwist und Krieg: ein neues, junges, frisches Leben sproßt freudig in ihm auf und die Unschuld fesselt in ihrem Schooße das Losungswort des Krieges, und alle Zwietracht ruht, so lange sie das Wort bewahrt.

Das ist das Menschenleben und das im Einzelnen die Geschichte der Menschengattung! Da, als unsere Zeit begann, da wurden die göttlichen Mysterien zum ersten Male gefeiert, da standen die Geschlechter auf in Gott und aus ihm ging die Welt und alles, was in ihr begriffen ist, die Substanzen und die Geister allzumal hervor und traten

in die Zeitlichkeit. Da ward auch die jungfräuliche Erde vom Geiſte zum erſten Male befruchtet; Funken des Geiſtigen fuhren nieder in die irdiſche Subſtanz, die ſelbſt vom Sonnenprincipe ſchon durchdrungen war und unter dem brauſenden Gähren, das den Schöpfungsact umglühte, öffnete ſich der Schooß der ſchwangeren Erde und die organiſirte Natur trat, eine Zwillingsgeburt, ans Licht hervor. Die ſtille, liebliche Pflanzenwelt ſtieg zuerſt aus dem gebärenden Schooße herauf und ließ nicht von der Mutter, die Thiere kamen zunächſt hervor und zwar die dem Pflanzengeſchlechte verwandten zuerſt, dann ſpäter und ſpäter jene, die des Geiſtigen mehr in ſich tragen; die Urkraft war gezählt und jedem ſein Theil vertraut; die letzte und kräftigſte Zuſammenziehung aber brachte den Menſchen herauf, ungezählt ward dem die Kraft zugetheilt, in ſeinem Leben lebte alles Leben, ihm ward der Sinn verliehen für das Ueberirdiſche, eine Blume einer höheren Natur, die ihren Kelch der ewigen Sonne, der Gottheit öffnet und ihre Strahlen trinkt. Und in der Mutter pulſirte froh das warme Herz, das höher ſchlug, und an ihrem Buſen lag der Liebling und ſchwelgte in den Schätzen, die ſie für ihn heraufgetrieben hatte, und zart und ſorgſam pflegte ſie ſeine Jugend und brachte Nahrung, Spiel und Freude ihm und ſtattete ihn mit Geſundheit aus, daß er froh und kräftig ſproßte und wuchs; und alle Götter freueten ſich, wie ſie, eine göttliche Madonna mit dem geliebten Kinde, ſchwebte. Und wie der Vater das junge Geſchlecht wachſen und gedeihen ſah, da ſandte er ihm höhere Weſen, Sonnengeborne als Geſpielen zu. Die pflegten ſorgſam die höheren Kräfte, ſie lehrten ihm die Sprache, damit es ſeine Gedanken in ſie kleiden möge, ſie wandelten mit ihm durch Blumen und es lernte die Geheimniſſe der Natur in ihnen leſen, die gebrochenen Laute der Elemente vernahm es horchend unter ihrer Leitung und die Weiſe lernte es verſtehen, wie aus Liebe und Haß das All geworden iſt, in die Geheimniſſe der Götter war der unbefangenen Unſchuld noch der Blick vergönnt.

Aber als das jugendliche Geſchlecht erwachſen war und in ſeiner Kraft ſich fühlte, da regte ſich der wilde Freiheitsdrang, die gewaltigen Triebe wachten auf und die zerſtörenden Leidenſchaften, und mit ihnen kam der Krieg in dieſe Welt. Da mußten die Kinder der Sonne ſcheiden, die Erde zog ſich in ſich ſelbſt zurück und nur in der hohen Mythe lebten die Göttlichen fort und wandelten unter den Sterblichen; in ihr ward das Andenken des goldenen Jugendalters aufbewahrt, und was die Himmliſchen den Erdgeborenen lehrend mitgetheilt, die Wahrheit war in ihre Allegorien eingehüllt und der ganze offene Himmel in ihr abgeſpiegelt. Und mit der edeln Mitgabe, die ihm die Götter gönnten, warf das freigeborene Geſchlecht ſich in die Strudel des Lebens hin, von wilden,

empörten Kräften aufgeregt, taumelt es durch die Geschichte durch, nach Jahrtausenden fluthet und wogt die Menschheit, noch ein stürmisch bewegtes Meer, aus dem immer noch die göttliche Aphrodite nicht steigen will. Dann noch dauert der wilde Zwist, noch hebt das Geschlecht das Haupt nicht in höhere Regionen, in der Tiefe reibt es sich selbst in grausamer Verworrenheit, wie von Fieberwahn geblendet, auf; wenige nur mögen ihr Inneres dem milden Strahle des Göttlichen erschließen, wenige nur mögen mit dem Irrthum ringen und der Götterfabel die Wahrheit abgewinnen. Und wie ein erhabenes großes Meteor steht die Mythe fern am Morgenhimmel, durch das Lichtgewölke bricht die Sonne der Ewigkeit hervor, aber mit der Sonne kämpft der Nebel, der auf der Erde liegt und trüb und dumpf die Menschen umhüllt, daß sie nicht den reinen Aether mit seinen Sternen schauen und tastend das Gröbste nur begreifen; und noch ist dieser Nebel nicht bezwungen, stellenweise zerreißt ihn die Nacht des überirdischen Lichtes nur, und in wessen Seele dann die Klarheit erscheint, dem ruft sie aus der Nacht eine wundersame Zauberwelt herauf und die Glanzwelt erscheint ihm als sein Jugendland, und tiefe Rührungen ergreifen ihn und verhüllte Erinnerungen ziehen am Gemüthe vorüber und es kann sich nimmer auf das Wort besinnen, bei dem es die Ziehenden beschwören möchte. Aber schnell verschwindet der Zauber wieder und die Menschen glauben die Geschichte nicht, sie alle treibt ein unerklärbares Sehnen nach dem Höheren hin; aber die innere Stimme mißverstehend, beten sie die Wolken an, die durch ihren Dunstkreis ziehen und die Schätze, die die Erdgeister ihnen bieten. Denn noch ist die Zeit der hohen Liebe nicht gekommen, noch sind die Nebel nicht gefallen, noch sind die großen Räthsel nicht gelöst, der Irrthum hält die Wahrheit immer noch gefangen, die Kräfte sind noch nicht zum Ebenmaß gebracht, fruchtlos sieht das unwürdige Geschlecht nach Morgen hin, von wo die göttliche Geliebte ihm kommen soll, die Erde bleibt immer in sich selbst verschlossen; verborgen, fern von dieser Zeit sind die Wunder der Vergangenheit und die göttlichen Gestalten, die in der Jugendwelt unter den Sterblichen wandelten.

Und kennt[1]) ihr das Land, wo die jugendliche Menschheit die frohen Kinderjahre lebte, wo die Feuersäule stand, in der die Götter zu ihren Lieblingen herniederstiegen und sich in ihre munteren Spiele mischten? Kennt ihr das Land, wo die junge Phantasie zuerst in den

[1]) Von hier an Nr. 2: „Glauben und Wissen. (Beschluß.)" Das Folgende ist das früheste Zeugniß von Görres' Beschäftigung mit der Mythologie und eine der frühesten und schwärmerischsten Würdigungen indischer Dichtung überhaupt in Deutschland. (Vgl. die oben angeführte Schrift des Herausgebers, S. 45 f., 66, Anm. 4.)

Blüthendüften sich berauschte, und in dem süßen Rausche der ganze Himmel in zauberische Visionen sich ergoß?

Kennt ihr das Land, wo die schönen Bilder lebten und wandelten, die tief in unserer Seele wie ferne Schatten schweben und in ihrer Ferne noch uns mit unendlichem Reize an sich ziehen und als Ideale über allem unserem Thun und Bilden stehen und ein unnennbares Sehnen, wie nach der fernen Liebe, in uns wecken? Nach dem Morgenlande, an die Ufer des Ganges und des Indus hin, da fühlt unser Gemüth von einem geheimen Zuge sich hingezogen, dahin deuten alle die dunkeln Ahndungen, die in seinen Tiefen liegen, und dahin gelangen wir, wenn wir dem stillen Strome, der in Sagen und heiligen Gesängen durch die Zeiten fließt, bis zur Quelle folgen. Im Morgenlande, da ergoß der Himmel in die Erde sich, da zündete das junge Leben sich am hohen Götterfunken an und glühte warm und blendend auf; da schlug am nächsten das Herz im Busen der Natur, und da lag das junge Geschlecht saugend an der Mutter Brust; da fielen die Strahlen der höheren Sonne senkrecht auf und entlockten dem warmen Gemüthe die geistigen Gewürze; dahin, wo die Götter unter den Ambrablüthen wandelten, dahin möchten wir wieder ziehen, wenn ein tiefes Sehnen und ein unendliches Gefühl uns in seine Aethertiefen lockt. Schlafend hatte die Gottheit im All sich offenbart, da offenbarten nachschaffend die Götter sich in der heiligen Mythe; Indiens reiche, kräftige Natur schwellt in dieser Mythe üppig uns entgegen, zarte, wunderschöne Blüthen; seltsame Blumen, die aus fremden Augen uns ansehen, und in fremden Sprachen zu uns sprechen, winden mit einem saftreichen, lebensvollen Laube sich zusammen; die heilige Lotus, die ihren Busen dem Kusse des Mondes öffnet, steht bei stolzen Palmen, die ihre Wipfel in die lauen Lüfte tragen, und auf den Zweigen wiegen sich wunderbare Vögel, deren Gefieder in brennenden Farben glüht; unten schreitet der verständige Elephant daher, und erhabene und weiche, erschütternde und zarte Laute ziehen durch die Zweige wie fallende Blüthen einer anderen Welt, die nicht im Raume ist; und diese ganze Titanennatur, wie das Unterirdische in Steinmumien sie uns bewahrt, hat sich in der Mythe abgeprägt, und in dem Worte hat das Göttliche in seiner ganzen Vollkommenheit sich eingewohnt. Und der Unschuld des jugendlichen Geschlechtes ward das göttliche Gedicht anvertraut; dem offenen, empfänglichen Gemüthe ward es von den erhabenen Lehrern eingeprägt, daß der unbefangene Sinn es wie ein Heiligthum bewahre, und ein frommer Kinderglaube, der das Geschlecht durch alle seine Drangsale nie verließ, hat dies Vermächtniß der höheren Naturen von dem Untergange gerettet. Wie ein heiliges Feuer trugen es die Völker auf ihren Wanderungen

herum; nur matter und matter glühte die Flamme auf, wie sie weiter von der Heimath sich entfernten; wie die hohe Palme in die ernste, dunkle Tanne übergeht, so die südliche Mythe in die nördliche. Aber selbst in der Edda, tief im Eise des starren Poles ist die heilige Gluth noch nicht erstickt, sie glüht im Innern fort, wie Islands Feuerberge.

Ehrwürdig sei daher auch uns diese Mythe, das Geheimniß des Alls, die Räthsel der Schöpfung sind in ihr beschlossen: in ihr wird die Menschheit ihre Liebe finden, wenn es dem Genius gelungen ist, die gefesselten Ideale zu befreien. Wie die Grundfesten der Erde auf den gewaltigen Urgebirgen ruhen, so ruht unser Wissen auf den einfach großen Ueberlieferungen, die wie Gebirge aus der alten, grauen Urwelt zu uns herüber ziehen. Diese Welt, in den Tiefen der Vergangenheit liegt sie begraben, unter den Trümmern der Jahrhunderte liegt sie verschüttet, die Zeit hat ihre Fluthen über sie gewälzt, die Geschichte hat ihre Leichen an sie angeschwemmt, daß ein Knochengebirge sich wie eine Conchilienbank über sie legt, und an der Oberfläche hat die Gegenwart mit ihrer lachenden Draperie von Blüthen und Kräutern sie umzogen. Aber unter dem aufgewälzten Drucke regt sich von Zeit zu Zeit der Riesengeist, daß die Kerkerwände zittern und die alten festen Gebirge beben, und das Werk von Jahrtausenden in seinen Vesten wankt und in den Fugen auseinander weicht und durch die geborstenen Schlünde die verhaltenen Flammen gewaltsam drängend sich ergießen, und die Nationen zagen und zittern, daß der alte Riese[1]) sich erraste[2]) und das hochmüthige Geschlecht ertrete. Aber aus den Tiefen der Crater donnert eine gewaltige Stimme herauf: beruhigt euch, die ihr da draußen in der Sonne spielt; der alte Riese geht nicht hervor, eine höhere Macht hält ihn gefesselt; ehe ihr wart, hat mit den Elementen er gerungen,

---

[1]) Diese Stellen schwebten, wie ich meine, Wilhelm Grimm vor, als er in der von Arnim Brentano und ihm verfaßten „Ankündigung der altdänischen Heldenlieder" (Heidelberger Jahrbücher 1810, 3. Intelligenzblatt. — Kl. Schriften v. Wilhelm Grimm I, 172; vgl. Reinhold Steig, Zeitschr. f. deutsche Philologie, Bd. 29, S. 195) Görres' Stil laut eigenem Zeugniß parodiren wollte. Die Worte lauten dort (das gesperrt Gedruckte ist W. Grimms Einschub in den Arnimschen Text, der hier ebenfalls Görres nachzuahmen scheint):

„Noch jetzt ist im tiefen Norden zwischen Felsen und Meeren die Kinderstube unserer Poesie aufgebaut, wo die Riesenamme noch an der leeren Wiege sitzt und die alten Lieder singt, denn sie ist vor Alter blind geworden, und isländisches Moos bedeckt ihre Augen; ihr Mann, der alte Bergriese, ist längst neben ihr eingeschlummert, Schnee bedeckt sein Haupt, und nur zuweilen, wenn er von den Kämpfen mit den Recken träumt, haucht er Feuer aus; das Kind aber war mit offenen Augen geboren und ist ihr davon gelaufen, ehe es noch ihre Künste abgelernt hat." (Kl. Schr. v. W. Grimm I, 174.)

[2]) Eine Görressche Neubildung, etwa für „aus der Ruhe aufraffe, erhebe".

die gewaltigen Götter haben mit ihm verkehrt, eine große Zeit hat er gelebt, eure kleinen Jahrhunderte kann er nicht begreifen, die wilden Elemente sind bekämpft, die Unsterblichen haben in den Himmel sich gezogen, auch er hat sich zu den Füßen seiner Gebieterin, die eure Mutter ist, hingelegt; wenn auch in euch die wilden Elemente gebändigt sind, und euch die Mutter wiederkehrt, dann werdet ihr ihn wieder sehen, und er wird unter euch von neuem wandeln. Die Stimme schweigt, die glühenden Ströme gerinnen wieder, die Schlünde schließen sich, der alte Riese geht wieder zur Ruhe, und die Menschen kehren zu ihrem Tagewerk zurück und nehmen ihre kleinen Geschäfte wieder vor. Erfüllt euch mit Ehrfurcht und mit Schauder diese Stimme, die aus den gewaltsamen Naturerscheinungen euch anspricht; wohl! im Schoße der Cordilleras, wo die Erde ein bewegtes Meer um euch wogt, wo die gestandenen Wellen, die Berge, gleichsam von neuem in Sturm zerfließen, und wiegend auf und nieder steigen, während Flammen das feindselige Element durchbrechen und in Dampf das feste Gestein zerreißen, und das gediegene Metall in Qualm auflösen, da im wilden Aufruhre der Elemente, da wo euer Leben sich im wilden Leben der Natur verliert, da mögt ihr die alte Zeit begreifen; zu diesem Vorgrunde wird sie die Phantasie im Hintergrunde euch malen, und da mögt ihr ahnden, was die Mythe war; wie dem Geschlechte, das aus dem Drange dieser Kräfte sich entwand, auch die Unsterblichen näher standen, als den späteren Abkömmlingen, die nach festen, bestimmten Gesetzen sich im Schoße der Mutter bildeten, wie jene im Schoße der Ewigkeit; und wie die Götter, die dem Einen in der Gegenwart waren, für die Anderen sich in die Erinnerung flüchteten. In den primitiven Bildungen dieser Welt muß die Urkraft noch ungetheilt erscheinen, in gleicher Homogenität muß in ihnen alles das enthalten sein, was sich später in die mancherlei Lager trennt; was im Wissen und der Kunst in der Folgezeit sich tausendfach entzweit, das ist in der Urzeit in derselben Einheit noch begriffen, in einfachen, aber großen Zügen ist die ganze Zukunft in der Mythe aufbewahrt, in wenigen Lettern hat das Unendliche sich ausgesprochen, aber verborgen ist der Sinn, den diese geheimnißvollen Worte bergen, und nicht leicht zu enträthseln die dunkle Sprache, die die Götter sprechen. Möge es uns vergönnt sein, im Folgenden[1]) den Schleier, der über diesen Mysterien hängt, so weit es die Mißgunst der Zeit erlaubt, zu heben; ganz ihn wegzuziehen, ist dem Jahrhunderte nicht gegeben, und uns, die wir in ihm befangen sind.

[1]) Görres ganze Schrift „Glauben und Wissen" gründet sich auf das indische System der Religion und Philosophie, das seinen naturphilosophischen Anschauungen entgegenkam.

Schillers „Wilhelm Tell“ [1]).

Ein Geolog behauptete jüngst seltsam genug, die Schweiz sei ein ehemaliger Mond, der herabgestürzt sei auf die Erde und im Fallen zerschellt in die gewaltigen Alpen, die sich in diesem Lande thürmen. Schillers Wilhelm Tell scheint aus der Zeit dieser Katastrophe zu sein, seine Schweizer, glaubt man, seien vom Himmel gefallen; so eigen, so ehrlich, streitbar und gediegen sind diese Menschen; zwar eben keine Sonnenbürger, wie das höhere Epos sie hat, aber auch keine gewöhnlichen Erdbewohner, wie sie jetzt in diesen Thälern hausen, wohl noch keck und streitbar, aber arg ins Fleisch übergeschlagen und oben etwas dumpf und trüb.

Viel Colorit und viel Staffirung ist in dem Gedichte; nicht das Tragische der dortigen Natur, das Grandiöse, Ungeheuere spricht aus ihm, aber wohl das Romantische in seinem vollen Reize und das Wirthliche, Ernste, Heitere in dem Geiste der Menschen, die zutraulich neben den großen Naturgewalten wohnen; die kräftigen Alpengewächse, das Rhododendron und die Andern drapiren mit schön geworfenem Gewande die wild gestürzten Geschiebe, und auf den Matten wohnt das ruhige Volk, in dessen Gemüthe auch alles Tiefe und Gewaltsame von der stillen Einförmigkeit des Hirtenlebens umfangen wird. Aber in den Tiefen des Gedichtes verbirgt sich ein großer poetischer Geist; aus seinen Tiefen quillt der Strom herauf, der sich in mannigfaltigen Wirkungen durch das Stück ergießt; von Bäumen und Gebüschen bald versteckt, bald durch Felsen brausend, unter der Erde rinnend, dann aber wieder an die Oberfläche tretend und den weiten Spiegel auseinander breitend. Partien der Art, in denen der klare Spiegel den höheren poetischen Himmel wiederstrahlt, und die des Dichters Meisterschaft bekunden, sind z. B. die Scene, wo Tell dem Kinde den Apfel wegschießt, und jene, wo das Weib dem Landvogt in den Zügel fällt, und Alles da herum bis zu seinem Tode hin. Da tritt der Meister mit besonnenem Ernste in seiner ganzen Kraft hervor, während er anderwärts untergeordnete Kräfte aus freier Willkür, gleichsam seine Schüler, ungebunden wirken läßt und von ferne an ihrem freien Spiele sich selbst ergötzt. Diese Stellen stehen im Stücke wie die trefflich schöne weibliche Figur und der nackte Jüngling im Vordergrunde von Raphaels incendio del Borgo. Am fernsten scheint meinem Gefühle der Dichter im fünften Acte, in der Scene zwischen Johann Parricida und Wilhelm Tell, wo der Letzte die Hände zum Himmel hebt und Gott dankt, daß er nicht ist, wie Einer von Diesen.

[1]) Nr. 10.

Man tadelt allgemein den fünften Act als überflüssig: schon des Geschreies wegen möchte ich der entgegengesetzten Meinung sein, wenn auch weniger triftige Gründe für sie sprächen. Die Handlung des Stückes ist die Befreiung der Schweiz; Tells That ist ein Hauptelement und der Mittelpunkt davon; aber mit ihr ist die Handlung nicht vollbracht. Die anderen Elemente müssen sich auch noch erst anfügen, ehe alles vollendet ist, und das geschieht im fünften Acte. Und warum soll eine Tragödie, und noch vielmehr ein Schauspiel, bis zum höchsten Gipfel der Handlung gelangt, mit einem steilen jähen Abschlusse, wie ein Mondgebirge, enden, und nicht eben so in einen sanften Abhang sich verlieren, wie es allmälig aufsteigend sich gebildet hat. Shakespeare hat sich an jene Regel nicht gebunden; in seinem Julius Cäsar, ohne Zweifel einem seiner correctesten Stücke, wird Cäsar im dritten Acte ermordet, und das Stück spielt noch zwei Aufzüge hindurch, bis zum Tode des Brutus und dem völligen Siege des Triumvirats.

Die illuminirten Bilderchen, die der Verleger beigefügt hat, ehren schlecht das Werk; wenn die darstellende Kunst die Poesie geleiten will, dann muß sie wenigstens auch mit geziemendem Anstande erscheinen, und nicht wie ein Kleiderjude mit buntem Trödel hinter ihr ziehen. Das hat noch keiner seinem Dichter gethan, was Perthes in Hamburg dem Aeschylos mit seinen Flaxmannischen Umrissen bei so billigem Preise gethan hat[1]).

A. W. Schlegels „Blumensträuße“[2]).

Der Süden ist das Sonnenreich der Erde, da geht die Natur im Purpurgewande, reich mit Gold und Perlen und Edelgesteinen verziert, und die innere Gluth treibt die ganze reiche Fülle, die das mütterliche Wesen in seinem Schoße birgt, an das Licht hervor, und von dem mächtigen Triebe ergriffen rankt sie in die gewaltige Vegetation hinaus, und staunend sehen wir, wie die Lebensströme durch die schlanken Palmen wie Springwasserstrahlen an den Himmel steigen, und durch die Blätterschirme zurückfallend sich vertheilen, und wie die Tropfen, in die sie oben auf dem Gipfel zerstäubend auseinander fahren, wenn die

[1]) Die trefflichen Umrisse des englischen Bildhauers Flaxman zu Dante, Homer und Aeschylus waren im Originale zu Rom 1793 erschienen. Ihnen hatte dann A. W. Schlegel im „Athenäum“ 1799 (Sämmtl. Werke, herausg. von Böcking IX, 102) einen feinsinnigen Aufsatz gewidmet, in dem er auch gegen die landläufigen Illustrationen zu Felde gezogen war, betitelt: „Ueber Zeichnungen zu Gedichten und John Flaxmans Umrisse.“ Görres eifert ihm also nach. — Mit dem „Aeschylos“ sind gemeint die „Vier Tragödien des Aeschylos übersetzt von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Mit 16 Kupfern nach Flaxman von G. Hardorf“. Hamburg bei Friedrich Perthes, 1802.

[2]) Nr. 12.

Sonne in ihren Spiegeln wiederscheint, als Blüthen in tausend Farben brennen, und wie glühende Funken sich im Aether wiegen; indessen unten an der Erde das Leben wie ein wogendes Meer zwischen den Bergen und den Bäumen steht, und von der inneren Kraft gehoben, immerfort in Wellen schlägt, und die geschlagenen Wellen auch in Blättern rauschen, und auch in glühende Tropfen sich zerstäuben, daß die Sonne, wie sie hinunter blickt auf die reich geschmückte Erde, gleichsam einen Regenbogen mit aller Gluth und Farbenpracht zwischen den Tropen um sie zieht und schlingt, während im Norden nur kalte, klare Nordlichter stehen, die oben aus ihrem Scheitel brechen, und über ihre Schneefelder sich ergießen. Eng befreundet mit der Blumenwelt aber ist die Phantasie, sie selber gleichsam der Blumen Blume; jene Region ist daher ihre Heimath, in jenem Flammenbogen möchten die Gemüther untertauchen; da, wo die Erde den Blüthengürtel des Reizes und der Grazie um sich gewunden hat, da ist auch das Heiligthum der Poesie, da sprossen brennend und prächtig und glühend die Gefühle in dem durchwärmten Gemüthe auf, und die Gemüther der Blumenvölker, die da außen prangen, ihre Düfte, schweben da innen gleichsam in lieblich geistiger Gestalt, und nehmen durch den Zauber der Dichtkunst wieder äußere Hüllen an. Daher muß dem Geschlechte, das die Zeiten soweit nach Norden hinauf verschlagen haben, die Nahrung des Gemüthes aus dem Ueberflusse des Südens nachgeführt werden; in diesem Garten muß es Blumen pflücken, und die Keime nehmen, die es der rauheren Erde anvertraut, damit unter sorgsamer Pflege wächst, was da unten vor dem milden Himmel von selbst und ungepflegt gedeiht, und die Poesie den kahlen Grund mit ihrer Drapperie umhüllt. Und Dank müssen wir denen wissen, die nach dem Süden ziehen, und uns von dort her Blumen bringen, und Samen, mit dem sich unsere Erde schmücken kann: mag die Industrie den Brodfruchtbaum, und Zimmet und Nelken in die entlegensten Regionen hin verpflanzen, und sich freuen, wenn es ihr gelingt, sie fern von ihrem Geburtsorte gedeihen zu sehen; alle poetischen Gemüther werden sich ergötzen, wenn ihnen neue südliche acclimatisirte Dichtungen entgegen duften, und der Zauberreiz des Südens in der nordischen Sprache weht.

Das gilt überhaupt von allen Bemühungen der neueren Zeit, die südliche Poesie bei uns einzuführen, zunächst aber von A. W. Schlegels Blumensträußen italienischer, spanischer und portugiesischer Dichter [1]). Nicht in dem Zauberlande, wo die Sacontala [2]) heimisch ist, sind die

[1]) Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie von August Wilhelm Schlegel. Berlin 1804. — [2]) Das indische Drama von Kalidasa, das 1791 durch J. G. Forster aus dem Englischen ins Deutsche übertragen war.

Originale dieſer Dichtungen aufgeſproßt, nicht jene Flammenblumen, die der Gott der Liebe Kami um die Pfeile windet, prunken in jenem Kranze; der nordiſche Süden hat ſie getragen; aber wie ſie ſind, ſind ſie die holden Kinder einer ſchönen Liebe, ein zarter Farbenſtaub iſt ihnen aufgehaucht, ein lebendiges Leben glüht in ihnen, und wie ein Heiligenſchein umgibt ſie ein ſüßer verborgener Duft, ein liebliches Geſchenk der näheren Sonne, der angenehm den Sinn berauſcht. Vor allen drängt ſich die herrliche Canzone [1]) Dante's hervor, ein Werk aus Himmelsluft zuſammen geronnen, eine ſchwüle Wärme ſpannt weich und lau das tiefe, unergründliche Gemüth, ein mildes Schmachten iſt in ihm zerfloſſen, mit den Wolken der Trauer iſt ſein Himmel unterlaufen, wie flammende Blitze zucken die Schmerzen über ihn hin, und tief nieder wie die düſterſte Wolke hängt der große Schmerz das Geſicht der todten Geliebten, und wie ein milder Sommerregen fallen die Thränen, und erfriſchen das erſtorbene Herz; und wie die Tropfen ſtürzen, erleichtert ſich die gepreßte Luft, und der Himmel klärt ſich wieder, und die Heiterkeit der Poeſie ſpannt ſich über dem Gemüthe aus, und im Sonnenſtrahle prangt die ſchöne Feuerlilie, die wie der Noſtoch [2]) dem Gewitter, ſo dem inneren Feuerregen ſich entwand. Ich würde ihr vor allen den Preis zuerkennen, wenn die lieblichen Kinder Petrarcas, die Sonette, mich nicht dauerten; dieſe zarten, holden Mädchen — denn Mädchen ſind ſie bis auf wenige faſt alle — wie ſie ſchmeichelnd ſich dem Sinne anſchmiegen, und lind und anmuthsvoll an ihm vorüberſchweben, und wie ein zartes Säuſeln in das horchende Gemüth einwehen: ſie würden traurig werden, die lieblich zarten Mädchen, und die keckeren, geiſtvolleren Knaben, die Taſſo hier um ſich her verſammelt hat, wenn man ſie ob der erhabenen, trauernden Schweſter verſäumen wollte. Auch zürnen würde ſie, die Spanierin, Montemayors [3]) Diana; ein banger Harm, ein einziges, tiefes in ſich Weinen iſt der Abſchied Sirenos von ihr; der Wehmuth und des Schmerzes Fluthen ſchlagen hoch über ihrem Haupte zuſammen, und mühevoll arbeiten ſie ſich durch, daß das Weh ihnen den Athem nicht verſetze. Ein ſchönes, ſchmelzendes Cantabile iſt dieſer Abſchied. Und was ſonſt noch dieſe Sammlung ſchmückt, und kraftvollen Wuchſes in ihr treibt und blüht, es iſt anderer und erfreulicher Natur, als das Unkraut, was unſere Felder überwuchert, und ſeine innere Kärglichkeit hinter einer officinellen oder öconomiſchen Brauchbarkeit verſteckt.

---

[1]) „Donna pietosa e di novella etate etc." — [2]) Noſtok, eine Algengattung, die in trockenem Zuſtande leicht überſehen, nach dem Regen aufquillt und in Menge bemerkbar wird.

[3]) Montemayor, 1520—1561, durch ſeine „Diana" der Vater des Schäferromans, der in den meiſten europäiſchen Litteraturen dann Nachahmer fand.

Und die Nachbildung dieser Herrlichkeiten in unserer Sprache! — Feinere Verskünstler mögen auseinander setzen, was allenfalls an der Uebertragung des Pastor Fido[1]), des Camoens, des Arioſto und des Cervantes auszusetzen sein könnte, aber die Sonette Petrarcas, sie scheinen meinem Gefühle weit vom Originale entfernt. Diese reine, sanfte Silberstimme, wie sie in jenen reizenden Dichtungen singt; dieser zarte Flötenton, der aus ihnen klagt, sie haben sich gar sehr in nordische Heiserkeit verloren; der zarte Schmelz, der auf diesen Blüthen liegt, hat sich verwischt, und die lebendige Frische, die an ihnen glänzt, ist hier gleichsam aufgetrocknet, und wird schmerzlich von dem Sinne nun vermißt. Jene künstliche Verschränktheit, wie sie als herrschender Grundcharakter die deutschen Gedichte bezeichnet, sie ist fern von dem Urbilde, dessen Charakter fromme, hingegebene Andacht, unaussprechlich süße Lieblichkeit, anspruchslose Einfalt, und jene[2]) schmeichelnde Gemüthlichkeit ist. Das meiste muß freilich der Sprache aufgerechnet werden. Die italienische Sprache ist wie die gleichnamige Musik ganz Melodie, der Reichthum an tönenden Vocalen legt in sie Wohllaut und Gesang, so daß sie sich von selbst dem Tonkünstler fügt, und gleichsam ohne sein Zuthun in die Melodie zerfließt. Die deutsche Sprache hingegen ist ihrem Wesen nach mehr Harmonie, das Vorherrschen der stumpfen Vocale und vorzüglich der Consonanten, die gleichsam die in der Mundhöhle gebrochenen und durch Reflexion und Refraction getrübten Vocale sind, wie in die verschiedenen Instrumente gleichfalls sich die Menschenstimme spaltet, sie geben der Sprache jene Mannigfaltigkeit und jenen Umfang, der sie vorzüglich für die Künstlichkeit der Harmonie tauglich macht, die dann auch die deutsche Musik charakterisirt. Petrarcas Dichtungen sind, dem Genius der Sprache zusprechend, ganz Melodie, sie müssen in demselben Maße dem der Deutschen widerstreben; ihr Gesang erstirbt in dem tonlosen Medium, und die ganze Kunst der Instrumentalbegleitung vermag ihn nicht zurück zu rufen. Klopstocks Oden ins Italienische übertragen möchten etwa eine ähnliche nur ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, wie diese Sonette in die deutsche Musik übersetzt. Wenn es überhaupt möglich ist, Petrarcas Lieblichkeit in unsere Sprache hinein zu legen, dann mag wohl der treffliche, glückliche Uebersetzer des kecken, genialisch wilden, männlich rauhen Shakespeare nicht dazu berufen sein; nur einem weiblich dichtenden Gemüthe mag es wohl gelingen, was in einem weiblichen Gemüthe empfangen ward, auch in einem gleichen Medium wieder zu gebären, damit die Fülle der

[1]) Des Schäferdramas von Guarini, 1538—1612.

[2]) Im Originale steht „jenes", und zwar gesperrt gedruckt, womit ich nichts anzufangen weiß.

bildenden Natur ersetze, was der Sprache fehlt, den zarten Liebreiz der um jene Dichtungen schwebt. Möchte es der Dichterin der Wunderbilder [1]) gefallen, ihre Kunst an diesem Gegenstande zu üben, und den zartesten Dichter, der die Liebe und die Weiblichkeit noch je ihrer würdig besungen hat, in unseren Norden an ihrer Hand einzuführen, und durch den Zauber ihrer Kunst ein zartes Echo zu wecken, das seine Gesänge wiedertönt. Tiecks Zeichnungen [2]) in dieser Sammlung sind auch mit Geist gedichtet, und haben nichts gemein mit den Jammergestalten, die in dieser Kunst gegenwärtig auf allen Wegen wie Vagabunden ziehen, und den Vorübergehenden um das liebe Brod anbetteln.

Schulzwang in Kunst und Wissenschaft [3]).

Die Gründer neuer Schulen in der Kunst und Wissenschaft sind einer Natur mit den Ordensstiftern und haben einerlei Schicksale mit ihnen. Beide sind genialische Männer von hoher brennender Andacht, von inniger Ueberzeugung, von glühendem Enthusiasm, und Hingebung an den hohen Geist, von dem sie besessen werden bis zur Selbstvernichtung. Aber die Welt mit ihrem verwirrten Thun und Treiben lärmt ihnen in ihre Betrachtungen hinüber und die geregelten Bahnen ihrer Ideen werden zerrissen und gestört von den Nichtswürdigkeiten, die sich in ihr gesetzlos und wild umtreiben und die zarte Stimme der inneren Eingebung droht zu verhallen in dem wüsten Tosen; mit Verachtung schauen sie daher in diese Wirbel hinein, ein brennender Haß entzündet sich in ihnen gegen das verruchte Wesen, das gegen alles Gute sich setzt und das Höhere nimmer aufkommen läßt. Und sie ziehen sich zurück von den Argen und fern von dem Getümmel, und sammeln eine Welt um sich her nach ihrer Idee und der Regel ihrer besseren Natur und ziehen die gleichartigen Geister an, die den Enthusiasm mit ihnen theilen, aber in mehr passiver Natur das Ideal ihrer Begeisterung, nicht wie sie selbst in sich, in ihrer eigenen Persönlichkeit, sondern in der des Meisters finden und um ihn her, wie die Planeten um die Sonne nach seinem Richtmaße sich bewegen, und von ihm beschienen und gezogen, sein inneres Wirken und Bilden im Aeußern ausprägen und in ihren Bahnen das Gesetz seines gewaltigen Geistes befolgen. Und das System steht da in seiner Abgeschiedenheit auf sich selbst gegründet, in sich selber harmonisch und vollendet, und herrlich und ruhig

[1]) Wunderbilder und Träume in elf Märchen, Königsberg 1802, von Sophie Bernhardi, deren „Dramatische Phantasien“ Görres schon oben besprochen hatte.

[2]) Des Bildhauers und Zeichners Friedrich Tieck, des Bruders von Ludwig.

[3]) Nr. 13. Görres hat wieder die Romantik und die Schellingsche Philosophie im Auge.

dahinschwebend im Aether. Da läuft bald die Sage von der neu gebildeten Welt unter den Andern herum, und sie sehen auf und freuen sich der bunten Lichter, und der Ruhe und der Ordnung, und der abgemessenen Harmonie in dem Werke, und sie wollen auch hinein in das Land des Wohllebens und der Stille, und sie hängen sich an, und drängen sich mit Gewalt in eine Bahn und stolpern eilig und ungeschickt, wie sie es eben den Andern abgemerkt haben, um die wärmende Sonne her. Aber die Sonne mag sie nicht, denn ihr Herz hängt nach der Tiefe; aber plump wie sie sind, saugen sie sich immer an sie an, und klammern sich fest, und weil ihrer viele sind, ziehen sie sie herab unter ihrem Gewichte, und saugen ihr den Glanz weg, daß sie ausgebrannt ihres Gleichen wird. So sind die Gottbegeisterten zu Mönchen geworden, sie haben noch den äußeren Schein des Göttlichen, aber fern von der Leiche ist der Geist gewichen; in die Höhe schauen sie nimmer, mit dem Bettelsack wandern sie an der Erde umher und sammeln irdische Güter, und wenn sie an den Himmel blicken, dann ist's um Almosen auf die Zukunft von ihm herabzuflehen. Gründe daher nimmer einer einen geschlossenen Orden; läßt er das Volk nicht gutwillig zu, dann schöpft es schnell Verdacht, und kommt mit bewaffneter Hand heran, und schlägt und wüthet blind um sich her, und bereitet ihm das Loos des pythagoräischen Bundes. Alle bessere Menschen gehören einer Kirche an; es bedarf keiner Regel, keines Bandes, keiner Dogmen, um sie zu vereinen; denn das Höhere, was über ihnen ist, hält unsichtbar sie zusammen; keine Fessel der Schule![1]) Die Weihe der inneren Heiligung ist das Erste und das Höchste; die äußere Gestaltung bleibe frei, damit die Zahl der Erwählten nicht ohne Noth noch vermindert werde. Das nur sei das gemeinschaftliche Bestreben, den Funken des Höheren zu wecken, wo er schläft und ihn zu erhalten, wo er erlöschen will: wenn die Macht des gestaltenden Princips die des Chaotischen überwiegt, dann wird die organische Formation von selbst beginnen, und dauerhafte Bildungen werden an die Stelle jener vergänglichen treten, die nothwendig ein Opfer den dunkeln Mächten fallen müssen.

Romantische Dichtungen des Mittelalters[2]).

Mehr wie irgend ein anderes Werk spiegelt die Geschichte des Zauberers Merlin in den romantischen Dichtungen des Mittelalters seine

---

[1]) Mit ähnlichen Worten lehnt er sich in der „Exposition der Physiologie", 1805, S. XXIII, gegen die Fesseln der Schule auf.

[2]) Nr. 21. „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters. Aus gedruckten und handschriftlichen Quellen, herausgegeben von Fr. Schlegel." Leipzig 1804. Enth. I:

Zeit. Viel enger noch als die damalige Welt ist diese Zeit, ein enger Raum ist in eine unübersehbare Weite gedehnt, viele Völker sind wie Hügel über diese Weite hingestreut, viele Könige herrschen auf den Hügeln, aber nur so weit ihr Auge trägt, der nahe Horizont ist auch die Grenze ihrer Macht. Und wie die Aussicht, so ist auch die Einsicht eng und nah begrenzt, das Gemüth ist häuslich, wenige schwache Gefühle reichen hin, um es behaglich aufzuregen, wenige Genüsse mögen seiner Frugalität schon genügen, der Verstand aber ist bescheiden und resignirt und verirrt sich nicht weiter, als so weit der Sinn ihm folgen mag. Jetzt ist es viel anders; die Welt, die eine unbestimmte, gränzenlose Fläche da lag, hat sich zur Kugel zusammen gezogen, große Völker haben wie mächtige Gebirge sich erhoben, hoch trägt die Verfassung den nackten Scheitel in die Wolken, unersteiglich ist die Majestät dem Volke geworden, und von ihrer Höhe herab schaut sie in die weite Ferne hin, und wie von außen die Welt in große Massen sich zusammen gezogen hat, so hat sich auch der Gesichtskreis der inneren Welt erweitert, das Gemüth ist tragisch geworden, nur große Eindrücke mögen ihm Rührung abgewinnen, nur großen Gefühlen ist es noch gern und leicht beweglich; der Verstand aber hat sich frei und fesselllos erweitert, und das ganze Erdenrund umspielt er mit seiner Thätigkeit und an der Grenze, die seinen Wirkungskreis beschränkt, ist eine andere, stolzere Kraft sichtbar hervorgetreten, die die Unendlichkeit in sich selber trägt, die die andere sucht. Ganz im Geiste jener Zeit sind ihre Dichtungen, um wenige einfache Empfindungen drehen sie sich herum, treuherziger Glaube an übernatürliche Wirkungen, fromme Einfalt des Gemüthes, arglose, schlichte Ehrlichkeit, abenteuerlicher Muth, der grausamlich um sich schlägt, wo es die Ehre gilt, dann jene romantische Liebe, die eigentlich in dieser Zeit sich zuerst gebildet hat, das alles sieht man weit lebendiger durch das Gemüth mit Hilfe dieser Dichtungen, als durch das Medium der Geschichte, die uns kaum was anderes als die ärmliche Geistescultur dieser Zeiten anschaulich zu machen im Stande ist. Es ist uns, wenn wir in diese Dichtungen uns verlieren, wie wenn wir in die Umgebung unserer Kindheit[1]) zurück versetzt uns finden, wir verwundern uns, wenn wir das, was damals uns so groß erschien, jetzt so klein finden; aber es ist uns gemüthlich und wohl in dieser kleinen Welt, gern ducken die Gefühle sich zusammen und werden wieder Kinder, gern ruft die Phantasie die Vergangenheit mit ihren unerwachsenen Freuden zurück, und spielt mit großen Kräften kleine Spiele, wie die Natur, wenn sie heiter

Geschichte des Zauberers Merlin. II: Geschichte der schönen und tugendsamen Euryanthe. Die Euryanthe ist ganz, der Merlin teilweise ein Werk Helmina v. Chézys.

[1]) Vgl. hierzu unsere Einleitung S. 9.

und fröhlich ist, und die Vernunft schließt die Augen zu dem frohen Scherze. Geschäftsmänner lassen sich freilich in der Kinderstube nicht betreten; sie würden sich schämen, unter den Zeugen ihres ehemaligen kindischen Sinnes und ihres frohen Muthwillens, der arg abstäche mit dem gegenwärtigen Ernste, überrascht zu werden; aber ein jugendlich unbefangenes Gemüth wird mit Freude den Abdruck seines vergangenen Daseins in ihnen sehen, und in der Gesellschaft der alten Gespielen sich gefallen. Und so wird es auch an diesen Dichtungen sich ergötzen, die wie Reflectoren in den Zeiten stehen, und ein Luftbild in die Einbildungskraft werfen, von dem was verschlossen ist und vorüber geschwirrt mit den eilenden Jahrhunderten.

Spätgriechenthum [1]).

In einem eigenen Verhältnisse mit dem Zauberer Merlin und den Begebenheiten der tugendsamen Euryanthe in jenen romantischen Dichtungen steht die Leukippe, der bekannte griechische Roman des Achilles Tatios [2]), den uns jüngst F. Ast in unsere Sprache übertragen hat. Nicht die zufriedene Armuth, nicht die scheinbar bedürfnißlose Genügsamkeit, die bei der hohen Erregbarkeit des Gemüthes darum nicht weniger auch in geringen Reizen schwelgen kann; nicht die einfältig nüchternen Menschen, die es aber lieben, zuweilen in dem Glühweine der Phantasie sich zu berauschen; nicht die rauhe Wildniß, in der diese Menschen, sparsam Blüthen tragend, aber reich in Blätter schießend, und mit dem starken Stamme tief in die Erde Wurzel treibend, ein Wald im Walde stehen; nicht diesen nordischen Character finden wir hier wieder, sondern die ganze üppige, weichrunde Fülle Kleinasiens, die fremde, originelle, wundersame Eigenheit Ägyptens, die seltsame Physionomie Africa's und den Reichthum und die Pracht seiner Uferstädte, und der ganze Luxus einer überreichen Zeit kommt uns aus diesem Werke entgegen: schöne und kostbare Geräthe im griechischen Geschmacke, rein ideale Bilder neben der Sphynx und Canopen und dem Harpocrates; noch überall die alten Sitten und die Eigenheiten; noch stehen in ihrer Pracht die Göttertempel, und die Priester verrichten an den Altären noch die heiligen Gebräuche; noch ziehen stolz die beiden Säulenreihen vom Sonnenthore Alexandriens bis zu dem des Mondes hin, noch steht der Wundertempel der Diana zu Ephesus, aber tief am Abendhorizonte neigt schon der Geist der alten Zeit zum Untergange und wirft einen matten goldenen Schimmer

[1]) Nr. 22.

[2]) Aus dem 3./4. Jahrh. n. Chr.; griechisch *Ἐρωτικά* oder *τὰ κατὰ Λευκίππην καὶ Κλειτοφῶντα.* F. Ast's Uebersetzung des Romans erschien Leipzig 1802.

auf die Herrlichkeit, und im Morgen steht schon die Aurora der neuen Zeit, und die Feuerröthe gießt sich wie ein Zauberlicht über die reiche Gegend aus, und dazwischen flammen die tausend Opferfeuer am Feste des Serapis, und die Doppelbeleuchtung gibt dieser Zeit jenen wunderbaren Anstrich, jenen schwermüthig heitertrüben Ton, der durch das Medium des Gedichtes in unser Gemüth hinüber geworfen wird. Daher die sonderbare Mischung des Antiken mit dem Modernen, des einfältig hohen griechischen Geistes mit dem phantastischen Maurischen, der Unbefangenheit, die vor keiner Nudität erröthet, und einer zarten Scham, die vieles verhüllt, und dabei wieder eine Licenz, die nur als Product einer üppig raffinirenden Zeit sich bildet. Fremde Gestalten, in einer anderen Zone heimisch, wandeln als Reisende in der Prachtwelt des Alterthumes herum, sie gehen in den schönen Gewändern des Landes und haben meistens seine Sitten angenommen, um nicht aufzufallen; aber ein unaussprechliches Etwas in Manier und Ausdruck stempelt sie als Fremdlinge, und ein Sträußermädchen von Athen möchte sie als solche schon erkennen. Die alte Kunst ist sterbend und die neue kaum geboren, ihre Schätze hinterläßt die eine als Vermächtniß der anderen, aber was sie selbst noch bildet, darin ist nicht mehr die volle Lebenskraft der besseren Jugendtage; wenn das alte Feuer von Zeit auch wiederkehrt, es hat nicht die Wärme mehr, die Gewürze treibt, und das kindische Wesen der Anderen irrt sie jedes Mal in ihrem Thun.

Es war eine interessante Zeit, schade, daß sie nicht länger dauern konnte, es müßte ein gehaltvolles Leben in diesem Zwielichte sein, schade, daß für die jüngere Schwester das Vermächtniß verloren war, daß die neue Ordnung der Dinge nicht in die unversehrte Hülle der Alten einwandern konnte! Die rohe Kraft, die von oben herab sich über jene Reste und in diese Hülle warf, mußte sie nur zu bald zersprengen, und nur auf Schutthaufen konnte dann die neue Schöpfung sich organisiren. Nahe an uns würde jenes Leben rücken, ein klares Bild von ihm würde sich in unserem Gemüthe malen, wenn wir in den Resten des aufgedeckten Herculanums wandeln könnten, so daß die alte stolze Stadt wieder frei am Tage läge, kunstreich restaurirt und überall ergänzt, wo Erdbeben und Vulcane Zerstörungen hervorgebracht haben. Die Tempel mit ihren prächtigen Colonnaden, Portiken, Peristylien und Rotunden müßten dann unversehrt da stehen, Säulen mit corinthischen Capitalen müßten wie vorhin die hohe Kuppel tragen, im Heiligthume müßten die Götterbilder auf den Altären prangen, und um sie her die heiligen Geräthe, Dreifüße, Lampen, Opferschalen, Sistern, Lectisternien, jedes an seinem Platze, wie es der Dienst erfordert. Die Theater müßten gleichfalls wieder sich in ihrer ganzen alten Pracht erheben, Scene, Vorscene und

alles wohl erhalten, und das Marmorpflaster, und die Muse in den Nischen und die Decorationen und die Masken und der Cothurn und die begleitende Flöte und die Leier; auch der Circus müßte aus dem Schutte erstehen, mit seinen Obelisken der Sonne geweiht, und mit den Bildsäulen des Glückes und des Sieges und den Bildsäulen der Götter auf Wagen von Hirschen, Löwen, Panthern und Tigern gezogen, und auf der Arena müßten die Quadrigen auf ihren alten Geleisen gehen. Und die Villen der stolzen Weltherrscher müßten an das Licht hervor mit ihren Peristylien von Säulen um den Hof, mit den bedeckten Gallerien, den engen Zimmern und der ganzen Häuslichkeit, die Wände mit Arabesken bemalt und mit Basreliefs geziert, die Fußböden kunstreich mit Mosaik eingelegt, überall auf zierlichen Tischen etruskische und campanische Vasen, Becher und andere Geräthschaften vertheilt, vor ihnen die Triclinien, schön geformte Lampen und Candelaber an ihren Stellen, und die Laren mit Blumen bekränzt in ihren Nischen; vor den Thoren endlich die Grabmäler mit ihren Aschenkrügen, und wenn dann die Phantasie diese Mumie des Alterthumes mit den Gestalten ihrer Schöpfung belebte, und wenn dann in das reiche Leben das Moderne aus der Umgebung wie ein Farbenstreif herüber fiele, etwa ein Gesang mit dem Dudelsacke begleitet vor einem Madonnenbilde, und fernes Glockengeläute; dann wären wir durch Zaubergewalt in diese ferne Zeit versetzt, wir würden uns am innigsten in sie hinüber fühlen, in diese Zeit, die an der Grenze zweier Zeiten steht. Trefflich würde so manches Zufällige noch damit harmoniren; die Beschreibung des Gemäldes vom Raube der Europa, mit der das Werk beginnt, ist ganz im Geiste jener herculanischen Wandgemälde, und manche Nilgegenden mit dem Krokodile und dem Nilpferde und der Papyrusstaude und der Lotos sind wie dem Gedichte nachgebildet; gut würden auch die Phallen und Priape, die so häufig unter den Ruinen aufgefunden wurden, zu dem Tone des Ganzen stimmen. Es wäre ein herrlicher Genuß, aus der Mitte des colossalen Alterthumes hinaus zu blicken in die Gegenwart; der wäre drei Mal glücklich, dem die Götter ein solches vergönnten, er würde sich eine Hütte bauen und nicht mehr von dannen weichen wollen.

Außer jener Beziehung ist der Roman meistens mittelmäßig, manche gelungene Partien, auf denen noch der Geist eines besseren Jahrhunderts ruht, ausgenommen, die Sentimentalität ist noch schwach und ungeschickt, und ein vorlauter Verstand stört den Gang der Empfindungen nur zu oft durch seine Reflexionen. Eben jenes Bild vom Raube der Europa repräsentirt recht gut das Ganze in seinem Doppelcharakter von plastisch schönen Bildern in einer romantischen Landschaft, die in der Kindheit der Kunst gebildet scheint. Sonst ist es noch nicht ohne Interesse, jene

Euryanthe mit diesem Romane zu vergleichen; Fabel, Gang der Handlung, Personen und Entwickelung sind auffallend gleich, aber viele Jahrhunderte legen sich scheidend mitten zwischen die verwandten Bildungen.

Goethe [1]).

Seltsam ist es doch immer, daß bei allen den litterarischen Parteien, die sich in Deutschland umgetrieben haben, Goethe beinahe allein als der ruhige Angelstern dasteht, der nur in sich selber kreist, und von keinem andern Treiben um ihn her aus seiner Ruhe gerissen wird. Auch ganz neuerdings wieder Wagner [2]), der in seinem ehrlichen Eifer für das, was ihm das Rechte dünkt, Alles über den Haufen rennt, was nicht in seiner Richtung auf seiner Straße zieht, er geht an ihm wie an Plato vorüber und zieht höflich den Hut, und bittet beinahe um Verzeihung, daß er einmal gesagt hatte, er scheine wieder in die Kinderwiege zurück zu sinken. Ist's weil die neudeutsche Polemik [3]) ihn als ihren Vater ehrt, oder ist's die stolze, edle Haltung, mit der er oben auf seiner Höhe steht, und auf die laute tumultuarische Menge niedersieht? Knechtische Niederträchtigkeit ist's auf keine Weise; dafür ist die Zeit vorüber, und das rasche Treiben der Kraft zu groß, und die trotzige Selbstständigkeit; ich glaube die Huldigung ist rein, wie die meiste Polemik jetzt unrein und vergiftet ist, und er kann stolz sein darauf in dieser kalten, indifferenten Zeit, der nichts mehr Interesse und Theilnehmung abgewinnt, als das was eßbar und nahrhaft ist. Jean Paul nennt ihn [4]) fein und richtig einen plastischen Dichter. Das ist wahr, daß sich sogar die drei Perioden der griechischen Plastik an seinen Werken nachweisen lassen. Der große einfache, rauhe und harte Styl, der mit der Kraftperiode zusammenfällt, hat zwar mehr in sein Leben, als in seine Schriften eingegriffen, aber immer doch ist er an seinen Bildungen aus dieser Epoche vorherrschend, und äußert sich wie jeder Heroismus im Kampfe mit der Leerheit und der ärmlichen Fadheit seiner

---

[1]) Nr. 30.

[2]) Gemeint kann hier nur sein der Romanschriftsteller Ernst Wagner, der seinen patriotischen Kunsttendenzen in einem seit 1803 verschiedentlich schriftlich fixierten, gutgemeinten, aber unausführbaren Plane zur Gründung einer durch fürstliche Huld unterstützten allgemeinen deutschen Kunstschule, die einundfünfzig deutsche Städte von Riga bis Zürich vereinigen sollte, Ausdruck gab und damit das öffentliche Interesse erregte.

[3]) D. h. die Romantik.

[4]) In Jean Pauls „Vorschule der Aesthetik", (1804) Hempelsche Ausg. S. 288 heißt es von Goethe: „Ein plastisches Ründen und zeichnendes Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen, stillen Bilder- und Abgußsaal."

Zeit. Bei weitem die meisten seiner Werke tragen den Character des edeln und schönen Styls, und der wahre Mittelpunkt dieser Gestaltungen muß in den Elegien gesucht werden, und in den Nächsten da herum, überhaupt in jenen, die seit seinem Aufenthalte in Italien entstanden sind. Die Periode des eleganten Styls endlich wird ganz besonders durch die Eugenie[1]) repräsentirt. Das Bild ist nicht mehr Marmor; es ist aus Metall, und zwar einem der edeln gegossen; der innere Werth besticht das Auge, mit der größten Sorgfalt ist die Politur vollendet, und viel ist für einen reinen spiegelnden Glanz gethan; sorgfältig sind, wie an Dürers Gemälden, die Haare gelegt und geringelt, und alle Falten sind geglättet. Von der Seite nähert sie sich am meisten den Werken der französischen Bühne, dieselbe Correctheit, die nämliche sublimirte Abgezogenheit, dieselbe Gewandtheit, nur daß der Deutsche mehr Derbheit, mehr Sthenie, mehr allgemeine Anlage auf diese Höhe mitgebracht hat, als der schwächliche, furchtsame, bornirte Racine. Das Stück hat daher wohl Gnade vor Franzosen gefunden, die es lesen konnten; nur daß es keinen Ausgang hätte, mißfiel ihnen höchlich, und sie mußten es daher für einen mißlungenen Versuch des Deutschen halten, ihren großen Tragiker zu erreichen. Daß es möglich sein könnte, daß das Werk noch nicht geschlossen wäre, und daß man ganze in sich vollendete dramatische Bildungen noch fortlaufend in der Zeit gegenander gruppiren könne, wie man plastische im Raume gruppirt, davon hatten sie freilich keine Ahndung, und erkannten dasmal wieder sehr vergnügt ihrem Landsmanne die nie bestrittene Palme zu.

Die Almanache[2]).

Wie eine Schaar spielender Knaben begrüßen die Almanache jedes Mal das neue eintretende Jahr, seltsam geputzt, manche im besten Sonntagsstaate, und frisirt, und dicke Blumensträuße vorgesteckt, aufgedunsen, schwammig, dickköpfig die meisten, und leer, und dumm vor sich stierend, oder allerlei Eingelerntes ungeschickt nachbetend; nur wenige hüpfen frisch, und blühend und jugendlich, und in ihrer Nacktheit schön daher, daß man, wie sie den Rücken wenden, die sprossenden Flügel bemerkt. Eine phantastisch schöne Gestalt ist mir unter ihnen dieses Mal aufgestoßen; es ist die Novelle, die Rückkehr des Fernando de Lara ins Vaterland von Sophie Brentano, im Taschenbuch für Freundschaft und Liebe[3]).

[1]) Natürliche Tochter. — [2]) Nr. 34; Ueberschrift des Originals.

[3]) Für das Jahr 1805, S. 89—158. Ueber Sophie Brentano (Mereau) vergl. oben S. 27. Im „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet für das Jahr 1806" erschien Görres selbst (S. 221—240) mit einem Beitrage „Kindermythen (Prolog. Christkindchen)", worüber des näheren meine Schrift über Görres S. 37 ff.

Spanien ist das seltsame Wunderkind, von dem heißen, dunkelroth glühenden Africa im Rausche der Leidenschaft mit der kälteren, milden, blonden Europa erzeugt, und das Kind kann vor Allem den Vater nicht verleugnen. Seine Geschichte ist beinahe die einzige poetische; überall sonst herrscht die kalte, nüchterne, nordische Prosa mächtig vor, und nur strichweise ist einmal ein wenig ärmliche Poesie eingestreut. Diese Geschichte ist ganz im Geiste des Landes gedichtet; wie eine schwere Gewitterluft weht es von dem Auto-da-fe herüber, aber die Luft bringt auch südliche Düfte mit, gegen die der Masliebengeruch gleich darneben recht picant absticht. Der Erzählung liegt wahrscheinlich ein spanisches Original zum Grunde [1]), aber die Behandlung ist exotisch, und so vieles Einzelne, vorzüglich die trefflich schöne Träumerei des Fernando am Ende, wo die Geliebte auf dem Berge kniet, und die blind gewordenen Augen als zwei Sterne oben am Himmel stehen, und die Dornenkrone auf ihrem Haupte grünt, und weiße Rosen trägt; diese liebliche Dichtung ist in einer Phantasie aufgeblüht, die nicht spanisch und nicht italienisch ist, noch deutsch, und überhaupt nicht irdisch, sondern die oben über der Erde im Aether schwebt, und von dort aus ihre Blüthen auf den dunkeln Planeten wirft, wie die Engel in jenem Bilde der Maria, die sie gegen Himmel tragen. Nicht so gut wie dieser ist es der herrlichen Legende „Der Bruder Johann Garin von Montserrat" geworden, die sich im dritten Bande der Amaranthen [2]) findet; plump hat der Deutsche das schöne Bild mißhandelt, und auf den raphaelischen Johannes eine Tapetenmalerei hingesudelt. Möchte ein Künstler sich bald des Werkes erbarmen, und die Tüncherarbeit von dem Meisterwerke waschen!

Mystik und Novalis [3]).

Frommer, gutmüthiger, harmloser Novalis, was hast denn du verschuldet, daß sie dich lästern, und dich als das Haupt einer falschen, unächten, schädlichen Mystik verklagen? Was ist die Mystik anderes, als das Leben in einer zweiten, höheren Welt, die uns ja von außen schon entgegen glänzt, wenn wir den Blick zum Firmamente heben? Und diese Steigerung unserer höchsten, geistigen Kräfte, warum soll sie die

[1]) Görres hat recht. Die Erzählung ist eine ziemlich getreue Uebersetzung der Novelle La inocencia castigada der Donna Maria Zayas y Sotomayor (in ihren Novelas exemplares y amorosas, T. II. No. 3). Ich handle darüber im Zusammenhange mit den oben S. 27 genannten „Spanischen und italienischen Novellen" von Sophie Mereau in einem der nächsten Hefte des „Euphorion".

[2]) Amaranthen. Vom Verfasser der grauen Mappe (Joh. Chr. L. Haken). Drei Theile. Magdeburg 1802.

[3]) Nr. 40; Ueberschrift des Originals.

Sphäre des Reinmenſchlichen überfliegen? Steht nicht die Erde, und alles was ſchwer iſt auf ihr, mit fernen Welten im Verkehr, iſt unſer Körper nicht mit den entlegenſten Geſtirnen in Wechſelwirkung, und haben nicht alle Conſtellationen Einfluß auf das Leben, das unten in der Tiefe glimmt, und ſind nicht die großen organiſchen Epochen, ſelbſt der Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen von oben herab vermittelt; und der Geiſt ſollte dumpfer, abgeſchloſſener in ſeinem Kerker gefeſſelt liegen, keine höheren Mächte ſollten in ihn herüber greifen, über dem Zenith ſeiner höchſten Kräfte ſollte nur eine öde Leere brüten, ein ſchaudervolles Nichts, in dem die Idee erſtarrt? Hat die Welt denn dieſem Geiſte Schranken geſetzt, iſt das Univerſum ihm in einen Reif von Erz geſchlagen, umgürtet von einem gewaltigen Felſenriff, von dem ein jäher Abſturz in die bodenloſen Abgründe der Vernichtung führt, wo ſchwindelnd der Gedanke in die Nacht zu vergehen fürchtet, oder iſt dies Univerſum nicht ein unermeſſner Ocean, in dem die Welten wie ſchwimmende Inſeln ſchweben, nur von der eigenen Unendlichkeit umkreiſt, ohne Mittelpunkt und Oberfläche? Lichtgeiſter wandeln unter den dunkeln Gebirgen dort herum, und gießen Leben über ſie aus und Ueberfluß, und dieſe Geiſter, ſie ſind auch uns befreundet; wie die Erde der Sonne in ihren Bahnen folgt, ſo ſchlingen ſich die inneren Kreiſe um ſie her, und eine höhere Einheit verkettet in ſich die Geiſterwelt. Wer ſich in das Endliche verliert, dem iſt die Endlichkeit zum Sarcophag geworden, er ſelber hat den ungeheuren Stein vor die Öffnung hingewälzt, und von innen ſie verſiegelt; trauernd ſitzen ſeine befreundeten Genien auf dem Grabe, und harren der Auferſtehung des Begrabenen. Sollen wir denn ewig ein mattes, welkes, bleiches Leben beim ſparſamen Scheine des Grubenlichtes durchleben, und nicht einmal, wenigſtens durch die Spalten, durch die ein höherer Schimmer in die Tiefe fällt, hinauf uns an die Oberfläche winden, und zu dem ewigen Feuer beten, das oben in der Höhe flammt? Beim Sternenlichte feiert ihre Myſterien die Natur, hat euer Gemüth und euer Geiſt denn keine Myſterien zu feiern? Wenn euer innerer Himmel ſchwarz und düſter ſteht, und kein freundliches Geſtirn von ihm hernieder blinkt, wollt ihr darum die hohen Sterne als Meteore in euern Dunſtkreis ziehen, glaubt ihr troſtlos ihren ewigen Glanz erloſchen, wenn eure Nebel ſie umziehen, und eine dunkle Wolkendecke den ganzen Horizont unterlaufen hat. In ruhigem Gleichmuthe ſtrahlen ſie nieder auf die Schattenkugel, und beglänzen ihre Dunſtſtreifen; ſelbſt die Dämmerung, die die Tiefe matt erhellt, ſie iſt ihr Werk; was ſterblich iſt, wandelt in ihrem Lichte, und nimmer mag es ihnen ſich entziehen, in ſeinem geringſten Theile muß es ihrer höheren Würde huldigen. Und dieſe Ueberzeugung tief der

Seele einzuprägen, die Quelle von allem menschlichen Streben und seine höheren Beziehungen nachzuweisen, auf die höheren Principien alles Seins und Werdens hinzudeuten, und die Aussicht ins Unendliche in die moralische Natur einzuführen, das ist der Zweck der Mystik, dahin geht ihr Bemühen, und daher soll sie Jedem, der nach Anderem als der bloßen Befriedigung des Bedürfnisses ringt, heilig sein. Nur dem Höheren verwandte Geister, die auf den Bergen wohnen, in deren Innerem der Himmel ewig heiter, klar und prachtvoll steht, wo die Sternbilder, nimmer untergehend, auf und nieder in ihren Kreisen ziehen, nur solche Geister mögen des Volkes Priester in ihr sein; das Volk selbst, das unten im Thale wohnt, wo die Quellen, und die Ströme, und die feuchte Erde dunsten, und die Feuer qualmen, und die Wolken zwischen den Bergen hangen, mag sich des sanfteren Schimmers, und der größeren Wärme, und der Erdenschätze freuen, aber es soll nicht der Wunder der Höhe spotten, und nicht gering halten die höheren Blüten, die die Gefilde des Himmels tragen.

Es[1]) gibt einen zweifachen Mysticism, den der Anschauung und den der Liebe, der erste ist der des Novalis. Trefflich hat er in seinem Heinrich von Ofterdingen diese Anschauung bildlich in der Vision des Pilgers auf dem Berge bei Augsburg dargestellt, da, wo er nämlich sagt[2]): „Da drang durch die Äste ein langer Strahl zu seinen Augen, und er sah durch den Strahl in eine ferne, kleine, wundersame Herrlichkeit hinein, welche nicht zu beschreiben noch kunstreich mit Farben nachzubilden möglich gewesen wäre. Es waren überaus feine Figuren, und die innigste Lust und Freude, ja eine himmlische Glückseligkeit war darin überall zu schauen, sogar die leblosen Gefäße, das Säulwerk, die Teppiche, Zierrathen, so daß alles, was zu sehen war, nicht gemacht sondern wie ein vollsaftiges Kraut also gewachsen, und zusammen gekommen zu sein schien. Es waren die schönsten, menschlichen Gestalten, die dazwischen umhergingen und sich über die Maßen freundlich und holdselig gegen einander erzeigten; ganz vorn stand die Geliebte des Pilgers, und es hatte das Ansehen, als wolle sie mit ihm sprechen, doch war nichts zu hören, und der Pilger betrachtete nur mit tiefer Sehnsucht ihre anmuthigen Züge, und wie sie so freundlich und lächelnd ihm zuwinkte, und die Hand auf ihre linke Brust legte. Der Anblick war unendlich tröstend und erquickend, und der Pilger lag noch lange in heiliger Entzückung, als die Erscheinung wieder hinweg genommen war." Dieses mystische Anschauen, wie es sich in der angeführten Stelle

[1]) Von hier an Nr. 41 (Beschluß).

[2]) Novalis' Schriften. Herg. v. L. Tieck und Fr. Schlegel I, 218.

malt, bezeichnet zugleich das Genie des Novalis als ein im Ganzen mehr philosophisches und mehr zur Universalität der Vernunftidee hinneigend. Denn wie die Kunst ihre Philosophie hat, so hat die Philosophie ihre Kunst, und diese philosophische Poesie, wie sie überhaupt das eigene Charakteristische der neueren deutschen Kunst in allen ihren Verzweigungen ist, so spricht sie sich ins besondere am freiesten im Heinrich von Ofterdingen aus. Und es ist keine Verunreinigung des wahren Wesens der Kunst, diese Verschmelzung der Poesie mit der Vernunftidee: die das sagen, haben keinen Begriff von dem Ineinanderspielen aller Kräfte und der organischen Lebensnorm, die allem menschlichen Thun und Treiben zum Grunde liegt; sie sind wie die Cristalle der chymischen Natur in eine bestimmte Form angeschossen, und zu Anderem, was nicht ihre Grundform hat, fühlen sie sich durch keine Verwandtschaft hingezogen. Die ganz reine abgezogene Poesie ist stumm, ein absolut poetisches Gemüt ist in sich selbst verschlossen, und nicht darstellend, es kann nichts aus seiner dunkeln Tiefe zu Tage fördern; die reine Geistigkeit ist absolut contemplativ, ganz verloren in die Anschauung, und daher eben so wenig plastisch bildend, weil die innere Cohäsion ihm fehlt; die Poesie kann daher kein Gebild aufweisen, was dem einen ganz und rein entspräche, und die Philosophie hat keine Form, die das andere in seiner ganzen Unendlichkeit fassen könnte, alle Gestaltungen fallen zwischen beide Gegensätze in die Mitte, und nur das Vorherrschen der einen oder der anderen Kraft bestimmt ihren poetischen oder philosophischen Charakter. Bei Novalis aber herrscht offenbar die Anschauung vor, sein Gemüth hatte nicht Tiefe genug, um den Ideenreichthum zu bemeistern, und ein reiches, volles, lebendiges Leben zu gestalten, es war zu viel Verflogenheit in seinem Wesen, als daß er seinen Bildungen jene Gediegenheit hätte geben können, die mit hoher Rührung das Gemüt bewegt. Aber wenn er auch nicht das Höchste erreichte, so hat er doch Hohes erreicht, und seine zarte, halb durchscheinende Individualität winkt freundlich dem Sinne zur Beschauung. Das Wesen und die eigentliche Mitte seines Ofterdingen ist die symbolische Darstellung seiner Weltanschauung in Bildern und Tönen der Phantasie. Das Leben des Ganzen spiegelt sich in Heinrichs Leben, und die Kunst strebt einen Mikrokosm darzustellen, der in seiner Universalität gefallen möge, während die Wissenschaft mit dem Ihrigen nur den forschenden Geist zu befriedigen strebt, und freilich in höchster Vollendung zugleich Kunstwerk wird; daher blickt im ganzen Verlaufe des Buches überall die Idee durch die ästhetische Hülle durch, von dem schönen, rein phantastischen Traume von der blauen Blume, womit das Werk beginnt, durch die Erzählung der Kaufleute, die den Sieg der Poesie über das

Leben ausdrückt, durch die Berichte vom heiligen Lande auf dem Ritterschlosse, in dem Vortrage des Bergmannes, in dem die Poesie in die Tiefen der Erde dringt, und die Metallkönige in ihren Lagern, und die Quellen in ihren Betten besucht, so wie in den Liedern, die er singt, beim Besuche der Höhle und vor allem in dem großen mit Phantasie und Witz entworfenen Märchen, in dem die Kosmogonie der beiden Naturen in einem glühenden, zischenden, flammenden Feuerwerke dargestellt wird, überall bricht die herrschende Kraft hervor; aber in gefälligen Formen hat die Einbildungskraft ihr Spiel gemildert. In der Geschichte, so weit sie der Dichter führen konnte, ist wenig Handlung, überall jene Neigung zur Contemplation und das Versinken in Betrachtungen, überall ein aufquellender Reichthum an Vernunftformen, und dabei die Kindlichkeit der Zeit, in der die Geschichte spielt. Es ist ein Verlust für die Kunst, daß dieselbe innere Aufgelöstheit, die sich in den Werken des Dichters ausgeprägt hat, auch in seiner Organisation herrschte, und eine so frühe Zerstörung ihm bereitete [1]); nicht oft gelingt es der Natur, dem irdischen Stoffe so zarte Formen abzugewinnen, und sind sie ja in einem Wurfe gefallen, dann ist sie rauh und hart und unbarmherzig gegen die schwachen Kinder, und reibt sie wieder auf, ehe das matte Leben in ihnen sich entfaltet hat. Schmähe daher sein Andenken keiner, er war der Herold oder das Vermächtniß einer besseren Zeit! Jene aber, die ihm Tendenz zur falschen Mystik vorwerfen, die mögen sich vorsehen, ob nicht der Dünkel, der, indem er nach vielen Declamationen gegen das Wesen selbst endlich seine Realität zugeben muß, nun sich an die Form hängt, und Distinctionen macht, denen er den eigenen Irrthum aufbürdet, ob nicht auch dieser ihre Ansicht begründet habe.

Klinger [2]).

Ein starker, kräftiger, männlicher Character prägt sich in Klinger's Schriften aus; große, ausgearbeitete, markige Züge bilden seine Physiognomie; das Leben hat ihn unsanft angefaßt, und er hat den Angriff

[1]) Novalis starb, noch nicht 29 Jahre alt, am 25. März 1801. Die Schriften dieses tiefsinnigsten, heutigen modernsten Geistesrichtungen verwandten und wiederauflebenden Romantikers gaben seine Freunde Tieck und Fr. Schlegel 1802 zuerst heraus.

[2]) Nr. 55. Friedrich Maximilian Klinger, Goethe's Jugendfreund, der Dramatiker aus der Zeit des Sturms und Drangs, stand in der zweiten Hälfte seines Lebens bis zu seinem Tode (1831) in russischen Hof- und Staatsdiensten. Diese Periode der Reife, charakterisirt durch seine Romane und durch seine „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur", Leipzig 1802—5, allein hat Görres bei seiner Würdigung im Auge. — Vergleiche Max Rieger, Klinger in seiner Reife, Darmstadt 1896.

trotzig abgewehrt, und ſtark und gewandt, aber nicht lahm hat er ſich an ihm gerungen; athletiſch derb treten die vielgeübten, prallen Muskeln über die Oberfläche hervor, aber das Herz ſchlägt warm und voll und kräftig fort; keck und frei hat er in die Welt geblickt von der Höhe jener künſtlichen Organismen aus, die ſie Höfe nennt; der Menſchen ſeltſam Thun und Treiben hat er angeſchaut, das verwickelte Spiel der lebendigen Kräfte im Staatenverein hat er zerlegt und in ſeine Elemente aufgelöſt, die moraliſche Welt hat er umreist, und reich an Erfahrungen iſt er zurückgekehrt; vielſeitig hat er ſeine Kräfte ausgebildet, aber den Reichthum ſeiner moraliſchen Natur hat er nicht um Klugheit eingetauſcht, des Lebens Schätze hat er mit dem Leben abbezahlt, und unangegriffen nimmt er den höheren, ihm vertrauten Fond auf ſeine weitere Laufbahn mit. Welterfahrung und innere moraliſche Kraft machen die beiden eigentlichen Elemente ſeines Weſens aus, das Beſte in ſeinen Schriften, beſonders in ſeinen Gedanken über Welt und Literatur, geht von dieſen beiden Punkten aus. Aber feindlich ſind von jeher dieſe beiden Elemente, nicht leicht mögen ſie in derſelben Verträglichkeit zuſammen wohnen; ihr hört die eine, und ſie fordert, daß ihr euren Character und eure Würde der Klugheit unterordnet; ihr gebt euch der anderen hin, und die Welt ſteht gegen euch auf, und ihr ſelbſt kommt euch wie Pedanten vor. Der aber das Wageſtück beſteht, beide in ſeine Natur aufzunehmen, und mit dem großen Zwieſpalt in der Bruſt ſich in die Welt hineinwirft, der hat ſich ſelbſt einen ſchweren Kampf bereitet; der hohe Ernſt des Willens, und die ſpöttiſche Natur der Wirklichkeit fechten in ihm ihre Fehde aus; läßt er den erſten unterliegen, dann rächt den Niedergeworfenen das innere Bewußtſein ſchwer, achtet er die andere nicht, dann zerſchmettert ſie ihn oder läßt ihn verſchmachten, indem ſie zurücktritt vor ihm, wie die fliehende Welle vor der Lippe des Durſtigen. Der Kampf der feindſeligen Principien geht endlich, wenn er eine Weile mit gleichen Kräften fortgeſetzt ward, in den Sarcasm über als bleibender Zuſtand fixirt. Die erbitterte moraliſche Natur, die den innern nothwendigen Gegenſatz nicht aufheben kann, conſtituirt ihn als Teufel, den ſie mit ſeinen eigenen Waffen bekämpft, indem ſie ſeinen Spott mit ihrem Ernſte in jene ſarcaſtiſch humoriſtiſche Verſchmelzung bringt und ihn ſo durch ſeine eigene Kraft herauswirft, ſo oft er vordringen will; und der moraliſche Glaube geht ſiegend aus dem Kampfe hervor, und der Gegner wird nicht vernichtet, ſondern durch ſich ſelbſt gebändigt.

Das iſt Klingers Zuſtand, und das war jener des Tacitus, nur bei dieſem mit einem verhaltenen Ingrimme verſetzt, weil er alles aufgegeben hatte und ſeine ganze reiche Natur in ſich und ſeine Werke

zusammenpressen mußte, bei jenem hingegen freier athmend und minder dumpf in seinen Ausbrüchen, weil er noch Hoffnungen hat, und einen neuen Wirkungsraum für seine Kraft. Practische Thätigkeit, Recht- und Pflichtverhältnisse, moralisches Handeln, rasches Eingreifen ins Leben und in die Verhältnisse der Menschen, die Gesetze der moralischen Welt und ihre großen Epochen in Zukunft und Vergangenheit, sie umschreiben die Sphäre, in der sein Geist vorzüglich mit Liebe sich gefällt. Sein Cyklus von Romanen [1]), Faust, Giafar, Raphael, Reisen vor der Sündfluth, Sahir, Der Weltmann und der Dichter, Geschichte eines Deutschen haben durchaus diese Tendenz; es sind moralische Dichtungen, in denen durchaus das Thema der Theodicee durchgeführt ist, sie spielen alle um die Verhältnisse von Vorsehung, Schicksal und Teufel, um den Kampf des Guten und Bösen, den Streit der Schlechtigkeit in der menschlichen Natur mit dem Ideale, die Gräuel der Pfaffheit und des Despotismus, die Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft und den Mißbrauch der Kraft. Seine Poesie ist ernst, düster wie ihr Gegenstand, die Wirkung des Tragischen erreicht sie oft, aber öfter wird sie herb, oder besser, um die Sache mit einem Worte zu bezeichnen, das eigens für ihn erfunden zu sein scheint, barsch. Das Sentimentale, Rührende ist ihm fremd, und er sucht es nicht und mag es nicht, seinem fest bestimmten, entschiedenen, derben Character scheint es unmännlich; wo es ihn ja hier und da beschleicht, da wehrt er es von sich ab und schämt sich seiner. Daher liebt er die Weiber nicht und achtet sie nur mäßig; schnell gleitet er in seinen Dichtungen über jene Partien hin, wo die reine Weiblichkeit hervortreten soll, und die Scenen ihrer Entartung malt er mit Wohlgefallen aus. Daher die öftern Declamationen gegen das Geschlecht in seinen Fragmenten [2]), selbst seine Poesie hält er in scherzhaft unterwürfiger orientalischer Abhängigkeit von sich; sie soll schlafen, so lange die Kraft in ihm wacht und der Mann in ihm thätig wirkt; daher sein häufiges Schillern in jenem Cynismus der Sprache und der Ansichten, wie ihn besonders alte Aerzte häufig lieben, und den er unter der Form der lüsternen Petulanz, wie er bei Thümmel erscheint, so eifrig in Schutz nimmt. Man kann sich erfreuen an Thümmels Geiste, an der lebhaften Phantasie, an der feinen Gewandtheit des Dichters, die den Deutschen in ihren Schriften wie im Leben nur zu oft über die Gebühr fehlt; man kann sogar, wenn man dem unteren Menschen und der Naturkraft ihr Recht läßt, mit Wohlgefallen bei seinen Nuditäten verweilen, denn auch dabei ist Virtuosität nicht zu

[1]) 1791—98 erschienen.

[2]) So nennt Görres mit einem Ausdruck Friedrich Schlegels für diese Art Aphorismen die oben citirten Klingerischen „Betrachtungen".

verachten; allein am Ende wundert man sich doch, wie der Dichter[1]), der in seinen Werken sich verklären soll und wirklich darin oft nahe an die Verklärung streift, wie die treffliche Scene der Prüfung der St. Aignan im sechsten Bande beweist, sich anhaltend mit Wohlgefallen durch viele Bände depotenzirt, und wie er es über sich gewinnen konnte, sich selber in seinem Werke eine oft so undankbare und fatale Rolle zuzutheilen.

Die Bemerkungen Jean Paul's darüber[2]) waren wohl gegründet und schonend genug, dafür desto unartiger Klinger's Replik. Es ist ehrlich von ihm, daß er unverhohlen seine Abneigung gegen diesen Dichter zu erkennen gibt, besonders wenn er gelesen hat, was dieser im Hesperus und anderwärts Gutes von ihm sagt, aber er vergißt dabei die Maxime, die er doch selber bei Gelegenheit von Schillers Jungfrau von Orleans aufgestellt hat, wo er sagt: „um in den dichterischen Schöpfungen recht zu genießen, muß man Sinn für alles haben, nur das Mittelmäßige taugt nichts, es sei von edler oder niedriger Art; der ausschließende Geschmack ist das platteste Geschöpf der Convention, das man sich aus schwächlicher Zierlichkeit oder Zartheit erkünsteln kann, denn das Ding ist gar nicht in unserer Natur". Diese Polemik gegen alle Sentimentalität gründet sich auf einen Defect in seiner individuellen Natur, der eben anderwärts Virtuosität möglich macht, aber darum nimmer zur Vollkommenheit wird. Aber wo es Ungestüm gilt und Energie, da ist seine Sphäre; kräftig schildert er die Verbrechen der Gewalthaber; in hoher, edler Entrüstung malt er zürnend die Schandthaten, die die Geschichte entehren; in einer schönen Begeisterung erwärmt sich dabei sein Gefühl, und er wird ehrwürdig in seinem hohen, heroischen Zorne, und das Gemüth erfreut sich an der edeln Gestalt; aber wenn es nun sich angezogen fühlt von der kräftigen Natur, dann kehrt diese schnell ihm wieder eine einseitige Schärfe wie ein Eisfeld entgegen, und es fühlt sich abgestoßen von dem poetischen Wilden. Unter so vielem Trefflichen, was seine Fragmente enthalten, wovon ich nur den meisterhaften Dialog „der Philosoph und der Fürst" erwähnen will, laufen wahre Barbarismen und unzählige Versündigungen an der Kunst mit unter, wozu beinahe alles gehört, was er über die deutsche Poesie sagt.

---

[1]) Gemeint ist wieder Klinger, nicht Thümmel.

[2]) Wohl in der „Vorschule der Aesthetik", Hempelsche Ausg. S. 100, wo es u. a. heißt: „Ich frage jeden Revisor der Romanen — — — ob er nicht — — — zugeben und einsehen muß, daß Klinger's Poesien den Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Ideal, anstatt zu versöhnen, nur erweitern, und daß jeder Roman desselben, wie ein Dorfgeigenstück, die Dissonanzen in eine schreiende letzte auflöse."

Durch[1]) alle seine Werke überhaupt ist die Zeichnung meist hart, die Umrisse sind unrein, seine Scurzirungen häufig verzerrt zur Carricatur, seine Uebergänge schroff, seine Farbengebung meist grau und fahl und unangenehm. Wo das alles am wenigsten der Fall ist, mag bei Raphael de Aquilas sein, wo am meisten bei Faust; eine rauhe, widrige, rohe Wildheit herrscht durch das ganze Stück; ein schneidender Nordwind bei trübem, wolkigem Himmel bricht aus ihm hervor und bläst den Sinn eiskalt an; unglaubliche Cruditäten laufen mit sehr gelungenen Stellen durcheinander, und in manchen Scenen, so historisch sie sein mögen, würde sich die Unpoesie schwerlich weiter treiben lassen. Ueberall weht durch seine Poesie der nordische Geist, düsterer Character, harter, schroffer Heldensinn, nüchterner Ernst, etwas Ungeschlachtheit in den Ausbrüchen des Enthusiasmus; Schlachten, Kampf, Sieg und Tod der Vorwurf der Kunst. In der Philosophie neigt sich sein Geist ab von der feinen, aufs höchste gesteigerten Speculation der Deutschen; von jenem reinen, auf sich selbst gestützten Wissen und dem zarten optischen Spiele mit ins Unendliche gespaltenen, aber farbelosen Strahlen; theils die Masse des Realen in seiner Persönlichkeit, ein Fond, zu dem der Hofmann immerfort die Interessen seiner Erfahrungen schlägt, theils die sehr entschieden französische Tendenz, die sein Geist eben am russischen Hofe angenommen hat, und die er nun in seiner Consequenz behaupten will, macht diese Antipathie erklärlich, und nur die Liberalität seiner Gesinnung macht ihn die Sache an sich, als eine Kraftäußerung weiter nicht verwerfen. Wenn er aber insbesondere gegen Fichte sich erklärt, dann weiß er nicht, wie viel Aehnlichkeit er in seinem ganzen Wesen und in dem, was das Beste daran ist, mit dem Getadelten hat, nur daß freilich beide wie Welt und Einsamkeit gegen einander über stehen; wieder mag er aber auch nicht die hohe Einigung von Poesie und Philosophie, wie sie sich in Plato ausgesprochen hat, und er wäre nicht ungeneigt, wie es beinahe den Anschein hat, der Condillacschen Philosophie den Vorzug vor allen anderen zu geben.

Es muß ein Princip geben, aus dem so viele Einseitigkeiten bei so vielem Trefflichen in dieser Individualität sich erklären lassen, das bei der strengen Consequenz, die in diesem Character herrscht, allen Manifestationen desselben zum Grunde liegt. Wenn wir uns seine Natur als eine ursprünglich zum Handeln und zur practischen Thätigkeit organisirte vorstellen, in der aber ein Vorherrschen der beschaulichen Thätigkeit über die ergreifende poetische, das harmonische Gleichgewicht der Kräfte im Character, wie es die römische Natur constituirt, störend

[1]) Nr. 56 (Beschluß).

trübt, und eine gewisse Quantität von Phlegma in denselben bringt, dann möchten wir wahrscheinlich nicht weit von diesem Principe entfernt sein. Diese Anlage drängte ihn zuerst in die schriftstellerische Laufbahn; im Verhältnisse, wie er sich herausriß aus den Wirbeln der Welt, fühlte er sich um so tauglicher zur Reflexion über ihre Verhältnisse, eine Beschäftigung, zu der seine moralische Gravitation ihn immer hinzog, und damit war die Mitte des schönen Kreises gegeben, den er in der Folge mit seinen Dichtungen ausfüllte. Auf die Warte der Menschheit war er hingestellt, und von da herab wollte er für die Anschauung ordnen das Chaos ihrer Verhältnisse, und nur von dort aus konnte er jenen Schatz von trefflichen Erfahrungen sammeln, den seine Schriften enthalten. Aber wo er hinüber trat aus dieser Sphäre in die der Kunst oder der Philosophie, da mußte jene innere Disharmonie störend sich offenbaren; wie ein angehängtes Gewicht zog die Compactität seines Characters und seiner Welterfahrung ihn gleich sehr vom Romantischen wie von der Idee zurück. Seine Poesie neigte sich daher dem Practischen zu; weil das weibliche nicht in ihr war, darum mußte sie exaltirt männlich werden; ihren Reiz konnte sie nur im Ernsten suchen, da ihr Rührung und Gemüthlichkeit, die wahre Tiefe der Kunst, fehlt; seine Philosophie aber mochte gleichfalls sich nicht zur Idee versteigen, weil sie auf ihrem Fluge Willen und Welt zurückzulassen sich nicht verstehen konnte, sie rächte sich aber für diese Versäumniß dadurch, daß sie ihn nöthigte, im Felde der Moral, um die es ihm warmer, hoher Ernst ist, dieselben feinen Gespinnste anzulegen, die er so bitter an der deutschen Philosophie rügt.

Wie dem allem auch sei, seine Gesinnung ist lauter, sein Character brav und kräftig, Deutschland achtet ihn, und bei der gegenwärtigen Lage Europas steht er wie durch höhere Schickung gerade an dieser Stelle, von wo aus er vielleicht mehr Einfluß auf die Ereignisse der Gegenwart und Zukunft hat, als man wohl ahnden mag.

III. **H. Keiter, Joseph v. Eichendorff.** Sein Leben und seine Dichtungen. 120 S. geh. M. 1.80.

1888. I. **Dr. Franz Hettinger, Dante's Geistesgang.** 140 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. J. H. Schwicker, Peter Pázmány, Cardinal-Erzbischof und Primas von Ungarn, und seine Zeit.** 104 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Joseph Plaßmann, Die veränderlichen Sterne.** Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse u. Erklärungs-Versuche. 120 S. geh. M. 1.80.

1889. I. **P. August Schynse, Zwei Jahre am Congo.** Erlebnisse u. Schilderungen. Mit 7 Abbildungen. Herausgegeben von Karl Hespers. 104 S. geh. M. 2.—

II. **P. Gabr. Meier, Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren.** Reise-Tagebuch des P. Nep. Haunting er O. S. B., Bibliothekar von St. Gallen. 130 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. Franz Falk, Die deutschen Meß-Auslegungen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1525.** 64 S. geh. M. 1.20.

1890. I. **P. Aug. Schynse, Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ost-Africa.** Reise-Tagebuch. Herausgegeb. von K. Hespers. 1. u. 2. Aufl. 116 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Fr. Falk, Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520.** Mit 9 Facsimiles. 92 S. geh. M. 1.80.

III. **A. M. v. Steinle, Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christl. Kunst.** Aus ihren Briefen geschildert. Mit 2 Kunstbeilagen. 104 Seiten geh. M. 2.—

1891. I. **Leopold Kaufmann, Zehn Vorträge über Kunst von Maler Philipp Veit.** Mit einer Kunstbeilage: Bildniß des Malers Veit. 126 Seiten. geh. M. 2.—.

II. **Dr. Adalbert Ebner, Propst Joh. Georg Seidenbusch und die Einführung der Congregation des hl. Philipp Neri in Baiern und Oesterreich.** Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. 80 S. geh. M. 1.50.

III. **H. Keiter, Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke.** 130 Seiten geh. M. 1.80.

1892. I. **Joseph Plaßmann, Der Planet Jupiter. Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungs-Versuche.** 112 S. geh. M. 1.80.

1892. II. **Hespers, Karl, P. Schynse's letzte Reisen. Briefe und Tagebuchblätter.** 104 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. Freiherr von Hertling, Naturrecht und Socialpolitik.** 84 S. geh. M. 1.50.

1893. I. **Dr. J. P. Kirsch, Die christlichen Cultusgebäude im Alterthum.** Mit 17 Abbildungen. 104 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Heinrich Weber, Der Kirchengesang im Fürstbisthum Bamberg.** 72 S. geh. M. 1.20.

III. **Nikolaus Paulus, Johann Wild. Ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts.** 84 S. geh. 1.50.

1894. I. **Jul. Bachem, Die bedingte Verurtheilung.** 68 S. geh. M. 1.20.

II. **Dr. G. Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates.** 116 S. geh. M. 1.80.

III. **Ludwig Schmitt, S. J., Johann Tauſen, der dänische Luther. 1494—1561.** Zur vierhundertjährigen Feier seiner Geburt. 128 S. geh. M. 2.—.

1895. I. **Prof. Dr. Wilhelm Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins.** 144 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. Albert Gockel, Das Gewitter.** 120 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's.** 120 S. geh. M. 1.80,

1896. I. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Carl Müller, Sein Leben und künstlerisches Schaffen.** Mit dem Bildniß Carl Müller's und sechs Bildertafeln. 118 S. geh. M. 2.70.

II. **Professor Dr. Konrad Miller. Monialium Ebstorfensium mappa mundi** mit Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf vom Jahre 1284. 64 Seiten Text. geh. M. 2.—.

III. **Bachem, Julius, Bedingte Verurtheilung oder Bedingte Begnadigung?** 40 S. geh. M. 1.20.

1897. I. **Dr. Franz Kampers, Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi.** 124 S. geh. M. 1.80.

II. **Kirsch, Dr. J. P., Die Acclamationen und Gebete der altchristlichen Grabschriften.** 88 S. geh. M. 1.80.

III. **Jurbonsen, Dr. Friedrich, Die Sage von der Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaume".** 96 S. geh. M. 1.80.

1898. I. **Prof. N. Scheid, S. J., Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts.** 72 Seiten. geh. M. 1.50.

1898. II. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Der Madonnenmaler Franz Ittenbach.** Mit dem Bildniß des Künstlers und Abbildungen von 11 seiner Werke. 80 Seiten. geh. M. 2.—.

III. **Dr. Joseph Wilpert, Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten.** Vornehmlich nach den Katakomben-Malereien dargestellt. 58 S. Text und 22 Seiten Abbildungen. Geh. M. 2.—.

(Fortsetzung siehe 4. Seite des Umschlags.)

Jahresberichte und Vereinsgaben ferner:

1899. I. **Alexander Kaufmann, Thomas von Chantimpré.** 138 S. M 1,80.

II. **Dr. Augustin Wibbelt, Joseph von Görres als Litterarhistoriker.** 80 S. M. 1,50.

III. **Joseph Dahlmann, S. J., Das altindische Volkstum und seine Bedeutung für die Gesellschaftskunde.** 140 S. M. 2,25.

1900. I. P. **Bernhard Duhr, S. J., Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen.** 96 S. M. 1,80.

II. **Dr. Johannes Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen.** 90 S. u. 1 Tafel Abbildungen M. 1,80.

III. **Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804 u. 1805.** 88 S. M. 1,80.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten den **Jahresbericht** und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden **Vereinsgaben**, die Theilnehmer den Jahresbericht gratis und franco zugesandt.

Die Mitglieder und die Theilnehmer erhalten die sämmtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [nicht jedoch das **Staatslexikon**] bei directem Baarbezug von dem General-Secretair der Gesellschaft zu zwei Drittheilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [nicht die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

*

Adresse des General-Secretairs: **Dr. H. Cardauns, Köln.**
„ der Geschäftsstelle **J. P. Bachem, Köln.**

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr. Hermann, Konrad von Hostaden, Erzb. von Köln (1238—61). **Festschrift** zur Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr. Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewidmet von der Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt Mark 3,60. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr. Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. **Festschrift** zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung. Preis: brochirt Mark 3,—. (2.—.)

Hipler, Dr. Franz, Die deutschen Predigten und Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. **Festschrift** zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt Mark 4,—. (2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr. Otto Bardenhewer. 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchh. in Freib. Preis M. 13,50. (9.—.)

Historisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von H. Grauert, L. Pastor, G. Schnürer u. C. Weyman herausgegeben von Joseph Weiß. 1.—21. Band, 1880—1900, zu 4 Heften gr. 8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. 12M. (8.—.) Einzelne Hefte M. 3,50.

Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görresgesellschaft u. in Verbindung mit der Redaction des Histor. Jahrbuchs herausg. von Dr. H. Grauert. 1. Heft: Die Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen, eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Bruno Böhm (Freiburg, Herder, 1900.)

Jahresbericht der Section für Philosophie 1877. 1883. 1884. 100 bezw. 116 und 108 Seiten groß 8°. Preis: je Mark 1,80. (1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Band I—V. (Heft 1—46.) Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1887—97 (abgeschlossen). Zweite Auflage. Band I. (Heft 1—9) (1900).

Philosophisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Jos. Pohle (Breslau) u. Prof. Dr. Schmitt (Fulda) herausgegeben von Dr. Const. Gutberlet, Prof. an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda. 1. bis 13. Band. 8°. Fulda 1888—1900. Druck und Commissions-Verlag der Fuldaer Actien-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. von der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. I. Prof. Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morone's vom deutschen Königshof (1539, 1540). 1892. — II. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrich's VIII. 1893. — III. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts. 1894. — IV. Dr. Ehses und Dr. Meister, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abth. 1895. — V. Prof. Kirsch, Die Rückkehr der Päpste Urban V. u. Gregor XI. von Avignon nach Rom. 1898. — VI. W. E. Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Caspar Groppper's aus Westdeutschland (1573 bis 76). 1898. — VII. Nuntiaturberichte aus Deutschland. Zweite Abth. 1900. — VIII. P. K. Eubel, Die avignonesische Obedienz der Mendikantenorden. 1900.

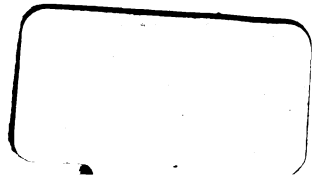
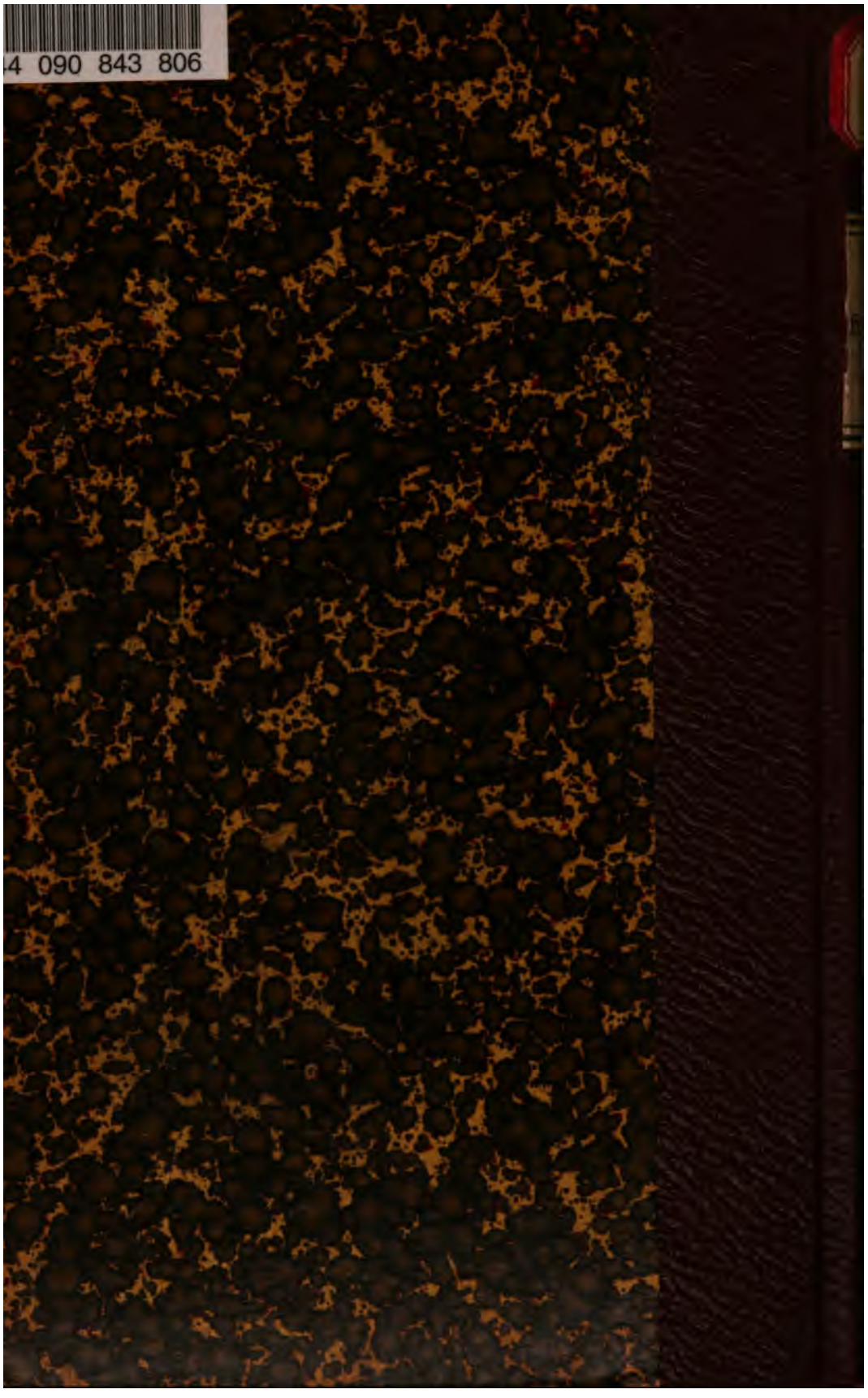
Die Redaction der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Commission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstraße 22, zu adressiren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is in
by retaining it beyond the sp
time.

Please return promptly.



4 090 843 806